Ernst Schulze

Ernst Schulze.



Ernst Schulze.

Ernst Schulze.

Nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert

von

Hermann Marggraff.

Mit dem Bildniß Ernst Schulze's.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1855.

Vorwort.

Die Verlagshandlung der poetischen Werke Ernst Schulze's hat mich mit dem Auftrage beehrt, zu einer neuen Gesammtausgabe der Schulze'schen Dichtungen, mit Zugrundelegung eines reichlichen Materials von Briefen und Tagebuchblättern aus dem handschriftlichen Nachlasse des Dichters sowie von Mittheilungen seiner nächsten Verwandten und vertrautesten Freunde, eine möglichst erschöpfende Biographie und Charakteristik Schulze's zu schreiben. Ich ging auf diesen Antrag mit um so größerer Freude und Liebe zur Sache ein, da ich meiner ersten Bekanntschaft mit den Schulze'schen Dichtungen einige meiner mir theuersten poetischen Jugendstimmungen verdanke. Man kehrt ja in spätern Jahren — was man inzwischen auch äußerlich und innerlich erlebt und welche Wandlungen man erfahren haben mag — gern zu solchen frühen Erinnerungen und Eindrücken zurück.

In einer allmälig wieder zu größerer Contemplation zurückkehrenden Zeit wird Schulze's dichterische Bedeutung auch von den Literaturkennern wieder mehr gewürdigt werden. An Freunden im Publicum hat es ihm auch in der äußerlich und zum Theil stürmisch bewegten Periode, die hinter uns liegt, nie gefehlt, wie die immer wieder nöthig gewordenen neuen Ausgaben und Auflagen seiner beliebtesten Dichtungen beweisen. Aber es ist mir kaum ein Dichter neuerer Zeit bekannt (Goethe selbst nicht ausgenommen), dessen Dichtungen so sehr aus Gelegenheitsursachen hervorgegangen sind und dessen dichterische Entwickelung so innig mit seinen Lebensschicksalen und innern und äußern Erfahrungen zusammenhängt, als Ernst Schulze. Bei keinem ist es daher zum richtigen Verständniß seiner poetischen Schöpfungen so nothwendig, ihre Zusammenhänge und Verschlingungen mit seinem äußerlich und scheinbar wenig bewegten, aber an interessanten psychologischen Momenten eigenthümlich reichen Lebensgange kennen zu lernen.

Was das Publicum bisher von diesem wußte, beschränkte sich auf die dankenswerthen, mit Wärme geschriebenen und aus genauer Kenntniß der Eigen-

thümlichkeiten des Dichters hervorgegangenen Mittheilungen seines Lehrers und väterlichen Freundes Friedrich Bouterwek, welche als Biographische Vorrede (aus Göttingen vom 20. März 1822 datirt) den bisherigen Ausgaben der Schulze'schen Werke vorangestellt und durch Einfügung an den betreffenden Stellen in die nachfolgende Biographie fast vollständig übergegangen sind. Die meisten der Notizen, die Bouterwek über ihn mitzutheilen hatte, verdankte er, wie er selbst sagt, der genauen Bekanntschaft mit dem Dichter, dessen Muse unter seinen Augen aufwuchs, die Notizen über des Dichters Kindheit und Jünglingsjahre aber dem Vater Schulze's, der Bürgermeister in Celle war, 1820 starb und neben seinem Sohne beerdigt worden ist.

Die Bouterwek'sche Biographie war jedoch nicht viel mehr als eine Skizze, die nur das Nothdürftigste und auch dieses zuweilen nur in der Form von Andeutungen gab, welche das Publicum auf nähere Mittheilungen über die blos angedeuteten Lebensverhältnisse nur um so gespannter machen mußten. Bouterwek stand den Kreisen, in welchen sich der Dichter vorzugsweise bewegte, zu nahe und hatte ohne Zweifel als Mitlebender auf gewisse

Mitlebende Rücksichten zu nehmen, durch die ein Biograph Schulze's mehr als dreißig Jahre später sich nicht mehr gebunden erachten darf. Die gewissermaßen subjective und persönliche Pietät, welche Bouterwek bewegen mochte, Dies oder Jenes nur anzudeuten oder ganz zu verschweigen, ist für den spätern Biographen nicht vorhanden; ihm sind die Grenzen weiter gezogen, obschon er diejenigen zu respectiren hat, die einem gewissenhaften literarischen Testamentsvollstrecker das eigene Gefühl des bei solchen Veröffentlichungen Erlaubten und Gestatteten von selbst vorschreiben wird. Die noch lebenden Freunde und nächsten Verwandten Schulze's haben durch reichliche Einsendungen von Mittheilungen selbst anerkannt, daß die Rücksichten, welche Bouterwek zu nehmen hatte, nicht in dem Maße mehr gelten und daß nach einer solchen Reihe von Jahren, in denen eine ganze Generation hingegangen ist, die Lebensverhältnisse Schulze's in die Ferne objectiv-historischer Betrachtung gerückt sind.

Zu den Hauptquellen, aus denen mir zu schöpfen gestattet war, gehören die sehr zahlreichen Briefe des Dichters an seinen treuen Freund, den Ober-Medicinalrath Dr. Bergmann zu Hildesheim,

und das Tagebuch Schulze's — jene von besonderm Interesse für die frühere Dichterperiode Schulze's, dieses für die Zeit seines Verhältnisses mit Cäcilie und ihrer Schwester Adelheid, wie für die Zeit seines Militärdienstes. Die Briefe an seinen Freund Bergmann waren bereits, als sie mir zur Hand kamen, in einer Weise gesichtet, daß mir gegen ihre Veröffentlichung gar kein Bedenken vorzuliegen schien, und daß ich nur weglassen zu müssen glaubte, was zu speciell oder gewöhnlich und daher weniger geeignet war, das Publicum zu interessiren, oder dem Charakterbilde des Dichters etwas Wesentliches hinzuzufügen.

Etwas anders verhält es sich mit dem Tagebuche, welches auch sämmtliche Briefe Schulze's an Adelheid Tychsen einschließt und von ihm gewissermaßen als das Eigenthum Adelheid's betrachtet worden zu sein scheint. Dieses die Zeit vom 8. September 1811 bis zum 17. Juli 1816 umfassende Tagebuch enthält zwar interessante Mittheilungen genug, gegen deren Veröffentlichung auch der Gewissenhafteste keine Bedenken haben könnte; aber die Frage drängte sich mir auf, wie weit der Biograph in der Benutzung von Selbstgeständnissen

und Briefen, welche intime Herzensangelegenheiten betreffen, gehen dürfe? Es lag mir wenig daran, die oft vorgekommenen Beispiele tadelnswerther Gewissenlosigkeit, die man bei Veröffentlichung solcher Nachlassenschaften bewiesen hat, auch meinerseits um ein neues zu vermehren. Es ist aber anzunehmen, daß ein Dichter, welcher ein Tagebuch führt, ohne es vor seinem Tode zu vernichten oder ausdrücklich die Erklärung zu hinterlassen, daß er seine Veröffentlichung nicht wünsche, eine Benutzung desselben zu biographischen Zwecken sich als möglich gedacht und von seinem Standpunkte nichts dagegen einzuwenden gehabt haben werde. An einer Stelle deutet Ernst Schulze darauf hin, daß dieses Tagebuch wol einmal Jemandem in die Hände fallen könne; die einzige Strafe für diesen Vorwitz werde alsdann Langeweile sein, die den Leser bei so manchen Kleinigkeiten anwandeln würde.

Ueber Schulze's Verhältniß zu Adelheid Tychsen, welches dem Dichter in der letzten Periode so viele Gemüthsunruhe verursachte, enthält ohnehin eine große Zahl seiner Gedichte viele nicht miszuverstehende Andeutungen, und endlich kann ich mich auf die Worte berufen, womit Bouterwek die Veröffentlichung des „Poetischen Tagebuch" recht-

fertigte: „Der Herausgeber muß ihre öffentliche Bekanntmachung auf sein Gewissen nehmen, und er glaubt es zu dürfen, nachdem ihm zu diesem Zweck die Abschrift aus den Händen Derer zugekommen ist, deren Einwilligung in Betracht kam.“

Dieses prosaische Tagebuch ist nur ein Commentar des schon von Bouterwek veröffentlichten „Poetischen Tagebuch“, und es kam nur darauf an, bei der Mittheilung Dessen, was für die psychologische und dichterische Entwickelung Schulze's von Bedeutung erschien, Dasjenige auszusondern und der Oeffentlichkeit zu entziehen, dessen Bekanntmachung einer Verletzung tiefster Herzensgeheimnisse, die man nur sich oder höchstens noch einer zweiten Person gesteht, gleichkommen würde. Der Verfasser dieser Biographie hofft, daß es ihm gelungen sein wird, nur solche Geständnisse und Lebensmomente zur Oeffentlichkeit gebracht zu haben, welche der Dichter selbst, falls er bei längerm Leben sein eigener Biograph geworden wäre, nicht verschwiegen haben würde. Dissonanzen begegnen uns in dem Gemüthsleben jedes Dichters; aber sie gleichen sich, wie auch zum Theil bei Schulze, in den meisten Fällen später wieder harmonisch aus. Einzelne

Züge, die uns vielleicht für den Augenblick etwas schroff entgegentreten, finden oft in andern Zügen ihre mildernde Erklärung oder dienen zu ihrer Motivirung, und sind vielleicht so wesentlich, daß der Biograph fürchten müßte, dem Dichter, der ja ohnehin in seinen lyrischen Producten seine geheimsten Herzensempfindungen ohne Rückhalt vor dem Publicum auszubreiten liebte, durch ihre Auslassung mehr als durch ihre Mittheilung unrecht zu thun.

Außer diesen Hauptquellen waren dem gegenwärtigen Biographen noch sehr dankenswerthe fragmentarische Mittheilungen der Freunde Ernst Schulze's, des schon erwähnten Ober-Medicinalraths Bergmann und des Freiherrn von Schleinitz, braunschweigischen Staatsministers, und Schulze's Schwester der Frau Superintendentin Hornbostel, geb. Schulze, in Kloster Wienhausen, ferner ein kurzer Lebensabriß Ernst's, aus der Feder seines ältern, als Obersteuerrath in Hannover verstorbenen Bruders August, und eine Reihe von Briefen des Dichters an Karoline Gräfin von Egloffstein und den Oberforstmeister von Beaulieu-Marconnay, damaligen Oberstlieutenant, zur Benutzung gütigst überlassen. Der Biograph glaubt sich einer Pflicht zu entledigen,

wenn er, zugleich im Namen der Verlagshandlung, an dieser Stelle Veranlassung nimmt, den verehrten Einsendern, welche den Wünschen der Verlagshandlung so bereitwillig entsprachen, hiermit seinen Dank zu sagen.

Infolge dieser Mittheilungen ist es auch möglich geworden, das „Poetische Tagebuch" um einige kleinere Gedichte zu vermehren. Mehre poetische Kleinigkeiten, ein aus wenigen Reimzeilen bestehender lyrischer Erguß über die Beerdigung Cäciliens, einige Distichen u. s. w., welche sich in des Dichters Tagebuche fanden, sind weiter unten zum ersten male abgedruckt.

Ich schließe dieses Vorwort mit der Bemerkung, daß ich es als Biograph Schulze's für meine Aufgabe gehalten habe, mehr als mich selbst den Dichter sprechen zu lassen, der sich zugleich in diesen Briefen und Selbstbekenntnissen seinen Verehrern oft in einem ganz neuen unerwarteten Licht und besonders auch als ein ganz vorzüglicher Prosaist darstellen wird.

Leipzig, im Januar 1855.

Hermann Marggraff.

Ernst Schulze, mit seinem vollständigen Taufnamen Ernst Konrad Friedrich, wurde am 22. März 1789 zu Celle geboren, wo sein Vater, ein gewandter, geschäftstüchtiger, wackerer und im Umgange angenehmer Mann, Bürgermeister war. Seine Mutter, eine geborene Lampe und Tochter eines Predigers, war seines Vaters erste Frau; die zweite war eine geborene Mittag; die dritte, eine geborene Schwarz, ist gegenwärtig noch am Leben. Aus derselben Ehe stammte sein älterer Bruder August, der als Obersteuerrath in Hannover starb: ein Mann von hellem Verstande und strengrechtlichem und dabei heiterm Sinn. Die Mutter starb beiden Brüdern bald hinweg. Ernst bildete sich inzwischen zu einem vollkommenen kräftigen Knaben aus, zeigte sich zu allen Leibesübungen geschickt, zu drolligen Streichen immer bereit, und erwarb sich hierdurch unter seinen Jugendgenossen, unter denen sich die Söhne

der Oberappellationsräthe von Bülow und von Rüling befanden, viele Gunst und Zuneigung. Wo die Flucht ergriffen werden mußte, war er unter den Fliehenden der Letzte. Sein obengenannter älterer Bruder August schildert ihn in einem hinterlassenen kurzen Lebensabrisse als einen durch Arglosigkeit, Offenheit und Gutmüthigkeit ausgezeichneten Knaben. Bouterwek, der sich dabei auf die ihm von Ernst's Vater zutheil gewordenen Mittheilungen stützte, spricht sich in seiner biographischen Vorrede zu Schulze's Werken über dessen Knabenzeit wie folgt aus:

„Ernst Schulze schien in seinem Knabenalter mehr Anlage als Neigung zu wissenschaftlichen Studien zu haben. Zu den Arbeiten, die seine Lehrer ihm aufgaben, mußte er angehalten werden. Er verschob sie gewöhnlich bis auf den letzten Augenblick, und that sie dann im Fluge ab. . . . Im väterlichen Hause ließ Jedermann seiner Herzensgüte Gerechtigkeit widerfahren; aber man versprach sich nicht viel von ihm, weil er zur Besorgung von Aufträgen nicht zu gebrauchen war, seine Bücher verlor, keine Art Ordnung zu lieben schien. Seine

Kleider waren in wenigen Tagen, nachdem sie neu gewesen, beschmuzt und zerrissen. Der Director von dem Gymnasium tröstete den besorgten Vater damit, daß es dem Knaben nur am Fleiße, nicht an Talenten fehle. Beharrlichkeit zeigte er bei kleinen Liebhabereien, die er eifrig so lange fortsetzte, bis er sie nicht mehr nach seinem Geschmacke befriedigen konnte. Er studirte z. B. die Wappenbücher mit solchem Fleiße, daß er in seinem vierzehnten Jahre von Malern bei der Verzierung von Särgen zurathe gezogen wurde. Aber er verschenkte seine Wappensammlung, wie eine ähnliche Sammlung von kleinen Münzen, als er ein gewisses Ziel erreicht hatte."

Seine Briefe an Adelheid Tychsen, Cäciliens Schwester, die in seinem Tagebuche aufbewahrt sind, enthalten eine Darstellung seines Jugendlebens, deren hervortretendste Momente folgende sind:

„Ungefähr bis in mein vierzehntes Jahr wurde ich zu Hause für ein ganz gutmüthiges, aber höchst unnützes und zu allen Dingen unbrauchbares Geschöpf gehalten, weil meine Kleider immer in den ersten Tagen zerrissen, meine Bücher, sobald ich sie erhalten hatte, verloren waren, weil ich alle

Aufträge verkehrt besorgte, nie etwas Neues wußte, das Rechnen nicht lernen konnte und über keine Sache im gewöhnlichen Leben vernünftig zu reden verstand, ausgenommen über die Kochkunst, deren großer Verehrer ich von jeher war. Viel trug zu dieser Meinung noch bei die Vergleichung mit meinem ältern Bruder, der ein sehr ordentlicher und vernünftiger Mensch war und viele Anlage zum Geschäftsmann zeigte. Da ich allgemein für so ganz unbedeutend gehalten wurde, glaubte ich am Ende selbst, die Leute müßten doch wol Recht haben und betrachtete mich immer als einen Menschen, aus dem nie Etwas werden würde. Diese Idee gab mir eine gewisse Scheu und ein linkisches Wesen, das mich nie verließ, so lange ich nicht bei meinen Spießgesellen, sondern in der Gesellschaft meiner Hausgenossen war."

„Durch Erziehung konnte damals auch wenig auf mich gewirkt werden, weil ich meinen Vater zwar herzlich liebte, ihn aber wegen seiner vielen Geschäfte fast nie sah, und meine Tante, die seit dem Tode meiner zweiten Mutter das Hausregiment führte, alle möglichen vortrefflichen Eigenschaften, nur nicht das Talent der Erziehung besaß. Meine

jetzige Mutter, eine herrliche Frau, die in dieser Zeit zu uns kam, war damals noch zu jung, als daß sie es verstanden hätte, uns vier Kinder gehörig zu behandeln.“

„Von meiner Gutmüthigkeit hatte man deswegen einen großen Begriff erhalten, weil ich die jüngere Schwester meiner jetzigen Mutter, ein sehr geistreiches, gebildetes, aber durchaus unpoetisches Mädchen, die mich ewig zur Zielscheibe ihres sehr pikanten Witzes machte, dennoch auf das zärtlichste liebte, und ihr jeden Gefallen erzeigte, wenn es auch auf eine halsbrechende Art geschehen mußte. Unter meinen Bekannten genoß ich aber im Gegentheil ein großes Ansehen, theils weil ich die meisten an geistiger Bildung, die ich zu Hause verbarg, übertraf, theils weil ich immer der Erste auf dem Eise war, wenn es nur mit Mühe hielt, der höchste auf den Bäumen und Dächern, und der Letzte, der fortlief, wenn wir Fenster einwarfen, oder den Jungfern und Bedienten der alten Damen, die von einem Thee zu Hause kamen, die Laternen ausbliesen. Ueberhaupt reizte mich Alles, womit ich Gefahr verbunden sah, und viele alte Matronen schalten mich oft einen heillosen Buben und tollkühnen

Waghals, während man in meiner Aeltern Hause nichts davon ahnte. Dort saß ich gewöhnlich ganz ruhig und las entweder Romane und Gedichte, oder träumte von Dem, was ich gelesen hatte. Man glaubte, ich sei höchstens zum Pastor gut, der auf dem Lande die Hände in den Schoos legen und im erbaulichen Müßiggang die schöne Natur betrachten könne."

Wenn nun auch diese Eigenschaften keineswegs die alleinigen und immer nothwendigen Kennzeichen poetischer Begabung sind, so sind sie doch sehr häufig diejenigen, welche mit ihr Hand in Hand gehen. Der ordnende und Ordnung haltende Verstand und die ausdauernde Arbeitskraft muß von solchen poetisch Begabten erst mühsam erworben werden, wie dies sich auch später an Schulze bewährte. In den Knabenjahren behalten eine gewisse Sorglosigkeit, Gutmüthigkeit, Neigung zu drollig-harmlosen, aus humoristischer Anlage hervorgehenden Streichen und die spielende von Gegenstand zu Gegenstand hastig eilende Phantasie bei ihnen das Uebergewicht. Rechnen zu lernen hat Schulze, wie er selbst bemerkt, sich niemals bequemen können. Nicht

selten entwickelt sich bei solchen Naturen auch wol eine Neigung zu scharfem schneidendem Witz, um erst in spätern Jahren einer ruhigen Contemplation zu weichen. Diese Neigung entspringt aber aus dem Conflicte ihrer sorglos gutmüthigen, dabei aber meist auch höchst reizbaren Natur und ideal-phantasiereichen Anschauung mit der trockenen und oft philisterhaften Wirklichkeit, die ihren idealen Anschauungen und ihren übertriebenen, nicht selten phantastischen Foderungen meist sehr wenig entspricht. Auch Schulze konnte, wie wir später sehen werden, in den Jahren seiner aufsteigenden Kraft witzig sein bis zur schneidenden Schärfe des Sarkasmus. Das Lebensalter, das zur Contemplation und zur ruhigen Abwägung aller Lebensverhältnisse geneigt macht, hat er nicht erlebt.

Nach Bouterwek gab die erste Veranlassung zur Entwickelung der Dichtertalente Ernst Schulze's sein vertrauter Umgang mit den Söhnen eines geschätzten Oberappellationsraths, wie wir aus den Mittheilungen seines ältern Bruders schließen dürfen, des obengenannten von Bülow. In Verbindung mit diesen lebhaften und geistvollen Knaben, erzählt Bouterwek, schrieb er kleine Aufsätze und eine

Art von Zeitung, in welcher Familiengeschichten als Hof- und Staatsangelegenheiten behandelt wurden. Seinen Schmerz über die Trennung von diesen Freunden, an denen er enthusiastisch hing, habe er, fährt Bouterwek fort, in einem Gedichte ausgedrückt, dem ersten von seiner Hand, dessen sein Vater sich erinnerte. Bülow verließ nämlich die hannoverschen Dienste im Jahre 1805, um in preußische überzutreten, und die Söhne folgten ihm dorthin. Nach einer in dem handschriftlichen Lebensabriß aus der Feder des ältern Bruders enthaltenen Mittheilung wäre jedoch sein erster, übrigens in demselben Jahre verfaßter poetischer Versuch ein kleines scherzhaftes Gedicht gewesen, welches er auf die Verlobung eines Fräuleins von Mandelsloh mit dem Drosten von Stockhausen verfertigt habe, und zwar im Bade Rehburg, wohin er im Sommer 1805 den Oberappellationsrath von Rüling begleitete, dessen Sohn daselbst eine Badecur gebrauchen mußte.

In ein früheres Jahr, scheint es, fällt ein in derselben Handschrift erwähnter Besuch bei einem Verwandten in Hamburg, der dort eine ansehnliche Weinhandlung besaß. Der Knabe faßte unter den ihm so ganz neuen und gewaltigen Eindrücken den Kauf-

mannsstand sofort von seiner poetischen Seite auf; die Unabhängigkeit, die der Kaufmann genießt, trat ihm lebhaft vor das Auge, und so entstand der Wunsch in ihm, sich dem Handelsstande zu widmen. Diese Absicht, erzählt der brüderliche Biograph weiter, habe er jedoch sehr bald aufgegeben, als er in die Mittel, wodurch der Kaufmann seinen Erwerb herbeiführe, und in die Gegenstände, womit er sich zumeist beschäftigen müsse, einen tiefern Einblick gewonnen habe. Ohnehin habe das Geld in seinen Augen einen sehr geringen Werth gehabt und die Mittel, in seinen Besitz zu gelangen, seien ihm widerwärtig gewesen, wie unter Anderm aus seiner Aeußerung hervorging: er begreife gar nicht, wie man für Geld, das man Jemandem leihe, Zinsen nehmen könne, da es doch genug sei, wenn das Capital selbst dereinst zurückgezahlt würde.

Auf seine Phantasie scheinen namentlich die häufigen kleinen Ausflüge, die er vom Jahre 1803 an nach Havighorst, einem damals Schulenburg'schen, von seinem Vater administrirten Gute, machte, von anregendem und befruchtendem Einfluß gewesen zu sein. Hier brachte er oft mehre Tage in dem etwas verfallenen Wohnhause des Pachters zu, na-

mentlich in dem sogenannten Ritterzimmer, in welchem er mit Vorliebe der Lectüre der dort befindlichen Rittergeschichten, Feenmärchen und französischen Bücher oblag, und zwar mit einem Eifer, daß der Pachter, in dessen Familie Ernst ein lieber Gast war, die Befürchtung aussprach, der junge Mensch scheine sich überzustudiren und tiefsinnig zu werden. Dabei leistete er aber den Landleuten große Dienste, indem er sich stets bereitwillig finden ließ, unerschrocken und ohne Scheu vor den ihm mehrmals angedrohten Mishandlungen den Dolmetscher zwischen ihnen und der französischen Einquartierung zu machen und deren oft unverschämte Foderungen durch Vorstellungen bei den Offizieren abzuwenden.

Der Dichter theilt über diese Episode seines Jugendlebens in seinem Tagebuche Folgendes mit:

„Indessen erwachte zwischen meinem funfzehnten und sechzehnten Jahre eine mir ganz neue poetische Welt in mir, über deren ordnungslose Gebilde ich nicht Herr werden konnte und mich deshalb mehr als je in die Einsamkeit zurückzog. Ich brachte oft ganze Monate auf einem abgelegenen Landgute,

einige Meilen von Celle, zu. Das Herrenhaus, worauf ich ganz allein wohnte, lag weit von dem Wirthschaftsgebäude entfernt in einem verwilderten Park, den ein Fluß durchschnitt, der mehre kleine Teiche und Inselchen bildete. Das Haus selbst war groß, öde und fast ganz verfallen und wurde seit dreißig Jahren nicht bewohnt. So oft der Pachter mir auch ein Zimmer in seinem Hause anbot, ließ ich mir doch nie meinen großen Saal mit dem hohen Kamin, den kleinen Scheiben und den vielen Ritterbildern in Lebensgröße nehmen, obgleich man fast bei jedem heftigen Schritt den vermoderten Fußboden durchtrat und kaum einen Tisch finden konnte, der nicht längst zu den Invaliden gehört hätte. Wenn ich in dem großen Himmelbette von rothem Tuch mit gelber Stickerei lag, oder an einem stürmischen Abend mitten im Zimmer an dem wackeligen Tische mit Drachenbeinen und dem getäfelten Schachbret auf der Platte bei einem Buche oder in Gedanken saß, dann war es mir ein so schauerlich-angenehmes Gefühl, ganz allein zu sein in der Nacht und der Furcht zu trotzen, die mich oft grausig genug beschlich. Selbst während des Winters war ich dort einmal vierzehn Tage und fror

lieber am Kamin, als daß ich mich an den warmen Ofen in der Pachterwohnung gesetzt hätte. Am Tage war ich gewöhnlich in der kleinen französischen Bibliothek, die sich dort befand, oder ich streifte durch Moor und Haide und lag unter den Tannen, an den wüstesten Oertern. Seit jener Zeit sind mir solche nach der gewöhnlichen Ansicht trostlose Gegenden unbeschreiblich theuer geblieben, und ich kann nie ohne Wehmuth und Sehnsucht an ein wildes mit Fichten bewachsenes Moor, oder an eine weite Haide, worauf die Luft so schauerlich säuselt, zurückdenken. Ich schrieb damals nie etwas nieder, aber ich lebte ganz in meinen Phantasien und war auf dem Wege, ein ganz unheilbarer Schwärmer zu werden."

Zugleich suchte er sowol auf der Schule in Celle, deren Lehrer und vorzüglich den Rector Grünbusch er für sich zu gewinnen wußte, als durch Privatunterricht früher vielleicht Versäumtes nachzuholen. Er liebte Musik und brachte es auf dem Klaviere wie auf der Guitarre zu einiger Fertigkeit, die er jedoch späterhin nicht weiter ausbildete. Eine Fußreise, die er mit Bülows im Jahre 1804 über Göttin-

gen, Kassel und durch den Harz machte, und die ihm bei seinem Sinn für Naturschönheiten einen reichen Genuß gewährte, sowie sein oben schon erwähnter Aufenthalt im Bade Rehburg, wo ihn namentlich der Verkehr mit jungen Damen interessirte, vollendeten einen Cyklus von Jugendeindrücken, die sein poetisches Vermögen sowol weckten als befruchteten. Zudem fand das, wie schon bemerkt, von ihm in Rehburg verfaßte Verlobungsgedicht vielen Beifall und verschaffte ihm die nähere Bekanntschaft und Theilnahme mehrer interessanter Personen, namentlich des Grafen Oeynhausen, der auf den jungen Schulze keinen ganz unbedeutenden Einfluß geübt zu haben scheint. Schulze schilderte den Grafen, der sich in seinen jüngern Jahren durch sein feuriges Temperament zu manchen Thorheiten hatte hinreißen lassen und durch eine bedeutende Prüfungsschule gegangen war, als einen außerordentlich interessanten Menschen. Oeynhausen hatte sich in allen Ländern Afrikas und selbst in einigen Theilen Asiens und Europas umgesehen und besaß, außer einem vorzüglich einnehmenden Wesen, auch Talent für Musik und Malerei. Der Graf gewann den jungen Mann, dessen Talent und sinniges Ge-

müth er sehr bald erkannte und schätzen lernte, in besonderm Grade lieb, schenkte ihm unter Anderm ein Exemplar von Schiller's Gedichten und theilte ihm so Manches aus seinem Leben und seinen Irrfahrten mit, was auf die leicht entzündliche Phantasie Schulze's nicht ohne bedeutenden Einfluß bleiben konnte.

Des Dichters Tagebuch enthält über diesen Aufenthalt in Rehburg folgende Mittheilung:

„Während jenes fünfwöchentlichen Aufenthalts in Rehburg, wo in jenem Jahre die Badezeit gerade sehr glänzend war, trat ich eigentlich zuerst hinaus in das Leben, das ich zu Hause geflohen hatte. Ich fand mich bald darin, bildete mich in wenigen Tagen außerordentlich, und fing an, meine neuen Grundsätze in Ausübung zu bringen. Ich hatte das Unglück, von einigen Leuten geschmeichelt zu werden, die nicht begreifen konnten, wie man, kaum siebzehn Jahre alt, Verse machen könne, welche freilich ganz abscheulich waren, die aber pour la nouveauté du fait gefielen, und besonders wie man nebenher noch soviel Griechisch habe lernen können, um den Homer zu lesen. Ich wurde bemerkt und

hervorgezogen, und das machte mich eitel und verbannte den letzten Rest jener Menschenscheu, die mir immer von meinen Kinderjahren angehangen hatte. Ich wurde galant, süffisant und mein eigener Bewunderer im höchsten Grade, kurz, ich stand auf dem Punkte, ein sehr flacher Weltmensch zu werden, wenn mich dieses mal die Liebe nicht gerettet hätte."

Aber die Zeit rückte heran, wo Schulze sich für ein bestimmtes Fach entscheiden mußte. Gegen die Jurisprudenz wie gegen die Medicin hatte er eine entschiedene Abneigung, von seiner natürlichen Bestimmung dämmerte in ihm nur eine noch dunkle Ahnung, und so entschloß er sich denn, um doch Etwas zu wählen, zum Studium der Theologie. Im Jahre 1806 bezog er die Universität Göttingen. Zu den theologischen Disciplinen Zuneigung zu fassen konnte er sich nicht überwinden; um so eifriger besuchte er, und zwar anfangs diese fast nur allein, die ästhetischen und literarhistorischen Vorlesungen Bouterwek's, der in seiner biographischen Skizze Ernst Schulze's über ihr beiderseitiges Verhältniß Folgendes erzählt:

„Ich sah ihn zum ersten male, als er sich bei mir

zum Collegium meldete. Sein Aeußeres nahm beim ersten Anblick weder für noch gegen ihn ein. Sein gutgebauter Körper, von mittlerer Größe, hatte eine feste Haltung, sein regelmäßig gebildetes Gesicht hatte edle Züge, aber sein geistvolles Auge war unstät. In seinem einfachen, geraden und anspruchslosen Betragen lag nichts, das ungewöhnliche Erwartungen hätte erregen können. Aufmerksam wurde ich auf ihn zuerst, als er in einem Practicum, dessen Zweck war, den schriftlichen Stil der Theilnehmer zu bilden, durch Ausarbeitungen sich auszeichnete, in denen Gefühl und Phantasie so zart und so correct sich ausdrückten, wie es sich von einem jungen Manne von achtzehn Jahren kaum erwarten ließ. Das verdiente Lob, das ich ihm öffentlich ertheilte, veranlaßte ihn, nach einiger Zeit mich zu besuchen, um mir einige seiner Gedichte zur Beurtheilung vorzulegen. Es waren Sonette, Episteln und Elegien, mangelhaft von mehren Seiten, aber an einigen Stellen unübertrefflich und im Ganzen unbezweifelbare Beweise von wahrem Dichtertalent. Mit dem lebhaftesten Danke nahm er meine Zurechtweisungen an, wo ihre Gründe ihm einleuchteten. Wo das Gefühl entscheiden mußte, vertheidigte er seine

Ansichten. Auch dies gefiel mir. Wir wurden immer näher miteinander vertraut."

Bouterwek führte ihn in die Gesellschaft gebildeter Frauen ein, unter deren Einfluß, wie Schulze's Bruder in der schon erwähnten Handschrift bemerkt, Ernst sich mehr und mehr daran gewöhnte, auf sein Aeußeres, das er bis dahin gänzlich vernachlässigt hatte, größere Sorgfalt zu verwenden. So gelang es ihm, alle Ungeschicktheiten aus seinem Benehmen entfernen zu können, obschon ihm (nach den Worten seines Bruders) „ein einnehmender Anstand nie eigen war".

Wieland war damals besonders nach seinem Geschmacke, obgleich, wie Bouterwek mit Recht hervorhebt, seine eigene Poesie keinen Zug von der Satire der Wieland'schen hatte. Sein Bruder August hat uns folgende briefliche Aeußerung Ernst's über Wieland aufbewahrt: „Ich lege mich fast allein auf das Studium dieses Mannes, weil sein leichter Stil, sein feiner salzreicher Witz, sein wirklich oft hervorleuchtender edler Charakter und seine gefällige, einnehmende Weltbürgerphilosophie mich ganz bezaubert haben." Gegen Bouterwek äußerte er in dieser Hinsicht, daß die Heiterkeit der Wieland'schen Phi-

losophie auf seinen Geist den glücklichsten Einfluß gehabt habe. Ein strenger Ernst scheine ihm das Leben und die Kunst zu verderben. Er glaube diese Meinung auch vor einem Professor der Philosophie nicht verbergen zu dürfen, weil er sich nichts vorzuwerfen habe, das eine vernünftige Moral tadeln könne. Auch von Andern erfuhr Bouterwek, daß an Schulze's Sitten nichts zu tadeln sei, außer einem kleinen Leichtsinne, der aber nie leidenschaftlich geworden sei und nie die Grenzen des Anstandes und der strengen Redlichkeit übersprungen habe. Es sei ihm, wie Bouterwek bemerkt, nur um eine ganz ästhetische Lösung der Aufgabe des menschlichen Lebens zu thun gewesen. Unter diesen, übrigens in den formellen Vorzügen der epischen Dichtungen Schulze's leicht wieder zu erkennenden Einflüssen Wieland'scher Philosophie und Poesie bewahrte Schulze's Geist damals eine große Heiterkeit, und von der Schwermuth, die sich in der spätern Cäcilienperiode über ihn verbreitete, war damals an ihm nichts wahrzunehmen. Mit dieser Vorliebe für Wieland hing ohne Zweifel auch seine ämsige Beschäftigung mit den französischen Dichtern, namentlich Komödiendichtern zusammen, deren Eleganz, Fein-

heit und Heiterkeit ihn anzogen. Im Verlaufe der Zeit trat ihm Wieland allerdings etwas ferner, wogegen er sich dem tiefern, immer aber wie bei Wieland in anmuthiger und noch natürlicher ursprünglicherer Form sich offenbarenden Genius Goethe's zuwandte. Dieser mächtigern Erscheinung gab er sich jedoch, schon in seinem Urtheile gereifter, nicht gänzlich gefangen, wie namentlich Schulze's scharfe und nicht unbegründete Kritik der Goethe'schen „Wahlverwandtschaften", welcher wir später begegnen werden, zur Genüge beweist. Unter den englischen Dichtern las und verehrte er Shakspeare und Spenser am meisten, unter den italienischen Ariosto. Von eigenen dichterischen Productionen fällt in diese Periode das erzählende Gedicht „Psyche", welches er Bouterwek mittheilte und welches, wie dieser in seiner Biographie bemerkt, die Fortschritte bewies, die er in der poetischen Sprache und in der Kunst des Stils machte. Was namentlich die formelle Behandlung betrifft, so verräth dieses Gedicht noch den fast zu starken Einfluß der Wieland'schen Weise, wovon er sich später mehr und mehr befreite.

Das Studium der Theologie, das seinen innersten Neigungen so wenig entsprach, gab er nach einiger Zeit mit Zustimmung seines Vaters auf, um sich ausschließlicher der Ausbildung seiner dichterischen Anlagen hingeben zu können. Da er zugleich jedoch einsah, daß man von der Poesie allein nicht leben könne, da er im Gegentheil der Ansicht war: die Dichterei sei als Lebensberuf eine sehr gefährliche Bahn, so beschloß er, sich der akademischen Laufbahn zu widmen und den Grad eines Doctors der Philosophie zu erwerben. Für die Philosophie im engern Sinne interessirte er sich wenig, obschon ihn Bouterwek dafür zu gewinnen suchte. Schulze hörte zwar Logik bei Bouterwek, fand sich jedoch, bei aller Verehrung für seinen Gönner und Lehrer, von dieser Disciplin eher abgestoßen als angezogen; aber wol waren es Platon's Schriften, die ihn mächtig fesselten. Ueberhaupt interessirte er sich für die Vorlesungen, die er besuchte, äußerst wenig. Was er lernte, verdankte er meist seinem Privatfleiße, der ihn sogar zu einer nachtheiligen Lebensweise verführte, indem er sich wenig Erholung gönnte. Dabei rauchte er, wie sein Bruder August erzählt, unmäßig.

Wichtig für diese Zeit des Ueberganges zu einem geregeltern und ernstern Studium ist namentlich sein Briefwechsel mit seinem Freunde Bergmann zu Hildesheim. Beide waren Herzensfreunde. Schulze nennt Bergmann in einem Briefe „den nach Cäcilien seinem Herzen Zunächststehenden" und unterhielt mit ihm eine innige Correspondenz, die namentlich im Jahre 1810 am lebhaftesten gewesen zu sein scheint, die aber später durch Bergmann's sich stets mehrende Berufsgeschäfte unterbrochen wurde, wozu noch der niederdrückende Einfluß einer geschichtlichen Periode kam, die, wie Bergmann bemerkt, „das deutsche Herz beklemmte". Später, im Jahre 1814, erlebten Beide noch schöne Tage persönlicher Gemeinschaft am Brunnen zu Eilsen. Der Gedanke, ein romantisches Heldengedicht zu schreiben, wurde ursprünglich auch wol von Bergmann in dem Dichter angeregt, indem jener in dem Dichter die Fähigkeit zur Abfassung einer Epopöe, namentlich in der Weise des „Befreiten Jerusalem", zu erkennen glaubte und seinen Freund nachdrücklich auf diese Befähigung aufmerksam machte. Schulze verlor ohne Zweifel diesen Gedanken nicht aus den Augen, bis er später durch das Verhältniß zu sei-

ner angebeteten Cäcilie und deren Tod Leben und Gestalt gewann, wenn auch vielleicht in etwas anderer Art und Form, als Bergmann sich ursprünglich gedacht haben mochte.

Welche Studien und wie er sie trieb, darüber enthalten Schulze's Briefe an Bergmann genügende Mittheilungen. Schulze verwandte in jener Periode seines Lebens fast seine ganze Zeit auf die Lectüre der griechischen und römischen Classiker, namentlich des Homer, seines Lieblings, den er fast immer in der Tasche bei sich trug, dann des Tacitus, Horaz, Virgil, Aristoteles und Lucian. Und zwar tractirte er diese Autoren nicht, wie man vielleicht denken könnte, zum Zwecke des bloßen poetischen und literarischen Genusses, sondern, wie er selbst sich ausdrückt, mit der „subtilsten grammatischen Genauigkeit", obschon er sich in seinen Briefen gelegentlich über die Trockenheit dieses Studiums lustig macht. Dabei erübrigte Schulze noch Zeit genug, an seiner Dissertation zu arbeiten und französischen Komödien wie den hervortretendsten Producten der mitzeitigen deutschen Poesie seine Aufmerksamkeit zu widmen. Dem Vergnügen und dem Genuß war der Dichter aber auch in jener Periode

keineswegs abgestorben, und wenn solche Zwischenzeiten eintraten, so ergab er sich der Freude mit derselben Wärme wie sonst seinen Studien. So schreibt er aus Göttingen am 22. Januar 1810 an seinen Freund Bergmann: „Als ich hier ankam, überfiel mich der Fleiß so, daß ich in drei Wochen keinen Fuß aus dem Hause setzte. Die Woche darauf ward lustig gezecht und gezehrt.“ In demselben Briefe heißt es weiter: „Sollte es dich vielleicht interessiren, etwas Näheres von mir zu erfahren, so melde ich dir, daß ich mich bei ganz gutem Geistes- und Körperzustande befinde, nach meiner Art faul und fleißig bin, alle Sonntage tanze, alle Wochen zwei mal in verschiedene Thees gehe, die griechische Grammatik mit vielem Widerwillen und vieler Gründlichkeit studire, alle Abende eine französische Komödie statt des Schnupftabacks zur Aufheiterung der Geisteskräfte lese und an der lateinischen Literaturgeschichte, an dem romantischen Heldengedicht, an einem orientalischen Heldengedicht, an einer poetischen Reise nach dem Brocken, an einer Comédie larmoyante von zwei Personen und an einer Sammlung von Elegien an die W . . . arbeite. Alle diese Beschäftigungen sind freilich etwas hete-

rogen, laufen aber nebeneinander recht gut fort, und ersetzen mir die karge Nahrung des Leibes, welcher sich täglich mit etwas Brot und Milch begnügen muß, vortrefflich. Ueberhaupt lebe ich ziemlich patriarchalisch, den Sonntag ausgenommen; denn ich zweifle, daß Abraham, Isaak und Jakob sich jemals haben gelüsten lassen, in schwarzen oder weißen seidenen Strümpfen und einem Stürmer irgend einen israelitischen Thée dansant zu frequentiren."

Man erkennt aus diesem Briefe zugleich, daß Schulze in jener Periode bei einer recht heitern und gemüthlichen Stimmung war, einer Stimmung, welche sich auch durch den ganzen, mit seinem Freunde geführten Briefwechsel hindurchzieht bis zu dem Zeitpunkte, wo sein Verhältniß zu seiner hochgefeierten, dem Grabe entgegensiechenden Cäcilie mehr und mehr düstere Schatten über sein Gemüth warf. Jene heitere Stimmung steigerte sich hier und da, wo Schulze die damalige göttinger Gesellschaft schildert und namentlich einige weibliche Repräsentantinnen derselben porträtirt, zum humoristischen Sarkasmus. Zur Erholung und Unterhaltung knüpfte er auch wol dann und wann einen kleinen harm-

losen Liebeshandel an. Bouterwek erkennt in dieser Neigung das Suchen eines liebebedürftigen Herzens nach einem Gegenstande, geeignet, sein Herz auszufüllen, und meint: indem Schulze sich so bald hier bald dort anzuschließen strebte, sei für ihn schon die Lebensperiode vorüber gewesen, von der er in einer seiner Elegien sagt:

Wahrlich, ich habe gelebt! Nicht reut mich die fröhliche Wildheit,
Fest an die feurige Brust drückt' ich das blühende Sein,
Küßte die scheidende Lust, und der nahenden lacht' ich entgegen,
Und zur geliebtesten Braut ward die Minute mir stets.

Auch versichert Bouterwek, daß er schon lange vorher, ehe er Cäcilie gefunden, die an Leib und Seele seinem Ideale von weiblicher Liebenswürdigkeit entsprach, ernsthafter und in sich gekehrter war. Schon seine nicht leidenschaftslose, wenn auch immerhin flüchtige Neigung zu dem in seinen Briefen mehrfach genannten „Brockenmädchen", an das auch einige seiner schönen Elegien gerichtet sind, trug

einen ernstern Charakter. Dieses Mädchen, die Pflegetochter eines Försters im Harz, die er auf einer seiner kleinen planlosen Wanderungen kennen lernte (wahrscheinlich dieselbe, die er mehrmals und noch im Tagebuchblatt vom 9. Mai 1815, Seite 275, erwähnt), taucht in seinem Leben wie eine feenhafte Erscheinung auf und verschwindet dann, aber für die Entwickelung seiner poetischen Gaben nicht ohne bleibenden Gewinn. Er gesteht selbst in einem seiner Briefe aus dem Harz, durch diese Episode besser geworden zu sein. Gegen die naheliegende Gefahr, sich in dieser Richtung zu verflüchtigen und das Leben in ein bloßes Spiel aufgehen zu lassen, schützte den Dichter sowol sein aller eigentlichen Frivolität abgewandter Gemüthsernst, der doch immer bei ihm vorwaltete, wie der strenge Charakter seiner Studien, die, vorzugsweise auf das classische Alterthum gerichtet, ihn zugleich vor den gewöhnlichen Verirrungen der Romantik sicherstellten, wie sehr er sich auch über die Wiedererweckung der deutschen Poesie des Mittelalters freute und die echte Romantik nach ihrem wahren Werth zu schätzen wußte. Mit welchem Ernste und Erfolge Schulze den classischen Studien oblag, dafür ist der beste

Beweis wol der, daß es, wie Bouterwek erzählt, zu seinen literarischen Lieblingsplänen gehörte, eine Geschichte der lyrischen Poesie der Griechen zu schreiben.

Die nun folgende Mittheilung der charakteristischsten Stellen aus Schulze's Briefen an seinen Jugendfreund Bergmann, die in manchen Partien wie in den Schilderungen aus dem Harz Schulze's Talent für Naturschilderungen, einen Vorrath mannichfaltiger Kenntnisse und eine in seinen Dichtungen ganz und gar zurücktretende Anlage zu harmlosem Scherz und Witz offenbaren, wird die Charakteristik des Dichters in dieser frühern Periode vervollständigen und ergänzen.

Göttingen, am 19. März 1810.

„Du erwählst mich zum Speisemeister deines Oberparlaments! Ach, da wendest du dich jetzt gerade an den Unrechten. In meiner Garküche werden jetzt nur lateinische und griechische Autoren appretirt, und ich glaube schwerlich, daß dir ein auch noch so schön zubereitetes Haché von Sentenzen aus dem Cicero oder Tacitus, oder ein geschmackvolles Sorbet, aus dem Opium der griechi-

schen Grammatik hervorgequetscht, ein besonderes Gefallen erregen würde. Ich möchte mich sans comparaison mit einem Bären vergleichen, der im Winter an seinen Tatzen leckt und sein eigenes Fleisch aufzehrt, weil er im Sommer für seinen künftigen Unterhalt zu wenig sorgte.

Ich komme den ganzen Tag nur eine Stunde zur Besinnung, und diese Stunde geht auf die Lectüre einer französischen Komödie hin, welche mir zur Erhaltung meiner Geisteskraft unumgänglich nothwendig geworden ist. Nur zuweilen darf ich mich zu einem Blicke auf die neue Literatur abmüßigen; was mir indeß in diesen flüchtigen Augenblicken aufstößt, will ich dir getreu mittheilen.

Die Goethe'schen «Wahlverwandtschaften», dieses viel besprochene, gepriesene und getadelte Product wirst du wahrscheinlich schon gelesen haben; doch vielleicht auch nicht, weil die Weisheit jetzt zu ungeheuern Preisen verkauft wird. Meine Meinung will ich dir kurz darüber mittheilen. Ich glaube, daß nur Goethe so etwas schreiben konnte, daß aber Goethe auch etwas Besseres hätte schreiben können. Der Stil ist noch reiner als in irgend einem Werke von Goethe, viele Reflexionen vor-

trefflich, die psychologische Tiefe der Bemerkungen göttlich, viele Charaktere höchst anziehend, aber der Eindruck des Ganzen für mich wenigstens schwach, unbefriedigend und gar zurückstoßend. Der Charakter der Charlotte ist z. B. ganz verzeichnet. Im ersten Theile erscheint sie als eine vortreffliche, ruhige, sinnige Hausfrau, die ihr vorzüglichstes Glück in der häuslichen Zufriedenheit, im Kreise ihrer Familie findet. Im zweiten Theile stellt sie, während ihr unglückliches, todtes Kind vor ihr liegt, ruhige Betrachtungen über ihre Scheidung von ihrem Manne und über andere Gegenstände an, die hier gar keinen Platz finden sollten. Ist das Natur? Gott behüte mich vor einer solchen kalten Heldin. Ottilie ist ein höchst liebenswürdiges Geschöpf, aber ob wir in der wirklichen Welt ihr Original finden, das ruht im Schooße der Götter. Eduard's Charakter läßt sich auf keinen sichern Standpunkt bringen. Wenn wir ihn fassen wollen, zergeht er uns unter den Händen. Ein solcher Charakter ist gewiß nicht interessant. Manche Personen sind ganz müßig. Sie bringen den Gang der Dinge nicht um einen Schritt weiter, und dienen blos dazu, die verschiedenen Arten der

sympathetischen Attraction zu zeigen. Wenn dieser Roman überhaupt eine Abhandlung über die geheimen Anziehungskräfte des Menschen sein soll, so darf dies nicht getadelt werden; aber dann waren keine Hauptpersonen nöthig, welche während dieser Abschweifungen ganz vernachlässigt werden. Wenn ich wüßte, daß Goethe den Rector *** kennte, so wollte ich schwören, daß er ihn im „Mittler", der Alles durcheinanderwirft, ohne etwas zu ordnen, der überhaupt ganz überflüssig ist, copirt hätte. Diese letzten Epithete bitte ich indeß nicht auf den Rector zu ziehen, es soll dadurch blos das Unnütze dieser Person in diesem Romane angedeutet werden. Die unsichtbare, geheimnißvolle Waltung des Schicksals, welche über das ganze Werk einen schauerlichen Schleier ausbreiten soll, scheint mir salvo respectu zuweilen etwas lächerlich. Z. B. das zersprungene Glas, das Kopfweh auf der linken Seite und vorzüglich die doppelte Aehnlichkeit des Kindes mit dem Hauptmann und Ottilien. Ein neugeborenes Kind sieht eher einem Laubfrosch als einem Menschen, viel weniger einer bestimmten Person ähnlich; eine solche doppelte Aehnlichkeit bei der Geburt dürfte also wol nur zu den größten poetischen Licenzen

gerechnet werden. Ob überhaupt das Schicksal oder vielmehr die ewige Nothwendigkeit in einem Romane, dessen Schauplatz so ganz in unserm Kreise liegt, so sichtbar walten soll, wage ich nicht zu bestimmen. Für euch Doctoren ist es kein kleiner Trost, daß nicht jedes Mädchen eine Ottilie ist, sonst würde es mit eurer Kunst schlimm aussehen, wie das Beispiel des vom Dache gestürzten und von der Berührung Ottiliens frisch wieder vom Tode erstandenen Mädchens dir beweisen wird.

Doch genug hiervon. Hast du Gelegenheit, das Buch zu lesen, so laß dich durch diese Anmerkungen nicht abschrecken, es sind bloße Sommerflecke auf einem blendend weißen Teint.

Solltest du einmal durch eine Austerpastete in deiner guten Verdauung gehindert sein, so rathe ich dir als ein vortreffliches Digestionsmittel den „Klingklingel=Almanach" von Baggesen zu lesen. Hier findest du Alles, was mystischer Unsinn und romantische Raserei in ihrem äußersten Paroxismus hervorgebracht hat, übertroffen. Es ist wahrlich ein Meisterwerk der Parodie. Unübertrefflich sind die Sonette, welche die Liebesbegebenheiten zwischen Schneeblumen und Eiszapfen und zwischen Frosch

und Kröte enthalten. Wenn dieses Helleborum nicht hilft, so sind die Kranken ohne Rettung verloren.

Die Abreise der *** ist mir nicht angenehm. Sie war ein vortreffliches Amüsement in den Ferien, und ich will es dir gestehen, noch etwas mehr für mich. Mein Geist hat dem ihrigen viel zu verdanken, ja sie hat mir den Charakter gegeben, der mich so glücklich macht. Ich arbeite sehr ämsig an einer Sammlung von Elegien, die an sie gerichtet sind, und es kommt mir wenigstens vor, und auch *** versichert es mir, daß es das Beste sei, was ich je geschrieben habe. Ich weiß, daß du dich für dergleichen interessirst, und gebe dir daher zur Probe den Prolog und eine von den andern, aus welcher mein Verhältniß mit der W... am deutlichsten hervorleuchtet.

Deine Grüße an die ***, die ***, an Göttingen und alle Musen habe ich heute bestellt, als ich auf den Grünberg gestiegen war, um einen Erdfall, der vorigen Herbst entstand und vor kurzem noch tiefer eingesunken ist, in Augenschein zu nehmen. Ach, es war ein reines laues Frühlingswetter, und ich hätte gern ein Gedicht gemacht auf die — —, wenn ich mich nicht geschämt hätte, tausend

mal gesagte Dinge zum tausendunderſten male zu ſagen.

Als Gegensatz zu einem alltäglichen Frühlings-gedichte iſt mir neulich ein Gegenſtand zur Bear-beitung aufgegeben, woran gewiß weder Apollo noch die neun Musen jemals gedacht haben. Eine alte Dame, die ſehr mit Flüſſen und Kopfſchmerzen u. ſ. w. geplagt iſt, bat mich neulich ohne Scherz, da ich doch über Alles Verſe machen könne (du kannſt dir denken, wie mir dieſer Eingang durchs Herz ſchnitt), ſo möchte ich doch einmal ein Gedicht über das ſpaniſche Fliegenpflaſter machen. Es ließe ſich doch gewiß ſehr viel Schönes über die glück-lichen Kräfte dieſes Mittels ſagen. Eine ſolche Idee war mir noch nicht geboten, und ſie frappirte mich ſo ſehr, daß ich mich gleich am Abend hinſetzte und blos der einzigen Sonderbarkeit willen die Arbeit anfing. Wenn ſie vollendet wird und geräth, theile ich ſie dir mit. Hat doch ein gewiſſer Ferkel ein Lehrgedicht über die heimlichen Gemächer geſchrie-ben. Hier findet wirklich eine Wahlverwandtſchaft zwiſchen dem Namen des Verfaſſers und dem Ge-genſtande ſtatt.

Auf künftigen Sommer freue ich mich recht.

Ich ziehe dann zu dem Buchhändler *** auf einen köstlichen Garten vor dem Weyhnder Thore. Die herrlichste Aussicht, ein allerliebstes Stübchen von blühenden Bäumen umduftet und in die rosenrothe Farbe meiner Laune gekleidet; kann mir wol mehr zum Paradiese fehlen? Der neuen Wohnung zu Liebe möchte ich beinahe in den Ferien hier bleiben, so sauer es mir in manchen andern Rücksichten auch ankommen würde."

Göttingen, am 6. April 1810.

„Pythagoras, Solon und Aristoteles haben behauptet, der Mensch könne nicht leben, wenn er keine Speise zu sich nähme; ich möchte behaupten, daß es mir zum Leben nothwendig sei, meine genossenen Speisen, die geistigen nämlich, wieder von mir zu geben, und da dieses am füglichsten privatim in Briefen geschehen kann, indem ich auf diese Art keine Recensenten meines Geschmacks und meiner Küchenzettel zu befürchten brauche, habe ich dich, da du doch einmal ein Arzt bist, zum Beschauer meiner geistigen Ueberflüssigkeiten ersehen. Nimm es mir nicht übel, daß das Gleichniß ein so wenig appetitliches Ende hat; die verdammte Consequenz

ist schuld daran und man vergibt es einem Schriftsteller eher to fall out of sense als aus der Metapher zu fallen. Ein ungenannter griechischer Biograph des Homer will seinen Dichter als den weisesten, erfahrensten und gelehrtesten der Menschen darstellen, und um diesen Satz zu beweisen, schleppt er Stellen aus der Odyssee und Iliade bei den Haaren herbei, die ihn als Meister und Erfinder in der Theologie, Jurisprudenz, Philosophie, nach allen Systemen, — Biologik, Diätetik, Chirurgik, Physik, Arithmetik, Astronomie, Geographie, Grammatik, Politik, Taktik, Fortificationskunst, Nautik, Rhetorik, Musik, Malerei, Tragödie, Komödie und Epigramm darstellen. So weit geht das Streben des Menschen nach Consequenz. Und doch will ich wetten, daß der Biograph kein enthusiastischer Verehrer seines Dichters war, und daß es ihm wenig darauf ankam, ob Homer besser verstanden hat Kartoffeln zu pflanzen oder über den Ursprung des Universums zu speculiren; aber es war einmal ein Satz da, der bewiesen werden mußte, und so ward der alte blinde Homer ein Rafael, und der arme Teufel, der gewiß nichts zu berechnen hatte, wenn es nicht vielleicht Schulden waren, ein Rechen-

meister trotz Pythagoras und Hämerling. Doch vielleicht thue ich dem Apologisten Unrecht, denn sowie wir Dessen größter Freund sind, dessen Fehler wir nicht sehen, ebenso gibt uns auch die Bemühung Jemandes Fehler zu vertuschen und ihn als Muster der Vortrefflichkeit darzustellen zu diesem, den wir gleichsam als unsern Schützling und Clienten betrachten, eine Neigung, die vielleicht zur stärksten werden kann, weil unsere Eigenliebe selbst dabei ins Spiel kommt. Wir haben einen solchen einmal der Welt als ein Muster aufgedrungen, mehr der Meinung, die man von unserm Verstand und Geschmack hat, wenn wir nicht scharfsinnig genug sind, seine Vortrefflichkeit zu beweisen und unsern Geschmack zum Geschmack der Welt zu machen. Streitigkeiten für unwahre Behauptungen sind von jeher am heftigsten geführt, denn der Kämpfer hatte zugleich sich und seine Behauptung zu vertheidigen. Aber Ζεῦ τε πάτερ καὶ Ἀθηναίη καὶ Ἄπολλον!

Wie bin ich von meinem Eingange auf den Homer und auf die Eigenliebe gekommen? Ein Professor der Logik würde gewaltig den Kopf schütteln, wenn er diesen Brief läse, und heimlich

ausrufen: bei dem wird der Louisdor auch keinen Segen tragen, den er in Rücksicht meiner gespart hat! Doch ich glaube, daß ein so unzusammenhängender Gedankenflug gerade das Wesen eines Briefes ist, und daß ein systematischer Brief ein Unding sein müßte."

(Ohne Datum.)

„Daß ich dich von meiner Lectüre unterhalten soll, dazu werde ich mich um deiner selbst willen nicht verstehen, denn was wird es dich kümmern, daß Joh. Gerh. Vossii Theologia gentilium in einem guten Latein geschrieben sei und viele judiciöse Bemerkungen über den Mythus von der Hekate enthalte, oder daß Hyginus unmöglich der Schriftsteller sein könne, an den Ovid seinen Ibis gerichtet habe, weil sich in ihm zu viele Barbarismen und des Goldenen Zeitalters unwürdige Ausdrücke befinden? Alles, was ich jetzt lese und seit einigen Jahren gelesen habe, ist von dieser Art, und es ist mir unbegreiflich, wie ich in diesem Zeitraum noch einige erträgliche Gedichte in deutscher Sprache habe machen können, da mir die Ohren ewig von griechischen und lateinischen Wörtern sumsen. Kannst

du es glauben, daß man hier hofft noch einen ganz passabeln Philologen aus mir zu machen; einen Gramatiker aus einem Dichter, ist das nicht Eis aus Sonnenstrahlen? Und doch fange ich allmälig an es selbst zu glauben, und du wirst es ebenfalls thun, wenn ich dir meinen täglichen Lebenslauf erzähle. Des Morgens um halb sechs Uhr stehe ich auf und setze mich an meine Dissertationen, wobei obengenannte und ihnen ähnliche Werke tractirt werden. Von acht bis zwölf Uhr wird der Homer mit der subtilsten grammatischen Genauigkeit gelesen, von eins bis vier Uhr zur Verdauung etwa der Horaz, Virgil oder Tacitus. Von vier bis acht Uhr beschäftigt mich Aristoteles und Lucian, und von neun bis zwölf Uhr abermals Homer. Daß ich mich um elf Uhr weder nach den Musen noch nach den Grazien, sondern nach dem Schlaf und der Gedankenlosigkeit sehne, wirst du natürlich finden. Der vergnügteste Theil des Tages ist für mich die Zeit, welche ich des Abends nach dem Zubettegehen so halb zwischen Wachen und Schlummern hinbringe. Ich ziehe dann aus meinem Magazin von lachenden Bildern und Phantasien eins hervor und verarbeite es so lange in Gedanken, bis ich darüber eingeschlafen

bin. Bei Tage habe ich jetzt zu solchen Träumereien keine Zeit mehr. Ach, es war eine schöne Zeit, wo ich noch ganz meiner Phantasie lebte, aber ich lernte nichts dabei und verlor das utile dulci gar zu sehr aus den Augen. Jetzt stumpft sich freilich meine Phantasie etwas ab und mein ganzes Feuer ist erloschen, aber wenn wieder eine Zeit der Ruhe kommt, wird es desto heller hervorbrechen und desto schöner, weil, wie du richtig bemerkst, die Poesie ohne das Reelle ein Faß der Danaiden ist."

Göttingen, 30. Mai 1810.

„Du wirst dich wundern, wie allerliebst ich künftigen Sommer wohne. Ich erhalte eine Eckstube mit drei Fenstern nach dem neuesten Geschmack decorirt. Zwei Fenster sehen über unsern Garten hinweg nach Grohnde, Ellershausen und in die weite Welt, das dritte geht auf den Heimberg und auf die Stadt, den ganzen Tag scheint mir die Sonne ins Zimmer, deren Schein mir ein wahres Bedürfniß ist, wenn ihre Hitze es auch nicht ist.

Wenn es dort keine Gedichte gibt, so bin ich von allen Göttern verlassen."

(Von demselben Datum.)

„Eigentlich sollte ich dir nicht wieder schreiben, da ich durch P. keinen Brief von dir erhalten habe; aber ich weiß nicht, welch ein feindseliger Zauberer mich einmal, wie es durch dein Stillschweigen scheint, zu deinem größten Aerger, an dich gebannt hat. Ich muß wahrhaftig aus der Zauberquelle getrunken haben, die Angelica gekostet hatte, als sie in Rinaldo verliebt wurde; aber nimm dich in Acht, ich könnte vielleicht auch die entgegengesetzte Quelle finden, wodurch sie von ihrer Liebe geheilt wurde. Bei mir ist Alles so öde und leer, als die Welt wie sie geschaffen wurde, und ich bin von lauter Studiren eingeschrumpft wie ein jähriger Apfel, ausgedorrt wie Pharaonis Kühe und vertrocknet wie Lybias Sandwüsten. Die Musen sind zum Apollo, um nicht zum Teufel zu sagen, und das Quentchen Grazie, was vielleicht in mir sein mochte, ist durch den Frost der grammatikalischen Subtilitäten zu Eis erstarrt, kurz ich bin so kalt wie gefrorenes Quecksilber und werde, wenn es so fortgeht, einen höhern Grad Stupidität erreichen als ein Lexikograph. Daß ich dennoch bei dieser Abspannung aus dem Schachte meines Geistes die wenigen übriggeblie-

benen Erztheilchen — denn an Goldkörnchen ist nicht mehr zu denken — sammle, muß dir beweisen, daß du eine sehr solide Kuxe an meinem Herzen hast.

Die beiden Episteln, die ich in Celle an dich abgehen ließ, haben *** gefallen und sie werden in der «Vesta» abgedruckt, wenn du nichts dawider hast, denn sie sind doch jetzt eigentlich dein Eigenthum. In der «Eleganten Zeitung» sollen mehre Sachen von mir erschienen sein, ich habe aber noch nichts davon zu Gesicht bekommen. Es schickt sich doch eigentlich nicht, daß mir keine Exemplare zugeschickt sind; können sie mir doch dort vielleicht ebenso arge Druckfehler gemacht haben, als einst in einem herzbrechenden Gedichte von ***, worin statt: heißgeliebtes Mädchen, heißgeleibtes Mädchen steht. Er sagte mir heute, ihm sei für die «Vesta» sein Erzähler ausgegangen, und bat mich herzlich, ihm doch, so gut es gehen wolle, eine Erzählung zusammenzustoppeln. Du lieber Gott, ich will ihm jetzt eher einen ganzen Tractat über den Unterschied zwischen μη und οὐ liefern, als eine Erzählung, sollte es auch nur romantischer Unsinn sein, denn ich habe wahrhaftig jetzt nicht so viel Phantasie als erfoderlich wäre, wahnsinnig zu sein.

Ostern komme ich nicht nach Celle, weil ich mir einmal vorgenommen habe, die Zeit bis Pfingsten, wo ich promoviren werde, meinem eigentlichen Leben durchaus abzustehlen. Dann komme ich aber vielleicht in meiner ganzen Glorie, mit dem rothen Doctorhute."

30. Juni 1810.

„Mein Fest ist vortrefflich ausgefallen und mein Gedicht hat noch bessere Wirkung gethan. Ich will es dir hier hersetzen.

Feindlich wendest du dich von mir, muthwillige Schöne,
Finsterer Unmuth thront auf der gerunzelten Stirn,
Jeglichen Scherz verscheucht aus dem funkelnden Auge des Zorns Blitz
Und kein freundliches Roth färbet die Wangen dir jetzt.
Was ich auch rede, du hörest es nicht und red' ich auch Schönes,
Kein süßlohnender Blick lehret mich, daß ich gefiel.
Ha, so hab' ich dich nimmer gesehen! Doch zürne nur; Neuheit
Nährt die Liebe, zu lang' dauert ein ewiger Lenz.
Tauschet doch oft mit den Waffen des Mars den Gürtel Cythere
Und in Panzer und Helm schleppt sich Amor einher.

Reizend kleidet der Trotz die Reizende, bist du auch stets mir
Nicht zu gefallen bemüht, immer gefällst du mir mehr.
Grazie, wind' um die düstere Stirn die Trauercypresse,
Flicht mit flüchtiger Hand duftende Rosen ins Haar,
Lächle mich an mit dem schmachtenden Blick hingebender Sehnsucht,
Scheuche den Kühneren rasch fort mit der Flamme des Zorns,
Stets doch knie ich vor deinem Altar und jede Verwandlung
Scheint mir die holdere, stets sah ich dich nimmer so schön.
Küssen möcht' ich den reizenden Mund, der die Küsse mir abschlägt,
Möcht' an deiner Brust ruhen, die zürnend sich hebt,
Hangen an deinem Blick, der sich abkehrt, feindlicher Glut voll,
Und ergreifen die Hand, welche der Fessel sich sträubt.
Also schmückte Chlorinde sich einst zur tobenden Feldschlacht,
Nach der Palme des Siegs strebte der muthige Sinn.
Doch kaum fühlte sie Tancred's Blick, da schmückte sie, selbst sich
Zürnend, mit Myrtengeflecht, meidend die Fehde, den Helm.

Lockender ist die verbotene Frucht und Tyndaris hätte,
War sie dem Troer bestimmt, nimmer den Troer geliebt.
Zürne nur fort, nie warst du mir reizender, wahrlich, ich selbst will
Zürnen, damit noch fern jede Vereinigung sei. *)

Dieses zugleich spottende und schmeichelnde Gedicht ward ihr bei ihrer Ankunft heimlich zugesteckt und sie verlor sich bald darauf im Holze, um Erdbeeren zu suchen, wie sie vorgab, und flüsterte mir, als sie zurückkam, zu, ich verstände sehr gut ein Uebel übler zu machen. Ihr nachheriges Betragen bewies indeß, daß sie zuweilen ironisch spreche. Wir gingen gegen Abend, während die Herren spielten und die ältern Damen medisirten, am Berge spazieren. Sie pflückte Feldblumen und steckte sie an die Brust. Ich bemerkte einige Vergißmeinnicht, brach sie ab und überreichte sie stillschweigend. Sie

*) In mehrfach geänderter Form und, wie sich deutlich erkennen läßt, späterer Umarbeitung findet sich diese Elegie Bd. 4, S. 30, der neusten Ausgabe. Durch Vergleich der beiden Texte erhält der Leser bei dieser Gelegenheit zugleich eine Probe von der Sorgfalt, womit der Dichter seine Poesien feilte und ausbesserte.

nahm die andern Blumen von der Brust und setzte die meinigen an ihren Platz. Diese ganze Scene kam mir wie eine sentimentale Komödie in einem Possenspiele vor und ich mußte mich zwingen, um nicht zu lachen, obgleich ich nicht leugnen kann, daß ich auch einen Anflug innerer Wärme fühlte. Sie schien die nämliche Meinung wie ich zu hegen, aber das angefangene Stück mußte nun auch einmal durchgeführt werden. Nachdem wir noch einige Zeit unter Gesprächen, deren sich Plato gefreut haben würde, fortgewandelt waren, bat ich sie, mir nur ein Vergißmeinnicht zurückzugeben. Sie sind schon verblüht, antwortete sie, und welke Geschenke passen sich für die Freundschaft nicht. Ich will Ihnen neue und frische pflücken, und wenn die Blumen mich verständen, so würden sie ewig blühen. Die Rosen, die auf Ihren Lippen blühen, rief ich jetzt in Ekstase, würden ein dauernderes Pfand Ihrer Freundschaft für mich sein, als jene verwelklichen Blüten. Ich mußte nachher selbst über den Bombast lachen und noch mehr darüber, daß ich hierauf niederkniete, während sie nach einigem Widerstande sich herabbog und mir einen Kuß gab, der so ätherisch war, wie er sich für unser Ge=

spräch ziemte. Meine Geistesflügel hatten sich jetzt lahm geschwärmt und ich wünschte herzlich, aus einer mir so wenig natürlichen Rolle herauszutreten. Aber ums Himmels willen, wie sind wir in eine solche Leichenbitterstimmung gerathen? rief ich plötzlich aus. Sind Sie mit den Ursachen dieser Stimmung unzufrieden, daß sie auch die Wirkung verdammen? antwortete sie ziemlich misvergnügt. Glück sollte den leichten, hüpfenden Scherz, nicht die bleifüßige, hinkende Rührung erwecken, erwiderte ich schnell; ich bitte, lassen Sie uns nicht die Menschen nachahmen, die es der Decenz für zuwider halten, in den Mond zu sehen, ohne zu weinen und auf einem Kirchhofe umherzugehen, ohne zu philosophiren. Ich glaube, es würde dem Monde ebenso willkommen sein, wenn man ihm statt der nüchternen Thränen jubelnd einen Becher Wein libirte, und es würde die Todten nicht in ihrer Ruhe stören, wenn man ihre Rasenhügel zum Thron der Freude machte. Sie lästern unsere heiligsten Gefühle, sagte sie lächelnd; indeß Sie behaupteten gestern, Medisance sei die Erbsünde unsers Geschlechts und es würde unbarmherzig von mir sein, wenn ich einem Philosophen seine Behaup=

tung umstoßen wollte. Jetzt stimmte sie in meinen Ton mit ein und das leichte Fuhrwerk unsers Humors war glücklicherweise aus dem Sumpfe gehoben und wieder in das rechte Geleis gebracht."

P., am 7. Juli 1810.

„Ich hätte vorgestern wahrhaftig nicht geglaubt, daß ich meinen Brief zwei Stunden vom Brocken in einem Försterhause, welches von aller Welt durch Berge und Wälder getrennt ist, fortsetzen sollte.

Per varios casus, per tot discrimina rerum
Tendimus in Latium.

Ich war kaum eine Viertelstunde von Lauterberg fort, als ich merkte, daß ich noch einige Ueberbleibsel von meinem Reisegelde hatte. Diese Wahrnehmung und der himmlische Morgen, der mich so freundlich und laulich anhauchte, ließen allerhand Betrachtungen in mir entstehen, deren Resultat war, daß ich mich rasch umdrehte und meinen Wanderstab geradezu in den Harz hineinsetzte. Aber wohin? war jetzt die Frage.

Nun freilich, wohin das Schicksal dich führt.

Aber sollte es nicht irgend einen Ort geben, wo du nicht blos vom blinden Zufall Vergnügen zu erwarten hast, sondern schon im voraus darauf rechnen kannst? Nach einigem Nachsinnen fiel mir dieser Ort ein, wo ich schon auf meiner letzten Reise durch den Harz einige interessante Scenen erlebt hatte. Es wird hier von dem Förster ein schönes liebenswürdiges Mädchen in der Einsamkeit erzogen. Ihr Anblick im vorigen Jahre hatte einen Eindruck auf mich gemacht, der in der ganzen Zeit nicht vertilgt werden konnte. Ich war vor dem Wagen etwas vorauf gegangen und der wilde Weg und die wüste Gegend zauberte mich in die Zeit der Gnomen, Riesen und Drachen, in die Zeit der ritterlichen Abenteuer, als dieses Mädchen plötzlich wie eine Fee aus dem Walde hervortrat. Sie kam eben von Ilsenburg aus der Kirche und ihr Sonntagsanzug, der phantastisch, weder ländlich noch städtisch war, ließ mich im Zweifel, in welche Classe ich sie setzen sollte. Ich fing ein Gespräch mit ihr an in dem gewöhnlichen Tone, womit wol ein lustiger Wanderer ein einsames Mädchen im Walde bewillkommt, wagte es aber nicht fortzufahren, als ich ihren ernsten Blick gesehen hatte, woraus eine

Würde der Unschuld strahlte, die mich noch in größere Zweifel über ihre Classificirung setzte. Wir kamen jetzt zu dem Försterhause, und ihr Pflegevater erzählte mir ihre Geschichte. Ich konnte nur wenige Worte mit ihr sprechen, weil meine Reisegesellschaft den Pferden nur etwas Futter geben ließ und dann gleich weiter reiste; aber diese wenigen Worte hatten mich mit Achtung und ich möchte beinahe sagen, mit einem noch etwas wärmern Gefühl durchdrungen. Während die Andern vorausfuhren, verweilte ich noch einige Augenblicke und bat sie, zur Erinnerung an dieses Zusammentreffen, um einige Nelken, die sie mit von Ilsenburg heraufgebracht hatte. Sie verweigerte sie mir nicht, wie manche weniger Unschuldige gethan haben würden, sondern gab sie mir ohne Zögern, als wüßte sie nicht, wie Jemand in diesem Geschenk einen Grund zum Tadel hätte finden können. Diese Nelken habe ich bisjetzt wie ein Heiligthum verwahrt, und sie waren es, die mir in meiner Brieftasche in die Augen fielen und mir den Gedanken eingaben, hierher zu wandern.

Nach einer etwas scharfen Tour kam ich schon gegen Mittag in W. an, wo ich mir eine kleine

Mappe und ein Buch Löschpapier kaufte, weil ich hier für einen Botaniker gelten wollte, der wegen der reichen Ernte an Kräutern hier einige Tage zu verweilen wünschte. Als ich den noch drei Stunden langen Weg zwischen den Gebirgen emporstieg, sammelte ich pêle-mêle alle Kräuter, die mir vorkamen, und legte sie sämmtlich in meine Mappe.

Erst gegen Abend kam ich hier an und wurde freundlich auf meine Bitte empfangen, obgleich das Haus eigentlich kein Gasthaus ist. Man räumte mir eine kleine Stube unter dem Dache ein, wo ich freilich nur auf einem Schemel sitze, und an die weißen Wände, oder wenn ich hinaus schaue, in die fürchterliche waldige und bergige Wildniß sehe, die meine Phantasie aber zu einem verzauberten Feenpalast zu schaffen weiß. Adelheid ist noch so schön wie sonst und, was noch mehr ist, noch so unschuldig wie sonst. Ich sprach von unserer frühern Bekanntschaft und sie erinnerte sich ihrer, ich zeigte ihr die Nelken, die ich zu ihrem Andenken aufgehoben hätte und sie schien sich darüber zu freuen. O was ist die Natur für eine herrliche Erzieherin, wenn sie nur Anlagen findet, woraus sich etwas bilden läßt. Einen solchen edeln Stolz

habe ich unter der Gattung von Menschen, zu welcher sie jetzt verbannt ist, nie gefunden.

Ihre Gestalt hat einen Ausdruck von Hoheit, der der Liebenswürdigkeit nicht im geringsten schadet; aus allen ihren Aeußerungen spricht ein kühner Geist und eine schöne Seele; es scheint, als habe die Natur ihr den Adel, den Verhältnisse ihr raubten, ersetzen wollen. Freilich mag es Thorheit scheinen an eine Charaktererbschaft zu glauben, aber in mancher Rücksicht gilt doch gewiß der Ausspruch Horazens:

Fortes creantur fortibus, et bonis
Et in juvencis, est in equis patrum
Virtus, nec imbellem feroces
Regenerant aquilae columbam.

Verzeihe mir die vielen Citate aus Horaz und Virgil. Sie sind meine beständigen Begleiter auf meiner Reise gewesen, und haben sich in meinem Gedankensysteme durch ihre Anmuth gleichsam einen Platz erkauft. Warum soll ich nicht mit fremden Worten sagen, was ich mit meinen eigenen nicht so schön zu sagen weiß? — Doch es ist Zeit zum Essen. Die schöne Adelheid hat mich schon herunter gerufen; denn ich habe ihren Pflegevater gebeten,

mich ganz als ein Mitglied der Familie anzusehen und zu behandeln."

Am Abend spät.

Ach, mein lieber Freund, ich habe wol oft über die Dichter gespottet, die das Summum bonum in einer ländlichen einfachen Mahlzeit, unter duftenden Schatten auf einer Rasenbank um den roh geschnitzten Tisch gelagert, fanden und Mäßigkeit und Genügsamkeit als die Genien der Unschuld und des Frohsinns priesen. Die Herren, dachte ich, lagen vielleicht auf ihrem weichen Sopha und tranken gemächlich ihre Tasse Chocolade, während sie ihre Verse niederschrieben. Jetzt möchte ich beinahe selbst glauben, daß eine solche Lage zum Dichter machen könne.

Ich habe bisher immer geglaubt, das Glück müsse vom Glanze der Wohlhabenheit umgeben sein und eine ländliche Zurückgezogenheit müsse mich unglücklich machen. Jetzt habe ich mich fast bekehrt und ich glaube, ich würde hier vierzehn Tage aushalten ohne Langeweile zu empfinden.

Wir saßen so traulich um den runden Tisch; ich zwischen dem Alten und seiner Frau, Adelheid mir gegenüber. Der Alte erzählte von Holzschä-

den und Wilddieben und Rehböcken und Tannenraupen und der Himmel weiß es wovon noch. Er hatte gewiß nie einen ruhigern, aber auch gewiß nie einen unaufmerksamern Zuhörer gehabt. Ich antwortete wechselweise So! und Ja! und hatte meine Blicke unverwandt auf die schönen Augen gerichtet, die mir gegenüber funkelten.

Nach Tische zündeten wir unsere Pfeifen an und gingen noch etwas hinaus, weil der Mond so herrlich schien. Von einem wunderbaren Zauber umflossen lag die wilde Einöde vor uns da. Gigantisch hoben sich die Felsen gleich den Geistern alter Helden, die Berge lagen halb dunkel halb erhellt wie grausige Sagen der Vorzeit um uns her; schaurig rauschten die Tannen, schaurig säuselte der West, der ungewisse Schimmer machte die ganze Gegend zum wüsten Chaos, dem der belebende Athem des Schöpfers noch kein Leben eingehaucht, dem seine Hand noch keine Form gegeben hatte; es schien mir als sei ich so ganz allein in diese gestaltlose Oede geworfen, und ich hätte zittern können, wäre das holde Mädchen nicht an meiner Seite gewesen.

Ein lichter Glanz schien um ihr Haupt zu schweben,
Ein leiser West den zarten Fuß zu heben.
Ihr Gang war Harmonie und Lust ihr Pfad;
Wo sich ihr Tritt der Erde nur genaht,
Da ließ die Phantasie sich junge Blumen heben,
Ihr Nahen schien die Wüste zu beleben
Und zum Altare ward der Fleck, den sie betrat.
Der heil'ge Hauch, der sanft wie Zephyr's Leben
Aus ihrem Busen stieg, trieb jedes kühne Streben
Rasch in die Brust des Staunenden zurück.
Heiß schlug mein Herz, sich ganz ihr hinzugeben,
Doch jeder kühne Wunsch erstarb an ihrem Blick.
Ein Frevel schien's, sie sterblich nur zu wähnen,
Und o, wie wünscht' ich doch, sie möchte sterblich sein,
In Ehrfurcht hüllte sich bei ihr die Liebe ein,
Die Ehrfurcht ward zum leichten Sehnen.
Hast du den Mond in stiller Pracht geseh'n,
Wenn rings im Thaugewand die müden Fluren liegen,
Wenn an des Himmels Brust sich gold'ne Wolken schmiegen,
Und bei des Westes sanftem Wehn
Die Schatten zauberisch sich durch die Haine wiegen?
Hast du die Seligkeit gefühlt,
Die dann das stille Herz erheitert,
Durch zarte Sehnsucht bald die heiße Brust erweitert,
Bald durch der Hoffnung Wahn des Busens Flammen kühlt;
Kennst du die leise Scheu, das glühende Verlangen,
Womit sich wechselnd dann der off'ne Busen füllt,
Wo kühner Muth aus stillem Bangen,

Wo zarte Schüchternheit aus raschen Wünschen quillt,
Hast du dies Alles einst empfunden,
So denk' zurück an jene Stunden
Und male selber dir des süßen Mädchens Bild!"

Am 8. Julius.

„Ich wünschte heute früh das Jagdschloß, welches ungefähr zweihundert Schritte vom Hause liegt, zu besehen, und Adelheid erbot sich meine Führerin zu sein. Die anmuthige Eleganz der Zimmer und Möbeln machte einen angenehmen Eindruck auf mich. Solch eine Wohnung und solch eine Geliebte, dachte ich, was müßte das für ein Leben sein. Warum muß doch der äußere Schein immer den Sieg über das innere Wesen davontragen? Das nette Stübchen des Försters ist ebenso reinlich wie diese Prachtzimmer, seine Wände lassen ebenso wenig Sturm und Regen durch, der Großvaterstuhl hier ist ebenso weich wie die seidenen Sophas dort, dieser kleine Spiegel wirft mir meine Gestalt ebenso treu zurück, als jene Spiegelwände, warum will ich also erst nach Dem streben, was ich schon besitze? Freilich ist dieser Hang wol der äußere Abdruck unsers innern höhern Strebens nach Vollkommenheit, und ich glaube, ein Mensch ohne Wün-

sche ist ein Mensch ohne Hoffnung und Glauben, der sich nur auf seinen kleinen Wirkungskreis hier beschränkt und keine Prätensionen an eine erhabenere Stufe in der Reihe der Wesen macht."

Am 9. Juli, Abends spät.

„Hu, wie der Sturm braust und der Regen niederprasselt. Draußen ist es fürchterlich und kalt, aber drinnen warm und freundlich und heimlich. Es ist doch hier eine phantastische Wohnung; hoch im Walde zwischen Felsen und Bergen fern von der Stimme, von der Hülfe der Menschen. Ich komme mir wie Robinson in seiner Hütte vor, oder wie ein Räuber in seiner Berghöhle. Sturm und Regen sind rechte Beförderer der Geselligkeit. Wir saßen nach Tisch um den warmen Ofen und erzählten Märchen. Der Alte erzählte von dem Kaiser Friedrich Rothbart, ich erzählte von den vier Haimonskindern und Adelheid von der Melusine. Als sie an die Stelle kam, wo Melusine von dem Grafen Abschied nahm mit den Worten: «Ach, nun soll ich dich nicht wiedersehen, mein lieber Gemahl, und meine kleinen Kindlein nicht und deinen Mund nicht mehr küssen und nicht mehr an deiner Seite ruhen!»

ach, da fuhr es mir so süß und so schaurig durchs Herz.“

Am 10. Juli Abends.

„Ich muß fort, morgen ganz früh. Warum kann ich in diesem Paradiese nicht verweilen? Warum treiben meine Verhältnisse, warum die Sorge für das Wohl meines Herzens und meiner Seele mich wie der Engel mit dem flammenden Schwerte aus dem Reiche der Unschuld? Sie sammelte heute Morgen Kräuter mit mir und ich mußte ihr die Namen von manchen sagen, obgleich ich sie nicht wußte und also welche erdenken mußte. Wie schwer ward es mir, sie in dieser Kleinigkeit zu betrügen! Ich hätte mich ihr so ganz offen zeigen, ich hätte ihr gleich sein mögen; aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihr zu gestehen, ich betrüge ihren Pflegevater ihrethalben. O, ich wüßte es nie zu verantworten, wenn ich den Stachel des Verlangens in dieses reine Herz geworfen, wenn ich ihre schlummernden Gefühle durch den Reiz der Eitelkeit geweckt hätte. Die Blumen und Pflanzen, welche sie sammelte, um mir Vergnügen zu machen, werde ich wie ein Palladium für die Reinheit meines Herzens bei Reinen aufheben.

Heute Abend war es das letzte mal, daß wir um den Ofen saßen. Der Alte hatte mich lieb gewonnen, weil ich vernünftig von den Welthändeln sprach, seinem Hunde schmeichelte, seine Doppelflinte lobte und meine Pfeife mit ihm rauchte. Ich erinnerte an meine Rechnung und er sagte mir: es sei meinethalben kein größerer Aufwand gemacht, er könne also nichts von mir verlangen. Es wäre unbarmherzig gewesen, ihm etwas aufzubringen, denn ich sah, daß er seine Freude darin fand, mich gut und freundlich bewirthet zu haben. Ich schenkte Adelheid meine Tuchnadel und dem Alten meinen höflichen Dank. Das süße Mädchen wußte nicht was sie mir wieder geben sollte, endlich holte sie eine silberne Schaumünze und hing sie mir an einem rothen Bande um den Hals. Als wir zusammen die Treppe hinaufstiegen, küßte ich sie und bat sie, mich nie zu vergessen. Sie sagte mir lächelnd, es kämen so selten Menschen in diese Gegend, daß sie die wenigen guten darunter nicht leicht aus dem Gedächtniß verlieren könne, und plötzlich quollen einige Thränen aus ihren Augen, die sie schnell abtrocknete. Ach, haben mir die trunkensten Genüsse jemals wollüstigere Gefühle erweckt,

wie diese Thränen? Ich ging schnell die Treppe hinauf, in meine Stube. Süßes Mädchen! schlummere den weichen Schlaf der Unschuld noch lange; möge nur eine freundliche Hand dich erwecken und die Wunden, die dies Erwachen dir schlug, durch ewige Treue versüßen."

Göttingen, am 26. Juli.

„Diese letzte romantische und sentimentale Episode in meinem Leben wird mir gewiß ewig theuer bleiben, denn ich weiß, daß ich besser durch sie geworden bin.

Meine Seele ist zum Glück von einem leichten Stoffe gebildet und weiß schmerzliche Eindrücke bald in süße Erinnerungen zu verwandeln. Meiner Heiterkeit hat das Andenken an die schöne Adelheid nicht geschadet. O wie vortheilhaft ist es, eine gesunde Lebensphilosophie zu haben!

Freiheit muß mit Zartheit sich vereinen,
Tugend dir als Grazie erscheinen,
Als ein tröstend Wesen das Gefühl;
Liebe sei gleich zarten Frühlingsdüften
Süß erscheinend ohne zu vergiften
Und Genuß des Lebens schönstes Ziel."

(Ohne Datum.)

„Manche auseinandergereckte, bleichsüchtige, hohläugige, zusammengeflickte, knickbeinige Seele ist wie aus den Wolken gefallen, wenn sie einen Menschen, von dem sie glaubt, er sei ihr ähnlich, weil er zuweilen Verse macht, plötzlich reden hört wie einen ehrsamen Pfahlbürger, der einen herrlichen Frühlingstag nur deswegen für angenehm hält, weil man na chdem „Schwan" gehen und ein Glas Bier trinken könne. Man nennt mich deshalb überall in Göttingen den Dichter aus Caprice, und ich ertheile den Schönen wieder den Namen die Pfahlbürgerinnen auf der Maskerade. Wenn sie mich kennten, wie ich eigentlich bin, so würde ich ein höchst langweiliges Leben führen. Jede würde mit mir von Kunst, von Poesie, von Gefühl u. s. w. reden wollen, und bei Gott, so gern ich mich über solche Sachen mit Menschen von Geschmack und Empfindung unterhalte, so unausstehlich ist es mir, wenn mir Jemand einen Katalog von Nachdrücken und eine Probekarte von soi-disant englischen Zeuchen vorlegen will. Meine Fertigkeit in sarkastischen Ausfällen, die, wie ich glaube, mir nicht natürlich, sondern erworben ist, kommt mir hier vortrefflich

zustatten, und wenn man mich auch nicht liebt, so habe ich doch den Vortheil, gefürchtet zu werden. Neulich erzählte eine von jenen Damen, die du aus meinen Charakterschilderungen kennen wirst, in einer Gesellschaft, mit allem möglichen Pathos, auf welches sie sich eine Stunde vorher vor dem Spiegel geübt zu haben schien, eine höchst rührende Geschichte von einem Paar Geliebten, die sich aus Verzweiflung einer den Andern erschossen hatten. Man machte überall die Grimassen der höchsten innern Theilnahme und einige Damen versicherten sogar, sie würden in Thränen ausbrechen. Die Scene belustigte mich und ich stellte mich, zu ihrem großen Erstaunen, von denselben Empfindungen ergriffen. Als die Erzählung vorbei war, sagte ich, ich hätte ebenfalls eine dieser freilich nicht ganz ähnliche, aber doch sehr rührende Geschichte erfahren, die ich ihnen mittheilen wollte. Ein französischer Offizier habe in Magdeburg im Quartier gelegen und sich in die Tochter seines Wirthes, ein hübsches und höchst liebenswürdiges Mädchen, verliebt. Sie hätte sich mit Bewilligung der Aeltern verlobt, als plötzlich der Krieg den Bräutigam fortgerufen habe. Nach tausend Thränen wären sie voneinander geschieden,

hätten sich ewige Treue gelobt u. s. w. Ein Jahr lang hätte der Offizier nichts von sich hören lassen, die Braut sei untröstlich gewesen, habe sich täglich und stündlich mehr abgehärmt, vom Tode und Grabe gesprochen, die Mutter habe die Tochter aufzuheitern gesucht und sie endlich dahin vermocht, um alle Erinnerungen an den Ungetreuen zu verbannen, den Verlobungsring in die Elbe zu werfen. Plötzlich sei der Offizier zurückgekommen, habe sich gründlich wegen seines Schweigens entschuldigt, man habe ihn mit Freude und Zärtlichkeit aufgenommen. Beim Abendessen wären Fische auf den Tisch gekommen, und nun rathen Sie, meine Damen, was man in dem Bauche des einen Fisches fand? Mein lieber Gott, rief * * *, schon etwas beleidigt, wollen Sie uns die alte Geschichte vom Ring des Polykrates noch ein mal aufbinden? Nun ich bitte Sie, rathen Sie doch, antwortete ich. Nun was sollte man gefunden haben als den Ring? sagte sie höhnisch. Verzeihen Sie, sagte ich mit einem tiefen Bückling, man fand in dem Bauche nichts als Gräten. Ein plötzlicher heftiger Donnerschlag hätte keine schönere Wirkung hervorbringen können, als anfangs diese Erzählung. Jede fand ihre Eitelkeit

höchst beleidigt, jede glaubte, ich hätte mit ihrem Verstande Scherz treiben wollen, man fiel über mich her, nannte mich einen Unempfindlichen, einen herzlosen Menschen und * * * versicherte mir, sie würde mir nie ein freundliches Gesicht wieder gönnen. Dann werden Sie mich zu ihrem Liebhaber machen, sagte ich etwas unverschämt, und wegen dieser einzigen spottenden Antwort war der größte Theil der Damen schon wieder mit mir versöhnt, denn so viel war der vergötterten * * * noch nie geboten."

Am 1. Mai Nachmittags.

„Ich bin heute nach der Kitzkammer gewesen, einem herrlichen, engen Thale, dessen beide Wände aus nichts als Basaltsäulen bestehen. In der Mitte rauscht ein reißender Bach über Felstrümmer, von oben lehnen sich die Bäume über die Felsen hinab und unter den Füßen liegt die weite Gotteswelt. Wenn die Damen von vorgestern Gefühl für die Natur, Sinn fürs Schöne besäßen, so laß sie diesen Berg hinaufklimmen und aus diesem Thal hinabsehen; aber wahrhaftig, sie würden sich lieber ganz gemächlich ins Wirthshaus am Fuße des Ber-

ges setzen und eine Tasse Kaffee oder ein Glas Limonade trinken, während der Pfahlbürger hier oben über Bäumen und Felsen fortklettert und sich einen frischen Trunk aus dem Quell holt. Warum mögen doch die Robinsonaden so sehr anziehen? Ich habe noch diesen Morgen an jener wilden, einsamen Stelle darüber nachgedacht, gewiß deswegen, weil man daraus sieht: der Mensch kann was er will. Ich setzte mich dort an einen Stein, holte meine Schreibtafel hervor und wollte ein Gedicht machen, denn wo hätte ich einen schönern Platz, wo mehr Stoff finden können; aber die Eindrücke kämpften mit der Phantasie und waren ihr zu sehr überlegen, als daß sie hätte aufkommen können. Nicht die Gegenwart, die Hoffnung und die Erinnerung sind die schönsten Brennpunkte des dichterischen Feuers. Als ich zurückkam, sah ich einen Dompfaffen, den mein Wirth in seinem Käfig vors Fenster gehängt hatte, weil das Wetter wunderschön ist. Das arme Geschöpf hörte die andern Vögel um sich her singen und kosen und wäre so gern draußen gewesen, um mit den Gespielen durch die freie Luft hinwegzuziehen. Es ist eine Grausamkeit, einen eingekerkerten Vogel ins Freie zu hängen, dieselbe Grau-

samkeit, als wenn man einem Menschen, der zum Hungertode bestimmt ist, ein Stück Brot vor den zugeklemmten Mund binden wollte. Die Leute glauben dem Vogel eine Freude zu machen, wenn sie ihn vors Fenster setzen. Kann ein Fürst sich freuen, wenn er als Sklave in das Land zurückkehrt, wo er sonst herrschte? Doch warum mache ich so viele Worte über einen Vogel und warum habe ich überhaupt mehr Mitleid mit einem Thiere als mit einem Menschen? Gewiß weil es immer das Präjudiz des unschuldigen Leidens für sich hat, und vorzüglich, weil es uns seinen Schmerz nicht klagen kann. Die Fähigkeit, die der Mensch hat, uns sein Leid zu klagen, gibt uns schon ein Recht auf seinen Dank, daß wir ihn anhörten, und vermindert unser Mitleid, weil wir ihm dadurch, daß er uns seinen Schmerz mittheilte, einen Theil davon abgenommen zu haben glauben."

Göttingen, am 11. December 1810.

„Mein erstes Geschäft, welches ich nach meiner Rückkunft wieder vernünftig vorzunehmen vermag, mein Lieber, soll sein, dir zu schreiben, denn bisher habe ich gleichsam im halben Wahnsinn gelebt.

Eine heftige Kolik, unerträgliche Zahnschmerzen, ein starker Schnupfen und eine halbe Blindheit, denn ich hatte auf der Reise meine Brille verloren, setzten mich acht Tage lang in einen Zustand, der nicht blos beklagenswürdig, sondern berasungswürdig war; nachdem ich aber meine Kolik durch Fliederthee, die Zahnschmerzen durch eine operirende Dame, den Schnupfen durch einen Ball und die Blindheit durch einen Optikus hatte repariren lassen, befinde ich mich wieder in der Möglichkeit, mich nicht allein für mich selbst zu interessiren, denn ein krankhafter Zustand ist der am meisten egoistische unter der Sonne. Mag man bei gesunden Tagen auch noch so oft den Spruch herbeten: Homo sum; nil humani a me alienum puto, ich wette, man bringt bei einem starken Zahnweh keinen Brief für seinen besten Freund auf die Post.

In einem philosophischen Staate sollte billig auch der Grundsatz gelten, daß Verbrecher nach Maßgabe der Krankheiten bestraft würden, die ihren sittlichen Zustand zum Theil mit minderer Schuld, wenigstens von ihrer Seite, verschlimmert hätten. Doch was ist in einem philosophischen Staate nicht alles einzurichten, worüber der Politiker, als über

Lächerlichkeiten, die Achseln zuckt. Ein Proceß nach psychologischen Grundsätzen würde ebenso langwierig sein, als eine Krankheit, wobei der Arzt bis auf die Urquelle des Krankheitsstoffs im Ganzen zurückginge. Den Richtern ist es genug, wenn der Henker den Inquisiten holt; ob ihn der Teufel holen will, überlassen sie ihm selbst.

Lebe du unterdeß so glücklich, als es dir möglich ist, damit du weinen kannst, wenn dir der Tischler das hölzerne Kleid anmißt, denn es muß nichts schrecklicher sein, als gern von der Welt zu scheiden. Nur ein kleiner Geist kann aus dem Leben wie aus einem schlechten Schauspiele gehen, mit dem Ausrufe: Gottlob, daß es vorbei ist! Denn es gehört ein sehr einseitiger Geschmack dazu, sich blos am Schönen amüsiren zu wollen. Das Gesicht des Candidaten K. gewährt mir ebenso viel Unterhaltung als das Gesicht der Madonna von Rafael, und so muß man es mit der Welt auch nehmen. Der Contrast hebt jedes Gemälde und eine Welt voller Senecas wäre ebenso langweilig, als eine Welt voller Perückenmacher oder Bürstenbinder. Dieser Contrast ist es auch, der mir die hiesigen Cirkel voll von Inconsequenzen und Albernheiten nicht

allein erträglich, sondern sogar belustigend macht. Ich gebe entweder einen stillen Zuschauer ab oder heule, wenn ich die Laune dazu habe, mit den Wölfen und werde ebenso insipide, als ich in vernünftigen Gesellschaften vernünftig sein kann. Da die Medisance, die Koketterie und die Affectation hier ebenso sehr Modekrankheiten sind, als die galanten Krankheiten in Frankreich unter Ludwig XV., so müßte ich mich schämen, den einzigen Gesunden spielen zu wollen. Es gibt übrigens aber doch auch manche hübsche Unterhaltungen hier, und was die Gesellschaft mir nicht gewährt, das kann ich mir zum Glück größtentheils selbst auf meinem Zimmer schaffen.

Ich glaube nicht, daß mir meine Einsiedelei hier so gefallen würde, aber ich kann doch wirklich nicht Tage so fortsitzen, ohne daß mir der Wunsch einfällt, in die Stadt zu gehen. Mein Windofen heizt vortrefflich, und da ich soviel Holz habe als ich will, kann ich mir immer ein hübsches italienisches Klima unterhalten, welches, besonders da die Sonne mein Zimmer beinahe gar nicht verläßt, meinen Musen noch manches Product einhauchen soll, dem man die Behaglichkeit des Autors an der

Stirne lesen wird. Nur wünschte ich, daß von meinem Zimmer ab durch den Bauch der Erde ein Sprachrohr geleitet werden könnte, das in deiner Stube endete. Dann könnten wir, obgleich sechszehn Meilen voneinander entfernt, doch zuweilen eine trauliche Tasse Thee miteinander trinken, obgleich Jeder auf seine eigene Kosten, und unsere Epigrammensammlung auf die Laura meiner Sonette vervollständigen, und deine schöne ingénue — ich weiß deine Frau nicht besser zu charakterisiren — spräche dann und wann auch wol ein freundliches Wort dazwischen. Lies ihr um Gotteswillen diese Stelle nicht vor, denn sie darf es nicht wissen, daß sie diesen Beinamen verdient, sonst würde sie ihn nicht mehr verdienen. Im Vertrauen gesagt, ich habe ihr viel abzubitten, denn ich habe sie verkannt und dich dazu, und ich möchte beinahe eine recht ernsthafte Satire auf meinen abgeschmackten Geschmack machen, der nur zu oft verleitet wird, Koketterie für Geist zu halten, und sich mit einem Regenbogen ein Ideal malen zu wollen, ohne zu bedenken, daß die Farben nur glänzende Wassertropfen sind, die blos von dem jedesmaligen Stand der Sonne ihre Wirkung aufs Auge erhalten.

Diese meine geheime Schuld, die mich zu sehr drückte, als daß ich sie nicht hätte abbüßen sollen, haben meine beiden Episteln an dich veranlaßt, und ich wollte, daß ich zehn mal soviel gesagt hätte, als ich sagen möchte, um, da du die Veranlassung nicht wußtest, kein Gift zwischen uns Beiden auszustreuen."

Göttingen, am 24. December 1810.

„Heute werden die Weihnachtsgeschenke ausgetheilt, und da ich dir gerade nichts zu schenken weiß, mein lieber Freund, will ich dir wenigstens schreiben, und es darauf ankommen lassen, ob du meinen Brief für ein Geschenk ansehen willst. Die deinigen sind es mir und es würde nicht artig sein, wenn du nicht bald Gleiches mit Gleichem erwidertest. Das Weihnachtsfest ist doch ein schönes Fest, und obgleich ich von keinem Menschen etwas zu erwarten habe, so freue ich mich doch auf diesen Abend ebenso sehr wie einst vor zwölf Jahren, da mir noch der helle Tannenbaum mit dem Posaunenengel und der Fahne von Knittergold bevorstand.

Wenn mir der Himmel Reichthümer gegeben hätte, so würde ich heute jedem Kinde, das mir auf der Straße begegnete, einen solchen Baum zu-

rechtmachen. Es ist gar zu hübsch, etwas zum Weihnachten zu erhalten, und habe deshalb allen hiesigen Damen von meiner Bekanntschaft versichert, daß ich Tag und Nacht an Lobgedichten auf sie arbeitete; aber ich glaube, es wird mir keine die Avancen machen, sondern lieber den Werth meines Lobes abmessen wollen, denn es kann auch malitiöses Lob geben, und ich bin bei Manchem in dieser Rücksicht schon mehre male in Verdacht gekommen. Denn

Wer nur den Geist und nicht die Seele schmückt,
Wer nur die Form zum Götzenbild erwählte,
Wer nie das Herz zu seinen Schätzen zählte,
Und nur durch Glanz, nie durch Gefühl entzückt;
Wer Liebe lügt, um Liebe zu verhöhnen,
Wer vom Gefühl, weil es ihm mangelt, spricht,
Dem mag der Schwarm der Thoren gaffend fröhnen,
Das erste Lied des Dichters fröhnt ihm nicht.

Hätte ich Zeit und Laune gehabt, so würde ich lieber ein Gedicht an dich und deine Frau gemacht haben, als an alle hiesigen Marionettenpuppen, welche sich nach dem Drahte der Mode und Convenienz wenden und bewegen und die oft höchst lächerliche Verbeugungen und Knixe machen, wenn

sie zürnend oder verachtend den Rücken drehen sollten. Hier hätte ich den Spott in das Gewand der Bewunderung kleiden müssen, dann würde die Wahrheit keines Schleiers bedurft haben, um nicht beleidigend zu werden.

Denn wer, wie ihr, mit tausend zarten Blüten
Nicht nur den Geist, auch das Gefühl geziert;
Wer nie den Werth auch ohne Schmuck verliert
Und, ohne Lieb' uns herrschend zu gebieten,
Den Zauberstab der stillen Anmuth führt;
Bei wem durchs Herz die Züge sich verschönen
Und viel die Form, das Wesen mehr verspricht,
Dem mag das Lied des Dichters willig fröhnen,
Wohl ihm, der Schwarm der Thoren fröhnt ihm nicht.

Die Einzige, die ich von der obigen Rubrik der Marionetten, jedoch nur in einiger Rücksicht, ausnehmen möchte, ist das Fräulein Sch. (dieses ist jetzt der Modetitel für die Demoisellen); allein da das Gedicht, welches ich an sie gerichtet hatte, an die Existenz eines Marzipans, der zugleich überschickt werden sollte, geknüpft war, und dieser das Unglück hatte den Hals zu brechen, ehe er hingetragen wurde, so wird jenes auch wol in seiner dunkeln Behausung liegen bleiben. Schade um

das Gedicht, denn es hat mir außerordentliche Mühe gemacht, eine artige Dame nur auf irgend eine gratiöse Weise mit einem Marzipan zu vergleichen.

Zur Entschädigung habe ich einen andern Auftrag erhalten, der mir Gelegenheit gibt, den Triumph der Kunst zu zeigen. W., den du ja auch noch wol kennst, hat mich gebeten, auf seinen Onkel, den alten Herrn von Mackpfail, ein Lob- und Geburtstagsgedicht anzufertigen. Obgleich ich sonst den kühnen Unternehmungen nicht abhold bin, so schien mir doch dieses Glatteis anfangs zu gefährlich; aber W. ist ein Mensch, dem ich nicht gut etwas abschlagen kann. Er bittet immer nur mit kurzen Worten, und man sieht ihm die Versicherung an, daß er keine Fehlbitte thun werde. Ein solcher Supplikant läßt keinen Raum zwischen der Frage und Antwort, und man sieht sich gezwungen, entweder Ja oder Nein zu sagen; da hingegen Jemand, der viele Worte macht, einen oft selbst die Entschuldigung in die Hand gibt, oder wenigstens Zeit zu ihrer Erfindung läßt. Bei Seite gesagt, scheint mir dieses Verhältniß einer von den Gründen, weswegen uns die kurzen Aeußerungen der Leidenschaft in den Stücken des Shakspeare mehr

rühren, als die langen pathetischen und sentenziösen Reden im Corneille oder Racine. Jener läßt uns keine Zeit, sowol den Werth oder Unwerth der Gründe, wodurch die Leidenschaft motivirt wird, einzusehen, als auch durch Reflexion unsere Illusion zu zerstören, da wir bei diesem hingegen immer den Schauspieler und Dichter unter der Maske erkennen, und uns ebenso wenig versucht fühlen, jenen für den Helden, den er vorstellt, wirklich anzusehen, als wir einen Prediger, der uns einen langen und erbaulichen Sermon zum besten gibt, für den lieben Gott selbst halten werden. Doch um wieder auf meine Erzählung zu kommen, schlug ich W. vor, eine Reihe von Anagrammen auf den Namen Mackpfail zu machen, z. B.: Nicht wie der General Mack feil war den feilschenden Maklern der Feinde ist Mackpfail feil; vergebens sucht Hack und Mack ihm einen Makel anzuhängen. Felsenfest steht sein Ruhm gleich den ewigen Pfeilern des Weltalls, während die spottenden Pfeile, welche giftige Zungen auf ihn schleuderten, bald als Makulatur in die Buden der Makaronen- und Makrelenhändler eilen. Macht gleich das Alter sein ehrwürdiges Haupt schon fahl, so bleibt er doch stets ein starker

Ankerpfahl für die Hoffnung der Seinen, den weder der Zahn des Neides, noch der Biß der Zeit abzufeilen und faul zu machen vermag u. s. w. Aber W. meinte, daß, wenn sein Onkel auch schon etwas aus der Mode gekommen sei, so wären es doch die Anagrammen noch mehr. Uebrigens wären die Schwingen seines Geistes ebenso sehr vom Alter, als sein Körper von der Gicht lädirt, es würde ihm also ebenso wenig möglich sein, meinen Füßen von seinem Hause an der Mühlenstraße bis nach Oestreich zum General Mack zu folgen, als sich mit meiner Phantasie bis zu den Pfeilern des Weltalls zu erheben. Ich muß das große Werk also wol angreifen.

Audendum est, nulli veniunt sine Marte triumphi!

Ein Glück ist es, daß ich den Gegenstand meines Gedichts so wenig kenne, und also dem Ideal, das ich aus ihm machen werde, weder die Fehler noch die Tugenden des Originals im Wege stehen. Denn wie oft die Fehler eines Gegenstandes den interessantesten Stoff zu einem Lobgedichte auf ihn geben können, so gibt es auch Tugenden, die in keinem Gedichte figuriren dürfen, wenn es ein Gedicht bleiben soll. Wundere dich nicht über meine

vielen ästhetischen Anmerkungen; ich studire jetzt fleißig den Aristoteles und fange an über die Theorie meiner Kunst nachzudenken, welches mich beinahe fürchten läßt, daß es mit der Praxis bald vorbei sein wird. Denn man bemerkt fast bei allen Nationen, daß die Zeit der Theorien anfing, als die lebendigen Muster zu fehlen begannen."

Göttingen, am 20. Januar 1811.

„Ich bin heute recht muthwillig, mein lieber Doctor; der Himmel weiß, ob die Göttin der Laune mir in dieser Nacht eine Schäferstunde gegeben hat, oder ob mir noch etwas von einem Sprüchworte anhängt, welches ich gestern in einer Gesellschaft spielen half, und wo ich einen Fat zum Ekel schön gemacht haben soll, sodaß eine Dame boshaft genug war, mir zu versichern, es schiene, als ob ich meine eigene Rolle gespielt hätte. Die Metrik und die Geschichte der römischen Jurisprudenz, woran ich jetzt meinem Geiste die Hörner abzustumpfen gezwungen bin, werden heute gute Ruhe vor mir haben, denn meine Phantasie würde den ehrwürdigen Graubärten Pomponius, Tribonian, Ulpian, Papinian u. s. w. eine Pierrots= oder Scara=

mouchejacke anziehen und sie nach einem trochäischen Pentameter eine Menuet tanzen lassen. Doch de mortuis nil nisi bene!"

Göttingen, am 16. Februar 1811.

„O mein lieber Freund, du weißt nicht, wie lieb es mir zuweilen sein würde, ein Wort aus dem Herzen zu hören; denn Alles, was hier geredet und scheinbar gefühlt wird, kommt nur aus dem Gedächtnisse oder aus dem Geiste. Ich habe selbst zuweilen geglaubt, daß man sich der Natur entziehen und durch den Geist das Herz ersehen könne, ich habe mir oft einen Ruhm daraus gemacht, es öffentlich zu gestehen, und mich des Ausbruchs plötzlicher Gefühle geschämt, wie man sich eines Bastardes schämt, der einem auf der Straße: Vater! nachruft; aber ich finde, daß ich nicht gut gethan habe. Man wird von diesen Menschen hier, die das Leben für eine Komödie halten und sich nie entschließen können, ihre purpurnen Gewänder und böhmischen Geschmeide abzulegen, um in natürlicher Civilkleidung zu erscheinen, auf schreckliche Irrwege geführt, und nur ein Mithridat, der schon durch lange Gewohnheit mit dem Gifte vertraut

geworden ist, würde sich hier nicht übergeben. Ich habe mich bisher für ein Wesen gehalten, das keiner starken Empfindungen fähig sei, das immer nur auf der Oberfläche schwebe, und das Freude und Leid mit gleicher Ruhe trüge; aber ich merke, daß ich mich gegen mich selbst verstellt und nur durch Zwang und Studium diesen Charakter erhalten habe. Nein, ich fühle, daß noch Etwas in mir wohnt, das göttlicher ist als die feinsten Calculationen des Verstandes, und wenn ich an die Stelle des Tacitus komme, wo ein Sohn seinen aus dem Exil kommenden Vater auf den Tod anklagt: «At contra reus, nihil infracto animo, obversus in filium, quatere vincula, vocare ultores deos, ut sibi quidem redderent exsilium, ubi procul tali more ageret, filium autem quandoque supplicia sequerentur», dann muß ich die Zähne vor Grimm zusammenbeißen und das Buch zuschlagen, das uns den Menschen von einer so schwarzen Seite zeigt, und wenn ich dann hingegen das Gemälde sehe, wo Arnold von Winkelried sich die feindlichen Speere in die Brust drückt und seine Landsleute über seinen Körper hinweg für Weib und Kind und Vaterland und Freiheit in die dichten geharnischten

Reihen brechen, dann weiß ich, daß ich in diesem Augenblicke Dasselbe thun könnte. Freilich dauern diese Gefühle nicht lange und sie können es auch nicht, denn welch ein Nervensystem könnte diesen fürchterlichen Umschwung der Empfindungen lange ertragen; aber sie sind doch anhaltend genug, um mir die schöne Versicherung zu geben, daß ich noch Mensch sei, nicht blos eine Rechenmaschine.

Wenn ich nun aber wieder in eine unserer hiesigen Gesellschaften komme, dann muß ich um meine Natur einen Rock aus den verbrauchten Lumpen freigeisterischer und engherziger Raisonnements zusammenflicken, um meine einmal übernommene Rolle auszuspielen. Man könnte mich freilich über diese Komödie, die ich mit mir selbst spiele, tadeln; aber ich gehöre nicht zu den rauhen Philosophen, die nicht den kleinsten Splitter ihres Charakters der Convenienz aufopfern. Das Gefühl ist doch nun hier einmal Contrebande, warum sollte ich deshalb nicht, solange es ohne meinen und fremden Schaden geschehen kann, den tollen Carneval ein wenig mitmachen, da es doch darin zuweilen tüchtig etwas zu lachen gibt, wenn sich auch der Geschmack durch die abenteuerlichen und sinnlosen

Masken nicht sehr befriedigt fühlt. Wenn einmal die Abneigung vor dem Guten, Großen und Schönen zur Wasserscheu geworden ist, da kann man wol schwerlich mehr auf Besserung denken und es bleibt nichts übrig, als dem Heraklit oder dem Demokrit nachzuahmen. Die letztere Partie ist doch amüsanter, und da in den hiesigen Gesellschaften ein Jeder einen stehenden Charakter haben muß, um etwas mehr als nichts zu gelten, so habe ich den des zügellosen Spötters angenommen, der alles Heilige unter die Füße tritt, um nur seine Laune zu befriedigen und sich lieber die Daumschrauben anlegen lassen, als eine boshafte Bemerkung verschweigen will. Wenn ich mir dadurch auch keine Freunde mache, so mache ich mich doch wenigstens bedeutend, und das ist Alles, wonach man hier zielt und was man wünschen kann. Freilich muß ich mich in Acht nehmen, diesen Charakter mir nicht durch Gewohnheit zueigenzumachen und ihn künftig in andere Verhältnisse mit hinüberzunehmen, aber daß es bisjetzt noch keine große Gefahr gehabt hat, wird schon dadurch bewiesen, daß ich dir dieses schreibe. Denn wenn sich Jemand schämt, seine Maske abzunehmen, so läßt sich entweder präsumiren, daß

er sich zu schlechten Zwecken verhüllt hat, oder daß das Gefühl dahinter nicht viel hübscher als die Maske selbst sei.

Ich werde jetzt auf jeden Fall künftigen Sommer noch hier bleiben, entweder als Student oder als Doctor. Dieses ist mir sehr lieb, denn ich möchte gern mein ganzes Leben hindurch studiren, wenn ich meine nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen könnte. Diesen Winter habe ich freilich fast lauter trockene Arbeiten gehabt, welche mich auch so ausgedörrt haben, daß ich, solange ich wieder von Celle hier bin, kein einziges kleines Gedicht zustande bringen konnte. Wenn der Frühling mich nicht wieder erwärmt, so glaube ich, daß es mit mir vorbei sein wird. Zu meinem großen Verdruß ist eine Kleinigkeit von mir, «Die Liebe» überschrieben, in der «Zeitung für die elegante Welt» abgedruckt, welches, wie ich glaube, mir keine vorzügliche Ehre machen wird. Ich hatte es an Mahlmann mit einigen andern, die der Bekanntmachung eher würdig sind, gleichsam nur als Ballast geschickt, glaubte aber nicht, daß er einen so schlechten Geschmack haben würde, dieses zuerst aufzunehmen.

Meine meisten Kräfte verwende ich auf meine

Dissertation *), die deren auch am meisten bedarf, weil ich es übernommen habe, eine schlechte Sache darin zu vertheidigen und ihr nicht blos eine gute Seite abzugewinnen, sondern sie als durchaus gut und vorzüglicher als die gegenüberstehende gerechte darzustellen.

Ich muß deshalb allen Scharfsinn, soviel mir davon zutheil geworden ist, aufbieten, um den Leuten einen blauen Dunst vorzumachen, und wenn diese Anstrengung auch kein großes Lob verdient, so hat sie doch das Verdienst, auf einen bisher ziemlich vernachlässigten Gegenstand, der viel Gutes enthält, aufmerksam zu machen, der indeß vielleicht immer vernachlässigt bleiben würde, wenn man nicht durch übertriebene Lobpreisungen die Neugier weckte. Ich muß oft über mich herzlich lachen, wenn ich mit einem gewaltigen Pathos Etwas behaupte, dessen ich mich selbst nie überreden kann, das aber so hübsch eingehüllt und verziert ist, daß man im Grunde nichts dagegen zu sagen weiß. Es gibt kein besseres Mittel, die Kritik zum Stillschweigen zu bringen, als wenn man an das Gefühl appellirt; denn,

*) Diese Dissertation handelt über das „Pervigilium Veneris“.

da dieses in Rücksicht seiner Quantität und Qualität sehr verschieden vertheilt ist, so schämt sich Mancher zu gestehen, er fühle nichts, weil er doch immer im Zweifel sein muß, ob Andere nicht mehr fühlen als er und er sich durch seine kecken Widersprüche nicht vielleicht als ein Empfindungsloser darstellen werde."

Göttingen, am 6. April 1811.

„Das ewige Sitzen während des ganzen Winters und die starken Abendatzungen, welche die jämmerliche Mittagskost wieder ersetzen sollten, hatten mir Magen und Laune verdorben; das Uebel ist indeß jetzt durch häufiges Spazierengehen und gute Diät gehoben und ich bin wieder so gesund wie ein Fisch, versteht sich, wie ein gesunder, denn ich glaube nicht, daß das ganze Fischgeschlecht vom lieben Gott ein Patent wegen der ewigen Gesundheit gelöst habe.

Es macht der Einrichtung der besten Welt wahrhaftig wenig Ehre, daß die Seele vom Körper so geschuhriegelt wird. Noch neulich sah ich an mir selbst ein remarquables Beispiel hiervon. Es war ein köstlicher Morgen und ich bekam plötzlich den

Einfall, nach den Gleichen zu gehen. Da zur jetzigen Jahreszeit das Geld so rar ist, wie das junge Gemüse, versah ich mich mit einer Tasche voll Aepfel gegen den Hunger und beschloß meinen letzten Zehr- und Nothpfennig, einen hessischen guten Groschen, nur bei besondern Zufällen anzugreifen. Mit der herrlichsten Laune, an welcher meine Aepfel, welche nach und nach verzehrt wurden, wol nicht weniger Antheil hatten als das schöne Wetter, kam ich auf den Gleichen an und setzte mich eben, um einige unnütze Gedanken, welche wahrscheinlich schon tausend mal gedacht waren, niederzuschreiben, als mir ein unangenehmes kühles Lüftchen um die Nase fuhr. Ach, da war Alles zum Henker. Die gute Laune fuhr sammt den Gedanken auf dem Lüftchen in die weite Welt und, um die Verzweiflung zu vollenden, war auch kein einziger Apfel mehr in der Tasche. Der heitere Himmel kam mir jetzt bewölkt, die herrliche Aussicht abscheulich, ich selbst mir lächerlich und die ganze Welt mir höchst langweilig vor. Verdrießlich stieg ich den Berg hinunter und beschloß aus bloßem Mismuth meinen letzten guten Groschen in einem am Fuße der Gleichen liegenden einzelnen Hofe an ein Butterbrot und ein Glas Milch zu

wenden. Kaum war dies verzehrt, so war ich wieder genesen:

Und sieh, ein neuer Morgen schien
In meinem Busen aufzugehen
Und Alles war mir blau und grün,
Was ich noch eben schwarz gesehen,
Und neue Sonnen sah ich glüh'n
Und in den Thälern auf den Höhen,
Viel wunderselt'ne Blumen blüh'n.
Und von den todten Feldern schien
Ein Frühlingsduft mich anzuwehen,
Und manche zarte Huldgöttin
Ließ sich auf meinem Schooße nieder,
Und Amor's kleine lose Brüder
Floh'n in den Lüften her und hin
Und weckten mich durch Stachellieder
Und einer rief dem andern zu:
Mein Brüderchen, wie kehrtest du
So schnell zu diesem Murrkopf wieder?

Ich setzte mich mit innigem Wohlbehagen in die Wirthsstube und las, während ein Spinnrad schnurrte, eine Wanduhr klapperte und ein Kind die Stube gerade nicht reiner machte, ohne von allen diesen Unannehmlichkeiten gestört zu werden, Bernis' «Epitre aux Grâces». Beim Zuhausegehen machte ich aus

lauter Uebermuth ein Lobgedicht auf einen buckligen Leinweber, der mir in dem Wirthshause aufgefallen war, und die Zeit verging mir auf dem Wege so schnell, daß ich wieder in Göttingen war, ehe ich es glaubte und wünschte. Bei dieser Gelegenheit mußte mir der Gedanke einfallen, wie viel entscheidende Entschlüsse vielleicht in solchen plötzlich dunkeln Augenblicken gefaßt werden, und wie vielleicht oft ein blutiger Krieg entsteht, weil dem Regenten, während er über Glück oder Unglück bestimmen sollte, im Momente des Entschlusses eine Fliege auf der Nase saß."

Die Begegnung mit des Harzförsters Pflegetochter hatte ein tieferes Gefühl in Schulze entzündet, das jedoch nicht stark genug war, um sein Herz auszufüllen und einen bleibenden Eindruck in ihm zurückzulassen. Aber wohl hatte die Erscheinung dieses anmuthigen und edeln Wesens so tief in der Bergwildniß seine poetische Stimmung in eine höhere Tonlage versetzt. Diese Begegnung wurde ihm poetischer Stoff, in den sich ihm überhaupt jedes Liebesverhältniß verwandelte; ja, es scheint

fast, als habe er solche Begegnungen nur aufgesucht, um darin Nahrungsstoffe und Objecte für poetische Verarbeitung und Behandlung zu haben. Auch schwebte ihm, wie er selbst in Bezug auf seine Liebe zu Cäcilie gesteht, ein Verhältniß vor, wie das wieder so Vielen zu poetischem Stoff gewordene, in Liedern und Biographien gefeierte Verhältniß zwischen Dante und Beatrice, Petrarca und Laura.

Einige Eitelkeit mischte sich denn auch wol ein, wenigstens gibt er dies in seinem Tagebuch mehrfach selbst als mitwirkendes Motiv an. Im Herbste **1811** sehen wir Schulze in einen Liebeshandel mit einer verheiratheten adeligen Dame verwickelt, wobei es ihm jedoch auch nur um eine tändelnde Unterhaltung und um poetische Decorirung seines Lebens zu thun gewesen zu sein scheint. Das Verhältniß blieb auch, soweit es solche Verhältnisse bleiben können, harmlos und unschuldig, und bald trat Erkältung und Ueberdruß ein, wenn auch nicht von ihrer, doch von seiner Seite. Inneres Glück brachte ihm begreiflicherweise dieser Liebeshandel nicht, vielmehr finden sich in Schulze's Tagebuchblättern aus jener Periode später nicht wiederkehrende Spuren innerer Aufregung und Unbe-

friedigung, die er durch reichlichen Genuß von Wein und Punsch zu betäuben und zu ersticken suchte. „Abgemattet vom Debauchiren", wie er selbst erzählt, suchte er seine gesunkenen Lebensgeister durch erneuerten Punschgenuß wieder zu beleben, und erschien dann in wildfröhlicher Stimmung vor der zum Gegenstand seiner Liebeständelei erwählten Frau; „ich spielte meine Rolle vortrefflich", setzt er hinzu. Dieser erneueten Stimulation folgte dann naturgemäß eine um so größere Erschlaffung. „Ich bin so abgespannt, daß ich mich kaum auf dem Stuhl erhalten kann", schließt sein Tagebuchblatt vom 13. October. Auch diese Stimmungen verdienen, um das Dichterbild Schulze's in psychologischer Hinsicht zu vervollständigen, wenigstens vorübergehend erwähnt zu werden, wie sie ja selbst vorübergehend waren. Es wird nicht leicht einen wahren Dichter geben, der nicht vorübergehend von solchen dämonischen Stimmungen übermannt worden wäre. Es sind Versuche zur Ausgleichung theils mit der Prosa der Wirklichkeit, theils mit der Reue oder der Unbefriedigung, welche selbstverschuldete oder aus Exaltation und Reizbarkeit hervorgegangene Verirrungen nothwendig in der Seele zurücklassen.

Dieses für Schulze sowol als für den Gegenstand seiner Liebeständelei unzweifelhaft peinliche Verhältniß löste sich nach kurzer Zeit gänzlich, ohne daß sich Beide etwas Ernstliches vorzuwerfen gehabt hätten, außer daß der Dichter wol nicht ganz von dem Vorwurfe freizusprechen ist, das Gemüth der Frau auf einige Augenblicke in Verwirrung gebracht und sie zu einem Gegenstande einer bloßen poetischen Liebeständelei gemacht zu haben, bei der er von vornherein selbst nichts Ernstliches beabsichtigte. Schulze, bis dahin noch nicht in den Ernst des Lebens eingeführt, glaubte damals Grund zu haben, die Mehrzahl der Frauen als kokett, selbstgefällig und selbstsüchtig ansehen zu dürfen, und hielt es daher zu jener Zeit für kein Vergehen gegen die Würde des weiblichen Geschlechts, mit diesem sein Spiel zu treiben. Er schreibt einmal an Bergmann, daß es unter dem weiblichen Geschlecht doch mehr Caricaturen gäbe als unter dem männlichen. Er meint, es würde ihm leichter sein, den Chimborasso zum Frühstück zu verzehren, als eine Satire auf alle Untugenden des weiblichen Geschlechts zu machen, und daß sich über die Frauenzimmer überhaupt sehr viel Böses sagen lasse, bewiesen

Juvenal's sechste und Boileau's zehnte Satire, welche die längsten von allen seien. Von dieser Ansicht hatte ihn selbst sein Verhältniß zu den nichts weniger als koketten „Brockenmädchen" nicht zurückbringen können

Eine neue Periode begann für Schulze seit seiner Bekanntschaft mit Cäcilie Tychsen. Dieses Verhältniß, dem die deutsche Poesie einige ihrer zartesten und schönsten Blüten verdankt, war dazu bestimmt, seinem ganzen Wesen diejenige Vertiefung und Veredlung zu geben, die ihm bis dahin fehlte, obschon das Ringen und Sehnen nach dieser Vertiefung auch vorher schon in ihm mächtig war. Bouterwek bemerkt: „Ernsthafter und in sich gekehrter wurde er schon lange vorher, ehe er die Cäcilie kennengelernt hatte." Selbst gegen die Seinigen war Schulze über sein Verhältniß zu Cäcilie so verschlossen, daß sein Bruder in dem erwähnten und bereits benutzten Lebensabriß bemerken konnte: „Wie er mit Cäcilie Tychsen bekannt wurde, weiß ich nicht." Das Tagebuch Schulze's gibt hierüber nähern Aufschluß.

Nachdem der Dichter in seinem Tagebuchblatte vom 13. December 1811 sich selbst gestanden, daß

sein Verhältniß zur Frau von *** von Tage zu Tage kühler werde, daß er sie im Grunde nie geliebt habe und daß eigentlich nur seine Eitelkeit ihm dieses Verhältniß werth gemacht habe, erzählt er weiter, wie er Cäcilie, die, beiläufig gesagt, damals in ihrem siebzehnten Lebensjahre stand, bei einem Thee kennengelernt habe, zu dem er von dem Hofrath M. eingeladen worden. Seine Bemerkungen über Cäcilie lauten in diesem Tagebuchsbericht gar nicht so günstig; er urtheilte damals nur nach flüchtiger Begegnung und hatte sehr bald Ursache, sein Urtheil zurückzunehmen und in Bewunderung und Verehrung für die Seelenreinheit, die edle Bildung und die hervorragenden mannichfaltigen Kenntnisse und Talente Cäciliens zu erglühen. Er erzählt, wie er nach seiner Gewohnheit, den göttinger Damen Bitterkeiten zu sagen, sie im vorigen Winter einmal heftig beleidigt habe. Er bezieht sich auf einen Brief an **, worin er sie geschildert habe als eine schöne, zarte, ätherische Gestalt, in deren Gesicht jeder Zug zugleich Geist und Leidenschaft sei; sie habe einen brillanten Verstand, sei fein gebildet, glänze aber mehr als sie Gold in sich habe, sei gefühlvoll aus Temperament und kokett aus

Mode und Gewohnheit, und könnte vielleicht lieben, wenn sie nicht vergöttert würde. Diese Charakteristik, die er später, was den tadelnden Theil betrifft, bei näherer Bekanntschaft mit Cäcilie gänzlich zu verwerfen und tief zu bereuen nicht umhinkonnte, hält er noch in diesem Tagebuchblatt für sehr zutreffend. Cäcilien, die viele Bewerber habe, deren Ruf aber unverletzt sei, zu erobern, meint er weiter, würde ihm nicht wenig Ehre eintragen. Wir müssen diese Stelle hier anführen, denn sie ist in hohem Grade bedeutsam, da wir hier an einem psychologischen Wendepunkte des Dichters stehen. Das Spiel sollte sich in Ernst verwandeln, der bisher Flüchtige sollte gebannt und gefesselt und die in ihm verborgene Neigung zu allem Schönen, Edlen und Ernsten in ihm erweckt werden. Wenn wir dies in seiner ganzen Bedeutung erfassen wollen, dürfen wir uns auch die Schwächen des Dichters nicht verhehlen. Schulze lernte eigentlich jetzt erst lieben und mit der Liebe auch eigentlich erst dichten. Andere Dichter mögen andere Entwickelungsgänge durchgemacht haben; bei Schulze aber hing sein ganzes poetisches Sein und Werden mit seinem Liebesbedürfniß und seinen Verhältnissen zum weiblichen

Geschlecht zusammen, mehr vielleicht als bei irgend einem Dichter der modernen Zeit; denn in der antiken Welt, die auf ganz andern Basen ruhte, kannten die Dichter diese innige Hingebung an das weibliche Geschlecht überhaupt weniger.

Der nähern Darstellung dieses Verhältnisses mag die Bemerkung vorausgehen, daß es allerdings zweifelhaft ist, ob Cäciliens Zuneigung zu dem Dichter je einen Grad erreicht habe, dem die Eigenschaften einer wirklichen innigen Liebe zugesprochen werden könnten. Eine bestimmte Thatsache, diese Liebe bei Cäcilie anzunehmen, liegt nicht vor, obschon auch keine, welche die Annahme des Gegentheils nöthig machte. Zu einer entschiedenen Erklärung ist es zwischen Beiden nicht gekommen. Möglich, daß das Siechthum Cäciliens dazwischentrat. Endlich löste der Tod ein Verhältniß, das gerade durch diesen tragischen Ausgang einen zwar tiefschmerzlichen, aber auch ungemein reinigenden Eindruck auf Schulze machte und seinen Dichtungen ein ernsteres Motiv und ein tieferes Colorit verlieh.

Bouterwek sagt über Cäcilie und des Dichters Verhältniß zu ihr: „Cäcilie, die Tochter eines göt-

tingischen Gelehrten, hatte alle Eigenschaften, die einen jungen Dichter von Ernst Schulze's Denk- und Sinnesart bezaubern mußten. In der vollen Blüte der Jugend, reizend vor Vielen ihres Geschlechts, von zarter Sittsamkeit, empfänglich für alles Schöne, geistvoll, von hinreißender Lebendigkeit in ihrem ganzen Wesen, zeichnete sie sich auch durch ihren feinen Kunstsinn und ihre Talente aus. Im Zeichnen und Malen hatte sie es schon weit gebracht. Mit Fertigkeit und Ausdruck spielte sie das Klavier und die Harfe. Ihr und ihrer ebenso liebenswürdigen Schwester Adelheid sich nähern zu dürfen, wurde des jungen Dichters höchstes Glück. Bald verdunkelte seine Liebe zu Cäcilien alles Irdische in seinen Gedanken. Cäcilie erwiderte seine schwärmerische Zuneigung mit freundlichem Wohlwollen, und mehr bedurfte er nicht; denn eine poetischere und den gewöhnlichen Foderungen der Leidenschaft williger entsagende Liebe kann es nicht wol geben. Seine Episteln an die Geliebte in der Sammlung seiner Gedichte, die er im Jahre 1813 herausgegeben hat, durften unbedenklich sein Gefühl der ganzen Welt verrathen. Die schöne Schwärmerei, der er sich ganz hingab, verleitete ihn auch

zu keinen Thorheiten im wirklichen Leben. Er benahm sich äußerlich wie vorher, setzte fleißig seine philologischen Studien fort, und wurde nach vorhergegangenem Examen in der philosophischen Facultät zum Doctor und Magister promovirt. Sein Geist blieb heiter auch in seiner Schwärmerei. Was aus seiner Liebe, die gar kein irdisches Ziel hatte, unter glücklichen Umständen geworden wäre, ließ sich nicht voraussehen."

Cäcilie gehörte zu jenen seltenen, hochbegabten und zartbesaiteten Naturen, in denen die Psyche so übermächtig ist, daß sie das Körperliche noch vor dessen Vollreife in seiner zartesten Jugendblüte aufzehrt. Die solchen feinorganisirten Geschöpfen in der Regel dargebrachten allseitigen Huldigungen tragen außerdem dazu bei, sie bei der Ausbildung ihres Geistes und ihrer Talente zu einer Ueberanstrengung zu verleiten, deren Folgen sich meist bald in nachtheiligster Weise fühlbar machen, wie dies auch unter Andern bei der durch ihre vielseitigen Talente und außerordentlichen Sprachkenntnisse berühmten Elisabeth Kulmann der Fall war. Schulze selbst sagt von Cäcilie in einem Briefe, sie habe sich mehr Kenntnisse erworben und ihre Ta-

lente mehr ausgebildet, als es sich fast für ein weibliches Wesen zieme. Dabei ging ihre Neigung nach dem Hohen und Ernsten. Sie malte Heiligenbilder, wie den heiligen Johannes; unter den deutschen Dichtern war der jetzt von den Frauen so zurückgesetzte Klopstock ihr Lieblingsdichter, und in der Musik war es namentlich der tieffromme Bach, dessen Compositionen sie bevorzugte und meisterhaft spielte. Sie verehrte diesen Meister in einem Grade, daß sie ihn in einem Gemälde verherrlichte. (Vergl. Schulze's Gedicht „Sebastian Bach's Apotheose".) Sie verstand sogar vollkommen die Theorie der Musik, las Französisch, Englisch und Italienisch und hatte das Spanische angefangen, als ihre Krankheit sie überfiel. Die schmachvolle Lage und Unterdrückung des deutschen Vaterlandes empfand sie tief und schmerzlich; sie haßte die Franzosen. Bei der an Abhängigkeit grenzenden Empfänglichkeit Schulze's für weibliche Einflüsse mußte diese Richtung und Stimmung Cäciliens auf des Dichters Gemüth und Charakter die nachhaltigste und tiefgreifendste Wirkung üben. Ein gewisser Hang zu frivoler Auffassung des Lebens und zu einer Medisance, die er im Widerspruch mit

seiner im Grunde durchaus ernst und gemüthlich angelegten Natur künstlich pflegte, weil er dies für das beste Mittel eines geistreichen Mannes hielt, in der Gesellschaft eine Stellung zu erlangen und den gewöhnlichen Menschenkindern zu imponiren, wie seine bisherige Gleichgültigkeit gegen die Schicksale des Vaterlandes verloren sich unter diesem Einflusse immer mehr. Wurde er später vaterländisch und sogar mehr religiös gesinnt, während er noch bei Cäciliens Tode sich den düstersten Zweifeln hingab, so verdankte er dies hauptsächlich dem mächtigen Einflusse, den Cäcilie auf sein Gemüth geübt hatte. Cäcilie warf ihm, wie er selbst erzählt, gleich im Anfange ihrer Bekanntschaft seinen Geschmack für das Ausländische vor, wogegen er sich mit der Idee eines allgemeinen Schönen, das an keine Zeit und kein Land gebunden sei, zu vertheidigen suchte. Er selbst gesteht nach kurzer innigerer Bekanntschaft mit Cäcilien, schon am 28. März 1812, daß er dieser Liebe unaussprechlich viel Dank schuldig sei und daß sie eine vollständige Umwandlung seines Wesens bewirkt habe. Seine damalige Stellung zu Cäciliens Schwester, Adelheid, verdient

hier eine kurze Erwähnung, da auch diese in Schulze's Leben später eine Rolle spielen und nicht ohne Einfluß auf die weitere Entwickelung seines Wesens und Talents bleiben sollte. Noch im März 1812 glaubte er Grund zu haben, von dieser gehaßt zu werden, weil es ihm, wie er bemerkte, noch nicht gelungen sei, ein freundliches Wort von ihr zu erhalten. Ohne Zweifel war dies eine Ansicht, die ebenso unbegründet war, als sein späterer Wahn, daß ein ganz entgegengesetztes Gefühl bei ihr eingetreten sei.

Wenn man Schulze nach den Geständnissen, die er in seinem Tagebuche über sich selbst ablegt, beurtheilen wollte, so würde man vielleicht zu einem nicht immer ganz günstigen Urtheil gelangen, das indeß jedenfalls durch die Offenheit gemildert würde, womit er diese Geständnisse macht. Vergleicht man jedoch diese Selbstbekenntnisse mit den so liebevollen Mittheilungen seiner innigsten Freunde, die nach jahrelanger Bekanntschaft mit ihm nur Worte der Liebe und Verehrung für seinen jedes Egoismus unfähigen, tiefgemüthlichen, sich ohne Berechnung hingebenden Charakter haben, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß er zu den seltenen Menschen ge-

hörte, welche eine Art Befriedigung darin finden, sich vor sich selbst egoistischer darzustellen als sie sind. Diese fast übertriebene Aufrichtigkeit gegen sich selbst zeugt allein schon für die Ehrlichkeit, die ein Grundzug seines Charakters war. Nirgends begegnet man auch in seinen Tagebuchblättern hohlen pathetischen Phrasen, mit denen sich so leicht andere Männer von seinen Anlagen und Kenntnissen übertäuben. Wo er sophistisch ist, ist er dies nicht, um sich zu entschuldigen, sondern eher um sich anzuklagen. Einmal fragt er: „Warum hat mir die Natur ein so leichtsinniges, flüchtiges Herz gegeben und doch in die andere Wagschale so viel tiefes inniges Gefühl gelegt?"

Schulze hatte sein Verhältniß mit Cäcilien ohne Ziel und Absicht wie alle seine frühern angeknüpft; aber bald gestaltete sich dasselbe immer ernster, und alle jene einander widerstreitenden Gefühle, wie sie während der Periode einer aufkeimenden Liebe gewöhnlich sind, all jene Eifersüchteleien und Schmollmomente, welche die wachsende Liebe unterbrechen, ihr aber, statt sie zu schwächen, nur neue Nahrung geben, fingen sehr bald an ihn zu beunruhigen und dämonisch auf ihn zu wirken, zuweilen ihn bis zur

Verzweiflung zu treiben. Er glaubte anfangs in Cäcilien zwar ein Wesen von ungewöhnlichem Talent und Geist zu erblicken, das aber doch auch mit den mancherlei weiblichen Schwächen behaftet sei, die er an den bisher zu Gegenständen seiner Liebeständeleien auserseheneu Geschöpfen angetroffen hatte. Er fand hier so ganz etwas Anderes. Am 22. August 1812 ruft er: „Cäcilie ist ein himmlisches Mädchen. O warum mußte ich sie erst spät so ganz kennen lernen!" An einer andern Stelle gesteht er: sein Gefühl habe sich in dieser Liebe erschöpft, alle seine frühern Verbindungen seien Kitzel und Sinnenreiz gewesen. Und dann wieder: „Wer sie einst lieben, wer sie glücklich machen wird, den werd' ich auch lieben, obgleich er meine schönsten Hoffnungen zertrümmerte." Seine Liebe hatte mithin jenen, den höchsten Grad erreicht, wo sie sogar fähig ist, dem geliebten Gegenstande zu entsagen. Einige auf diese Periode seiner keimenden und wachsenden Liebe zu Cäcilien bezüglichen Tagebuchblätter mögen hier eingeschaltet sein; sie sind zum Theil sehr charakteristisch.

Am 28. März 1812.

„Wenn ich noch viele so glückliche Tage erlebe, als den heutigen, so hat mich das Mädchen vielleicht auf immer gefangen. Ob ich indeß nach einem Jahre noch ebenso denken werde, wie in diesem Augenblicke, das weiß ich nicht, und weil mir in diesem Augenblicke dieser Gedanke einfallen kann, ist es nicht möglich, daß ich schon ohne Rettung verloren sein sollte. Wunderbares Herz! du würdest in dieser Stunde Alles aufopfern können für sie; du denkst an nichts als an sie und träumst nur von ihr und doch kannst du glauben, daß dieses nicht ewig der Fall sein werde? Wird denn das Gefühl, dessen ich doch wahrhaftig nicht wenig besitze, nie vermögend sein, meine Besonnenheit zu täuschen?

Doch es ist gewiß eine sehr nützliche Gabe der Götter, daß sie mir bei so unendlich viel Leichtsinn zugleich ein so mächtiges Gegengift dafür ertheilten. Ich werde in meinem Leben nicht viel thörichte Handlungen begehen, und doch alle die Vortheile genießen, die der Leichtsinn uns erlaubt.

Ich hatte heute meine Epistel über die Liebe geendigt und wollte eine Gelegenheit suchen, sie Cä-

cilien in die Hände zu spielen. So ist mir noch nie etwas gerathen. Es sind beinahe viertehalb hundert Verse und fast keinen kann ich ganz schlecht nennen, obgleich ich sonst meine Gedichte recht gut zu beurtheilen verstehe und sehr wohl weiß, daß ich unendlich viele schlechte Verse in meinem Leben gemacht habe. In diesem Gedicht herrscht eine solche Zartheit des Gefühls, eine so geistige Empfindung, daß man es aus Luft gewebt nennen möchte. Ich bin der Liebe unaussprechlich viel Dank schuldig.

Cäcilie hatte heute das Geschäft, den Thee zu besorgen, und saß daher nicht mit in dem Kreise der Gesellschaft, sondern an einem kleinen Tisch allein. Ich trat zu ihr und begann, um das Gespräch einzuleiten, vom Wetter. Ich schien mir in diesem Augenblick selbst so komisch, da ich tausend mal über diese «Topics» der gesellschaftlichen Unterhaltung gespottet habe, daß ich plötzlich laut über mich selbst zu lachen anfing. Cäcilie bemerkte die Ursache; wir scherzten darüber und fanden so den besten Eingang. Das Gespräch wurde bald ernsthaft und begeistert. Ich nahm einen Stuhl, setzte mich, mit dem Rücken gegen die Gesellschaft gewandt, zu ihr, und wir blieben so fast den ganzen Abend

und sprachen nur miteinander, ohne daß Cäcilie dieses unschicklich gefunden hätte. Sie sprach mit solch einer schönen Beredtsamkeit, mit solchem Feuer über viele interessante Gegenstände, daß sie mich in Erstaunen setzte. Wir geriethen auf die Verachtung, welche ein sklavischer Sinn verdiene, und ich rief mit Enthusiasmus: Noch nie habe ich einem Mann gedient, aber jetzt diene ich. Wem? fragte sie. Keinem König, sagte ich, sondern einer Königin. Ich warf hierbei einen glühenden Blick auf sie. Das verdiente Belohnung. Ihr Vater hatte ihr vom Garten die ersten Gaben des Frühlings, einige Schneeglöckchen, mitgebracht und sie hatte sie vor die Brust gesteckt. Sehen Sie diese Blumen, sagte sie, indem sie eine von der Brust nahm; sie drängt sich aus der Erde hervor, wenn noch Schnee und Eis darauf ruht, um zuerst die Wiederkunft der freundlichern Sonne zu begrüßen. Ihr Leben müßte ihr sehr theuer sein, weil sie es so sehnsüchtig suchte, und doch welkt sie gern, um uns Freude zu machen. Sie gab mir die Blume und ich verbarg sie an meinem Herzen. Eine solche Gunst ist etwas Unerhörtes bei ihr. Das Gespräch wurde immer interessanter und lebhafter und die Unter=

haltung der übrigen Gesellschaft, ich weiß nicht aus welcher Ursache, immer einföniger und schläfriger. Plötzlich hörte sie auf einige Augenblicke ganz auf und wir erschraken, als wir unsere beiden Stimmen allein so begeistert reden hörten. Cäcilie stand jetzt auf und setzte sich ans Klavier. Ich hatte bisher noch keine Gelegenheit gefunden, ihr mein Gedicht zu geben; ich folgte ihr also dorthin. Sie spielte eine sehr kunstreiche und phantastische Phantasie von Sebastian Bach mit bewunderungswürdiger Fertigkeit und leidenschaftlichem Ausdruck. Ihre Mutter ermahnte sie mehre male, aufzuhören, weil ihre Nerven zu sehr dadurch gereizt würden; sie antwortete aber: Dieser Schmerz ist das einzige Glück, welches mir in meinem zwangvollen Leben übrig bleibt. Sie darf nämlich weder tanzen, noch sonst in mancher andern Rücksicht das Leben genießen, weil sie von ihrer Nervenkrankheit noch zu schwach ist. Als sie geendet hatte, sagte ich ihr, ich glaube aus Gewohnheit, eine galante Schmeichelei; aber sie antwortete mit einem strafenden Blick: Mein Gott, sinken Sie doch nicht wieder so tief zur gewöhnlichen Welt hinab! Noch immer wollte sich keine Gelegenheit darbieten, meinen Vorsatz auszu-

führen; die übrige Gesellschaft hatte sich schon verloren, es wurde spät und es war unhöflich länger zu bleiben. Dieses merkte auch Cäcilie zuletzt. Sie wußte, was mich die Zeit vergessen ließ und trat daher von mir zurück. Ich merkte die Weisung und empfahl mich."

Am 5. April.

„Ich hatte schon früher ein Gedicht über den Schmerz angefangen und es schon ziemlich weit ausgeführt, ließ es aber liegen. Heute Abend setzte ich mich wieder daran. Mit Hülfe der Götter gelang es mir ziemlich. Ich setzte einen passenden Schluß daran und sandte es heute Cäcilien zu. Man wird glauben, ich hätte die ganze Epistel an diesem Abend gemacht, und mich abermals bewundern. Wer nichts sein kann, muß wenigstens scheinen, und in dieser Kunst habe ich es zum Glück weit genug gebracht. Im Anfange meiner Universitätsjahre, als ich für keinen Heller gelernt hatte, hielt man mich für sehr gelehrt. Als ich nachher in die hiesigen Gesellschaften eingeführt wurde und aus Geistlosigkeit darin schwieg, hielt man mich doch für sehr geistreich; als ich aus Aerger über

die Langeweile, welche mir die meisten Gesellschaften machten, medisant und boshaft wurde, galt ich für einen äußerst witzigen Kopf; als ich aus einem augenblicklichem raschen Gefühl, vielleicht auch aus Eitelkeit einige lobenswerthe Dinge beging, glaubte man, ich sei ein Muster von Großmuth und Hochherzigkeit.

Die Welt will ja betrogen sein,
Drum werde sie betrogen."

Am 14. April.

„Ich hatte eine sehr schöne Rose mit neunzehn Knospen gekauft, um sie Cäcilien zu schenken. Es bot sich heute eine glückliche Gelegenheit dazu an. Ich machte eine Visite bei der Hofräthin und sah eine kleine Monatsrose im Fenster, die ein recht klägliches Ansehen hatte. Ich spottete darüber, aber Cäcilie sagte: Dies ist die einzige Blume, die ich in der Welt habe; aber ich habe ebenso viele Freude davon, als meine Schwester von ihrem ganzen Rosenflor. Ich bat sie jetzt, da sie für ihre Blumen so sehr sorge, meine Rose in Verwahrung zu nehmen und sie mir zu Liebe zu pflegen. Der Vorschlag wurde mit Dank angenommen. Zum Glück hat

meine Rose noch einige Knospen mehr als die schönste aus Adelheid's Gewächshause. Wenn dieses Journal zufällig Jemandem in die Hände gerathen sollte, so wird er gewiß sagen: Mein Gott, wie hat der Mensch sich amüsiren können, so unbedeutende Kleinigkeiten, als der heutige Tagebericht enthält, aufzuschreiben? Lieber Freund, du bist gewiß noch nicht verliebt gewesen, sonst würdest du wissen, daß einem Verliebten eine Stecknadel seines Ideals ebenso wichtig ist, als dem Engländer die Magna Charta. Ich schreibe ja auch nicht für dich, sondern für mich, und Langeweile ist wahrhaftig noch eine ganz gelinde Strafe für deinen Vorwitz, womit du dich in fremde Geheimnisse drängen willst."

26. Mai.

„Eben wollte ich mich an den «Prometheus» setzen, als die Hofräthin mich bitten ließ mit nach U.'s Garten zu gehen. Ich warf schnell mein Négligé ab, fand Tychsens aber schon vorausgegangen. Am Thore holte ich sie ein. Cäcilie warf mir einen von den Blicken zu, die ihr über das unempfindlichste Herz eine so unwiderstehliche Gewalt geben. Ich glaube, daß alle Wünsche meiner Liebe sich blos

auf solche Blicke beschränken könnten. Von meinem Gedichte wurde nichts gesprochen. Um meinen Charakter noch wunderbarer scheinen zu lassen, obgleich er wunderbar genug ist, wenn man ihn genau kennt, hatte ich mich von jeher gegen Cäcilien gestellt, als könne ich durchaus keinen Dank ertragen. Bei einer ähnlichen Gelegenheit sagte ich ihr sogar mit einem Ungestüm, der sie ängstlich staunen machte, aus Schiller's «Handschuh» die Worte: «Den Dank, Dame, begehr' ich nicht.» Um gegen mich selbst indeß die Wahrheit zu reden, muß ich gestehen, daß sowol Cäciliens Lob, als das mancher Anderer, die ich schätze, mich durchaus nicht gleichgültig läßt. Als wir Thee getrunken hatten, gingen wir über den Wall zu Hause. Unterwegs konnte Cäcilie sich indeß nicht enthalten mir zu sagen: Aber wie schön ist Ihre Phantasie! Jedes Gedicht, daß ich von Ihnen lese, ist herrlicher als das vorige, und dieses letzte setzt allen frühern die Krone auf. Ich antwortete, dieses sei ganz natürlich, weil ich sie immer genauer kennen lerne. Wahrscheinlich vermochte sie es nicht über sich, auf das Gedicht deuten zu wollen, welches mein Geständniß enthielt, denn dieses ist unstreitig das beste, was

ich in meinem Leben hervorgebracht habe und vielleicht hervorbringen werde. Sie bat mich um einen Hymnus auf Sebastian Bach und vertraute mir zugleich, daß sie an einem Gemälde arbeite, welches Bach's Verklärung darstellen sollte. Wenn ich mich stark genug fühle, will ich das Werk unternehmen. Ich kann ihr zugleich auf eine feine Weise darin schmeicheln, indem ich die Ideen darin poetisch ausführe, die sie in ihrem Gemälde anbringen will."

Am 4. Julius.

„Der Himmel klärt sich auf, obgleich der wirkliche Himmel in einem ganzen Jahre vielleicht noch nicht soviel geregnet hat, als heute. Meine Seele war unbeschreiblich heiter, ich fühlte mich traulich und heimisch in mir selbst, welches gewöhnlich der Fall ist, wenn es draußen regnet oder stürmt. Bei schönem Wetter bin ich freilich auch froh, aber mein Geist schwärmt dann zu unruhig außer mir umher; mich ergreift eine Sehnsucht in die Ferne und ich kann zu keiner gemüthlichen Stimmung kommen.

Cäcilie und ich saßen in einer Ecke am Klavier, sie wickelte Garn und ich hielt es. Ich erinnerte mich dabei an eine Scene, ich weiß nicht aus wel-

chem Lustspiel, in der ein gehorsamer Ehemann von seiner gebietenden Dame gezwungen wird, ihr als Garnmaschine zu dienen. Um Cäcilien nicht in dieser Gestalt zu erscheinen, fing ich an eine Erklärung einzuleiten. Ich warf ihr vor, sie habe viele Laune, und sie antwortete: sie thue nichts ohne Grund. Dieses ist ihre gewöhnliche Antwort, denn sie will durchaus consequent erscheinen und ist doch nichts weniger als das. Wenn sie bedächte, daß die Liebenswürdigkeit eines Frauenzimmers häufig in einer reizenden Inconsequenz besteht, so würde sie ihre Vorzüge weniger verleugnen. Ich fragte sie um den Grund, weswegen sie mir neulich auf der Papiermühle eine Antwort verweigert hätte, und sie sagte, es wäre wahrscheinlich aus Ermattung geschehen. Ich beruhigte mich hiermit, obgleich ich es nicht glaubte. Jetzt fing ihr Stolz an sich zu beugen, sie wollte das Gespräch auf meinen Hymnus an Bach lenken und fing damit an mir zu erzählen, daß sie das Gemälde angefangen habe, das Bach's Apotheose vorstelle. Ich hatte indeß jetzt genug gewonnen und vertauschte das Gespräch, um meinen Schein der stolzen Uneigennützigkeit zu bewahren. Ich gab ihr dann

ein Räthsel auf, das ich gemacht hatte, um unser Verhältniß auf diese oder jene Art zu fixiren.

Das Erste ist ein heil'ges Zeichen,
Sonst trug's der Ritter in der Schlacht
Und scheu vor der geweihten Macht
Sah man der Feinde Schar entweichen.
Jetzt dient es nur in dunkler Nacht,
Gespenst und Kobold zu verscheuchen,
Und wenn wir's oftmals auch zur Pracht
Bei Bällen, Thees und Assembleen
An manchen schönen Busen sehen:
Ach, wer es trägt, ist schlimm bedacht!
Dem Blick der Schönen gleicht das Zweite,
Wer sich ihm naht ist seine Beute
Und wird verwundet, wenn er flieht.
Oft lauscht es unter Blumenbeete,
Die Rose macht es zur Kokette,
Und bleibt auch, wenn ihr Schmuck verblüht.
Um dir des Ganzen Form zu sagen,
Verlohnt es sich der Mühe nicht
Linné's Systeme nachzuschlagen,
Genug, es blüht und fängt und sticht.
Doch frage nicht, was es bedeute,
Fühlst du nicht ganz von Schuld dich rein,
Sonst möcht' im Aug' ich dir das Zweite,
Das Erst' auf deinem Rücken sein.

Sie fand sich nicht beleidigt und wir waren versöhnt. Sie erzählte mir von ihren angefangenen Arbeiten. Das thut sie nur, wenn sie Jemandem wohl will.

Genug, unser Verhältniß ist wiederhergestellt und ich habe mir nichts vergeben."

Am 16. Juli.

„Gestern war ein Thee auf Tychsens Garten. Es ist aber noch immer derselbe Stillstand. Nur einige Beweise von Aufmerksamkeit gab mir Cäcilie. Sie bat mich etwas ihr aufzubewahren und sagte mir, sie finge jetzt die spanische Sprache an, ob ich dieses vielleicht nicht tadeln würde? Als wir hineingingen, gab sie mir ihren Korb. Ich fand ein schwarzes Band darin und spielte damit. Sie warnte mich, es ihr nicht wegzunehmen. Ich nahm es aber doch heimlich, um es ihr diesen Morgen auf eine ihr wahrscheinlich angenehme Art zurückzuschicken. Ich hatte einige Bücher auf dem Garten liegen sehen, unter andern einen schlechten Nachdruck von Klopstock's Oden. Ich tadelte sie, daß sie keine bessere Ausgabe ihres Lieblingsdichters habe und hörte, daß sie blos die Oden, den «Mes-

sias» gar nicht besitze. Die Frau von ** schenkte mir einst eine sehr schöne Ausgabe von dem «Messias» und den Oden in sechs Bänden. Meine Verhältnisse mit der ** sind vorbei und da ich ihr Bild habe, so brauche ich keine weitern Erinnerungen an sie. Ich schickte diese Bücher heute Morgen Cäcilien zum Geschenk, mit dem Bande, das ich ihr gestern genommen hatte, zusammengebunden. In jedem Bande schrieb ich ein Distichon.

1.

Was mir die Freundschaft gab, das biet' ich aufs neue der Freundschaft,
Leicht ein schön'res Geschenk fänd' ich, ein wertheres nie.

2.

Kühn wie die Schwinge des Liedes entstrebt dein Geist, doch es folgt ihm
Stets auf dem schwindelnden Pfad schützend die Grazie nach.

3.

Nimm das erhabene Werk, das im Herzen des Dichters die Gottheit
Dichtete, Heiliges faßt einzig der heilige Sinn.

4.

Sieh mit Bewunderung nur, nicht zagend den Tod des Erlösers;
Nicht du theilest die Schuld, wenn er für Sündige starb.

5.

Was das Gefühl in das Herz dir schrieb, das glaube; die Prüfung
Schmückt und bereichert den Geist, aber der Glaube das Herz.

6.

Glaub' es, in dir auch wohnet ein Gott und beglücket und schwingt sich,
Wenn sich das irdische Kleid löste, zum Himmel zurück."

Am 18. Juli.

„Es ist sonderbar, daß ich viel Witz und Beredtsamkeit habe, wenn ich mit geistreichen Menschen kämpfen muß, aber durchaus nicht im Stande bin, es mit faden und läppischen Gegnern aufzunehmen. Verspotten und persifliren kann ich sie sehr gut, aber nicht ihnen den Rang ablaufen. Sobald ich viel dummes Geschwätz höre, werde ich selbst dumm,

aber leider nicht so dumm, um mit meiner Dummheit zu glänzen, wie jene es thun."

Am 25. Juli.

„Cäcilie war sehr munter und heiter. Sie mußte Arznei nehmen, und ließ mich aus ihrem Löffel die Medicin schmecken. Als ich ein saueres Gesicht machte, brachte sie mir mitleidig ein Glas Wasser, um den übeln Geschmack fortzuspülen. Hernach bat sie mich, ihr etwas vorzulesen. Ich hatte erst der Schicklichkeit halber bald wieder Abschied nehmen wollen, diese Bitte gab mir aber eine schöne Gelegenheit zu bleiben. Wir waren über die Wahl des Buches ungewiß und geriethen darüber in tausend Gespräche, die uns gar nicht zum Lesen kommen ließen. Adelheid war nach Mariaspring, die Hofräthin erschien fast nie im Zimmer und die Großmutter saß für sich am Fenster und ermahnte nur von Zeit zu Zeit Cäcilien zur Ruhe, wenn wir zu rasch und heftig in der Unterhaltung wurden. Dann spielte mir Cäcilie einige künstliche Phantasien von Sebastian Bach vor und wir trieben tausend Possen. Als sie sich auf einige Augenblicke entfernt hatte, wühlte ich in ihrem Strickkorb

umher und fand einen angefangenen Brief an Christel M., wo hinein ich aus einer verzeihlichen Neugierde einige Blicke zu thun mich nicht enthalten konnte.

Als sie zurückkam, wurden wir von der Hofräthin ernsthaft ermahnt, still zu sein und zu lesen. Ich schlug die Comédies von Saintfoix, meinem Liebling, vor. Jetzt fand sie eine schöne Gelegenheit, mich wegen meines Geschmacks am Französischen auszuschmälen. Kaum hatte ich einige Zeit gelesen, so sagte sie, ich spräche das Französische gar zu unerträglich wie ein Franzose aus; sie möchte nichts weiter hören, denn sonst würde sie keinen Deutschen vor sich zu sehen glauben. Unmuthig warf ich das Buch auf den Tisch. Ich sollte jetzt Englisch lesen, wollte aber nicht, weil ich böse war. Bald fingen wir indeß von neuem an zu plaudern. Sie neckte mich mit einem Zahlenorakel, das sie neulich bei dem Fräulein von H. befragt habe und das ihr in Rücksicht meiner eine Antwort gegeben hätte, die mich gerade nicht in das beste Licht setzte. Als sie mir durchaus nicht sagen wollte, was das Orakel gesprochen hätte, rächte ich mich durch einige schale und weit hergeholte Schmeicheleien über ihre Schönheit. Die Mutter verwies uns noch einmal

zur Ruhe und wir wurden endlich einig, etwas aus dem Schiller zu lesen. Wir geriethen jetzt in einen sehr lebhaften Streit und verirrten uns bis zu der Musik der Alten und den Rhythmen des Pindar. Sie warf mir etwas bitter meinen Kosmopolitismus und meine Ueberschätzung des Fremden vor. Obgleich sie ihren Tadel dadurch etwas versüßte, daß sie einen Vers aus meiner Epistel an sie über die Liebe citirte, ward ich dennoch heftig. Nachdem wir uns tüchtig gezankt hatten, fingen wir an zu schmollen. Sie setzte sich ans Klavier, spielte einen Bärentanz und sagte spöttisch: Voilà de la musique française! Doch verlor sie sich bald in schönere Accorde und sagte endlich freundlich: Ich will Ihren bösen Dämon durch die Musik zu besänftigen suchen! Ich benutzte diese Zeit, um eine Ode an sie im alcäischen Maß, die mir über Erwarten gerathen ist, hervorzuziehen.*) Sie enthält eine Erklärung Dessen, was sie mein räthselhaftes Betragen zu nennen pflegt. Ich legte das Gedicht in ein Buch, zeigte es ihr und sagte: Sie haben

*) Ohne Zweifel die Ode „An Cäcilie" (Bd. 4 der neusten Ausgabe, S. 216).

mich immer ein Räthsel gescholten. Hier ist die Auflösung; aber ich möchte nun für sie kein Räthsel mehr sein; den Uebrigen wünsche ich es zu bleiben. Hiermit legte ich das Buch aufs Klavier. Sie sah mich stillschweigend mit einem Blick an, der mein Innerstes durchdrang, schlug dann die Augen nieder und spielte weiter. Wir sprachen jetzt nur noch einige wenige abgebrochene Worte. Ich nahm bald meinen Hut."

Am 1. August.

„Von heute an breche ich, wenn es meinem Herzen auch etwas kosten sollte. Kein freundliches Wort, keinen Blick für meine zarte, für meine unendliche Liebe, während Andern, die nicht so viel werth sind als mein Schatten, indem sie Unsinn sprachen, eine freundliche Aufmerksamkeit gegönnt wurde. O Gott, dieses mal hat mich meine Menschenkenntniß betrogen! Meine Eitelkeit verdiente wol eine Strafe und die Frau von ** ist gerächt. Es war ein schöner Traum, der seligste meines Lebens, er hat mir viel Freude gemacht, ich will nicht undankbar sein. Es ist ja kein Traum ohne Erwachen, und das Leben ist nur trockene Prosa.

Ich wollte, daß ich todt wäre. Wenn auch drüben nichts ist, so langweilte ich mich hier doch nicht länger. Mein Gefühl wird verwelken, in dieser Liebe hat es sich erschöpft. Auch gut! Sind doch die Narren und die herzlosen Menschen glücklich, die ich heute sah. Ich habe mich gegen mich selbst verstellt, als ich dieses Verhältniß auf eine leichte Weise zu behandeln vorgab. O meine ganze Seele war darin! Alle meine frühern Verbindungen waren Kitzel der Eitelkeit und Sinnentrug; diese hat mich besser gemacht, um mich unglücklich zu machen. Doch ich will kein Thor sein. Sollte ich auch meine zarten Gefühle aufopfern, ich will meinen Leichtsinn wieder erkaufen.

Sie hat mir meine schönsten, meine tiefsten Gefühle gekostet. So kann ich nie wieder lieben, und ein Leben ohne Liebe, o Gott! das ist eine Nacht ohne Sterne."

Cäcilie hatte schon früher, und namentlich im März (1812), an den Nerven gelitten, sodaß wiederholt dem Dichter der Zutritt zu ihr verweigert werden mußte. Ihre Krankheit machte noch im

Laufe des Sommers Fortschritte, welche schon im August trübe Ahnungen in Schulze's Gemüth erweckten. „Ach, ich sehe es nur zu gut ein", schreibt er am 21. August, „mit jedem Augenblicke welkt sie dem Tode entgegen, und dieser wehmüthige Gedanke macht sie mir theurer als je. Bald wird dieses schöne Leben nicht mehr sein, und mit ihr werden viele zarte und heilige Gefühle unter dem Grase schlummern. Möge sie denn sanft sterben, sie ist für diese rauhe Welt nicht geschaffen. O, ich werde einen bittern Kelch zu leeren haben; ewig werde ich um sie weinen. Ich wollte, daß ich ihr Leben mit dem meinigen erkaufen könnte. Wenn sie todt ist, so wird mir mein Leben auch nichts mehr nütze sein." Bei alledem wünschte er sie sterben zu sehen, „weil ein solcher Anblick die sittliche Reinheit für das ganze Leben dem Herzen bewahren müsse". An einer andern Stelle nennt er seine Liebe eine „heilige".

Im Spätsommer 1812 konnte sich Schulze nicht mehr verhehlen, daß Cäcilie durch menschliche Mittel nicht mehr dem Leben zu erhalten sein werde; der letzte Rest seiner Hoffnung beruht in dem Umstande, daß Cäcilie selbst fortdauernd an ihren Tod denke,

was, wie er hinzufügt, bei solchen Krankheiten ja ein gutes Symptom sei. Mit treuer entsagender Liebe sucht er ihr wenigstens noch den letzten Rest ihrer kurzen Lebenstage möglichst zu verschönen und durch Lectüre und Gespräche über ihre Lieblingsgegenstände ihren Geist über den finstern Todesgedanken hinwegzuheben. „Könnte ich doch", schreibt er am 13. September, „mehr für sie thun; Alles würde ich aufopfern, um sie einen Augenblick lächeln zu sehen, wenn dieses Lächeln auch mir nicht gälte." Cäcilie empfand diese Zartheit, diese Liebe, die auf irdische Belohnung keinen Anspruch mehr machen konnte, aufs tiefste, und behandelte ihn, wie er selbst schreibt, „mit einer himmlischen Güte". Seine Tagebuchblätter, seine Briefe an Bergmann nehmen eine immer düsterere Färbung an. Am 4. September schreibt er in sein Tagebuch: „Immer näher rückt Cäcilie ihrem Tode. Ihr Geist wird ebenso abgespannt wie ihr Körper. Nur zuweilen scheint sie noch Etwas lebhaft zu interessiren, aber das ist nur ein aufglimmender Funke, der schnell wieder erlöscht. Am Sonntag und am Dienstag war sie ziemlich heiter, aber als ich sie gestern sah, verlor ich wieder alle Hoffnung. Gestern Abend

war ich tief betrübt. Die Bilder der Vergangenheit zogen in der Ferne wehmüthig an mir vorüber und riefen mir zu: Wir kehren nie wieder. Ich kenne sie nun neun Monate, und diese Zeit war im Anfange besonders die glücklichste meines Lebens. Es ist Zeit, daß ich auch aus dem Becher des Unglücks trinke, bisher hat mein leichter Sinn keinen tiefen Schmerz gekannt. Ich suchte gestern Abend nach Trost und las deshalb Seneca's Consolatio ad Marciam. Ach, der weiß den Kummer nicht anders zu lindern als durch störrische Verhärtung des Herzens. Mit einem glühenden Eisen berührt er die Wunde und brennt, bis wir ein wüthendes Hohngelächter über den Schmerz erheben. «In regnum fortunae et quidem durum et invictum pervenimus, illius arbitrio digna atque indigna passuri. Quid opus est, partes deflere? Tota vita flebilis est.» Das ist kein Trost, das ist Spott, der dem weichen Herzen nicht wohlthut." Schulze war kein Stoiker wie Seneca; er lebte nicht in Zeiten wie die der römischen Kaiser, wo nach Untergang der alten Vätersitte und religiösen Glaubens der Weise gegen die Verderbniß und den Wahnsinn des ganzen Geschlechts sich nur durch diese stoische Verhär=

tung wappnen konnte; er lebte in empfindsam-romantischer Zeit und war selbst eine weiche, fast weiblich empfindsame Natur, die sich jedem Eindruck aufs widerstandloseste hingab und sich, statt ihn zu beherrschen, von ihm beherrschen ließ. Er gesteht dies selbst in einem Briefe an Bergmann vom 1. November, der weiter unten folgt und durch die darin enthaltenen Selbstbekenntnisse von Interesse ist. Die Stelle in Betreff Seneca's findet sich auch wörtlich in einem Briefe an Bergmann vom 13. September, ein Beweis, wie lebhaft sie ihn beschäftigte. Mit der stoischen Philosophie konnte sich eine Natur wie Schulze nicht trösten; außerdem fehlte ihm aber damals auch der christlich-religiöse Trost. „O könnte ich mich", schließt er das Tagebuchblatt vom 4. September, „fest überzeugen, daß es eine Unsterblichkeit, ein Wiedersehen mit unveränderter Individualität gebe! Das wäre die schönste Beruhigung, dann wollte ich das Leben tragen. Warum haben wir denn ein Herz erhalten, das sich innig an das Schöne schließt, wenn das Schöne wie ein Traum vergeht? Wahrhaftig, das Schicksal hat uns die Empfindung nur aus Spott gegeben."

Wir lassen hier wieder eine Reihe Auszüge aus

seinem Briefwechsel mit Bergmann, welcher im November 1812 abbricht, und aus seinem Tagebuche folgen, welche mehr als die Reflexionen des Biographen thun könnten, über sein Verhältniß zu Cäcilien und seine wechselnden Seelenzustände Aufklärung zu verschaffen im Stande sein werden.

(Aus den Briefen an Bergmann.)

Göttingen, am 23. August 1812.

„Nach Celle kann ich wahrscheinlich diese Michaelis nicht kommen, so sehr ich mich auch nach dem Gelobten Lande sehne, wo Milch und Honig fleußt, und wo nach einem in süßem far niente hingebrachten Tage der Whisttisch bei Beisner der brillentragenden Compagnie bereitet steht. Wenn es mir hier vergönnt wäre, nur einen Tag in der Woche mir ganz selbst zu leben, und von Zeit zu Zeit mit dir eine Pfeife beim Kaffee zu rauchen, so würde ich mich schon in Mohammed's Himmel versetzt glauben. Ich glaube ich hätte mich besser zum Landstreicher und bettelnden Tagediebe, als

zum Gelehrten gepaßt. Doch da es nun einmal so ist, so muß ich mit dem alten Ophellus sagen:

Vivite fortes
Fortiaque adversis opponite pectora rebus

oder wenn dieses zu ernsthaft klingt mit dem Chansonnier du Pont-Neuf:

Eh, vogue la galère
Tant qu'elle pourra voguer.

Aber ich will auch nicht undankbar sein. Ich habe glückliche Stunden in diesem Sommer gehabt. Wenn es auch nur Stunden waren; mir ist es immer vorgekommen, als ob ein Augenblick des Glücks ein Jahr voll Jammers aufwöge. Künftig wird es mir freilich nicht so gut werden, lieber Freund! Ich ahne eine Zeit, wo ich den Schmerz tiefer werde kennen lernen, als es bisher an meiner vielbeweglichen Seele hat haften können. Meine Cäcilie wird sterben, vielleicht noch diesen Sommer; ich sehe sie schon lange dem Tode entgegenwelken. Es werden viele heilige und zarte Gefühle mit ihr begraben werden, viele herrliche Talente, wodurch sie sich so hoch über alle ihre hiesigen Schwestern erhob.

So habe ich noch nie geliebt und werde auch so nie wieder lieben können; der ganze Schatz meines Gefühls verzehrt sich in diesem einzigen Verhältnisse. Sie scheint schon mehr dem andern Leben anzugehören als diesem. Gewöhnlich ist über ihr ganzes Wesen jene unbeschreibliche wehmüthige Freundlichkeit ausgebreitet, die den Leidenden so eigen ist. Sie spricht viel von ihrem Tode, und ich würde dieses für ein gutes Zeichen halten, wenn ich sie nicht immer schwächer werden sähe. Sie scheint an einer allgemeinen Auszehrung zu leiden, die wahrscheinlich von einer heftigen Nervenkrankheit, welche sie vor einigen Jahren hatte, herrührt. Ihre Brust scheint nicht angegriffen zu sein, denn sie hustet gar nicht. Es könnte vielleicht Alles noch gut gehen, wenn sie nicht eine zu lebendige Phantasie hätte, und ein Gefühl, das wie die Aeolsharfe von dem leisesten Hauche erschüttert würde. Jedes interessante Gespräch spannt sie ab, und da sie alle ihre Lieblingsbeschäftigungen mit Begeisterung treibt, so versinkt sie immer, wenn sie sich damit erheitern will, in eine todesähnliche Ermattung. Man hat ihr deshalb den letzten Trost ihres armen Lebens längst entzogen; sie darf weder malen, noch

spielen, noch sticken; alle Gesellschaft wird von ihr entfernt gehalten. Ich bin der Einzige, dem der Zutritt erlaubt ist, weil ich sie durch ruhige oder scherzende Gespräche zu unterhalten suche und ihr leichte und heitere Schriften vorlese. Wenn sie auch für mich verloren sein sollte, so will ich ihr wenigstens noch jeden Augenblick, den sie zu dulden übrig hat, versüßen."

Am 13. September.

„Eben habe ich deine lieben Zeilen erhalten und mich gefreut, daß du wenigstens noch an mich denkst. Ich war in dieser Zeit zu niedergeschlagen, als daß ich diesen Brief früher hätte fortsetzen können. Freilich bin ich auch jetzt ebenso wenig heiter, aber die Gewohnheit der Betrübniß hat mir wenigstens eine geduldige Ruhe gegeben. Meine einzige Freude ist, daß ich meine Collegia geschlossen habe und mich also aus dem Sumpfe der Gelehrsamkeit etwas in schönere Gegenden emporheben kann. Du kannst kaum glauben, wie gefährlich eine ewige Beschäftigung mit trockenen, oft geistlosen Studien ist. Der Geist wird gefesselt, er mag sich so viel sträuben als er will. Ich bin so weit ge-

kommen, daß ich mich herzlich schäme, ein Buch zu lesen, das nicht lateinisch oder griechisch ist.

Vielleicht komme ich noch am Ende der Ferien auf acht Tage nach Celle. Von dorther will ich mir etwas Heiterkeit holen, um mich auf künftigen Winter zu versorgen. Vor diesem Winter fürchte ich mich sehr, denn ich werde dann wol den bittern Kelch leeren müssen. Vor einigen Tagen kam der König hier durch. Ich mußte ehrenhalber ein Gedicht an die Königin machen. Man wollte auch anfangs eins von mir an den König haben; ich verweigerte es aber. Man reimte daher eine französische Ode, worin der König mit dem Amor verglichen wird."

Göttingen, am 1. October 1812.

„Heute Abend bin ich in meine neue Wohnung beim Professor W. eingezogen. Alles liegt noch wüst und leer um mich her, alle Hausgenossen sind ausgegangen und mich ergriff das Gefühl der trostlosen Einsamkeit, welches sich uns oft unwillkürlich aufdrängt, wenn wir uns unter ganz fremden Umgebungen befinden, und plötzlich von den Banden der süßen Gewohnheit losgerissen wer-

den. Meine stummen Freunde, meine Bücher, liegen in unordentlichen Haufen auf der Erde umher und ich kann keines finden; ich wende mich also zu dir, um dir, weil mein Schreibzeug auch noch nicht in Ordnung ist, mit rother Tinte, die wahrscheinlich mein Vorgänger hier zurückgelassen hat, mein Leid zu klagen. Und wahrhaftig, an welchen Kleinigkeiten hängt die Stimmung des Menschen! Die Farbe meiner Schrift theilt sich meinem Geiste mit, und das drückende Gefühl, das wie eine sternlose Nacht auf mir ruhte, löst sich in eine lächelnde Wehmuth auf. Ich habe seit einiger Zeit herzliches Heimweh, lieber Freund!

Noch nie erlebte ich hier einen Herbst, und ich fühle jetzt in meiner Einsamkeit, wie schwermüthig diese Jahreszeit ist. In Celle zerstreute immer ein Schwarm von Vergnügungen die Eindrücke des scheidenden Lebens der Natur, und wie oft mögen wir vielleicht auf Gräbern scherzen, wenn ein langsam hingewelktes Leben mit bittern Thränen versenkt wurde. Ich weiß, wie sehr die Erinnerung Alles ins Schöne malt; aber doch kann ich mich in diesen Augenblicken nicht überreden, ich sei in Celle minder selig gewesen, als ich es mir jetzt vorstelle.

Für ein Haideblümchen gäbe ich die ganze Flora des botanischen Gartens, und gern entsagte ich den Bergen mit ihren Ruinen und laubigen Wäldern, und die freundlichen Partien, welche die Gegend ringsum darbietet, wollte ich mit Freuden opfern, wenn ich den Lachtehäuser Sandweg hierher zaubern könnte. Dieser Zauber der Erinnerung erweckt auch längst erloschene Gefühle in meinem Herzen.

Meine einzige Zerstreuung in dieser dunkeln Zeit ist ein Märchen, welches ich für Cäcilien dichte. Es enthält die ganze Geschichte meiner Liebe zu ihr. Könnte ich sie nur einen Augenblick damit aufheitern, so würde ich schon deswegen das Talent zur Poesie für das Beste an mir halten. Alles, was ich bin, möchte ich nur ihretwegen sein."

Am 8. October.

„Die Ferien sind halb verflossen und ich habe eigentlich nur wenig Genuß davon gehabt. Gern wäre ich auf acht Tage nach Celle gekommen, wenn es mir möglich wäre, Cäcilien zu verlassen. Ich will ihr die letzten Stunden ihres Lebens versüßen, das ist ja doch das Einzige, was ich für sie thun

kann. Sonst tröstete ich mich damit, daß ihre Brust nicht angegriffen sei, aber jetzt fängt sie auch an zu husten. Ich will nicht mehr hoffen auf diese Welt, aber ich will an eine bessere glauben. Die Liebe rächt sich schrecklich an mir, daß ich sonst nur mit ihr tändelte. Jetzt, da ich zum ersten male liebe, da ich geliebt werde, muß ich aller Hoffnung entsagen. Es ist sehr traurig, mein Freund, wenn man sein Glück langsam und doch rettungslos dahinwelken sieht. Ein so zartes Wesen bringt die Natur gewiß nur selten hervor, und wo soll ich die Seltene finden? Eine solche Fülle der Phantasie, mit einer solchen geistigen Reinheit und Heiligkeit verbunden, habe ich nie gefunden. Der Arzt sagt, sie hätte ohne Verstand und Gefühl bleiben müssen bis zum zwanzigsten Jahre, dann wäre nichts für sie zu fürchten gewesen.

Ich lege ein Gedicht bei, das ich Cäcilien zu Gefallen als Text zu einer herrlichen Phantasie von Bach, die sie sehr gern spielt, machte. Im Anfange würde man manche Stelle nachtheilig deuten können, deshalb wird es dir selbst daran gelegen sein, wenn es nicht in andere Hände kömmt."

Am 14. October.

„Ich bin häuslicher geworden als eine Auster. War ich doch wahrhaftig schon einmal auf dem Punkte ein Landstreicher sans peur et sans reproche zu werden, ehe mich die heilige Philologie in ihre knöchernen Arme nahm. Jetzt habe ich ausgetobt. Eine Professur in Göttingen und ein Auditorium voller Zuhörer ist das alltägliche Product, das ich jetzt aus allen jenen goldenen Träumen hervorrechnen möchte. Keine Romane mehr, keine Abenteuer, keine Irrfahrt durch das Reich der wechselnden Erscheinungen; Alles, was man sonst vielleicht originell an mir nennen konnte, hat Mütterchen Vernunft unter die Zuchtruthe genommen, und ich werde von ihr so steif und so ehrbar auf der breiten Hauptstraße hingegängelt, daß kein Mensch glauben sollte, ich hätte Gefallen daran gefunden, waldein zu gehen."

Am 1. November.

„Eben lese ich noch einmal über, was ich vor vierzehn Tagen schrieb, und muß über die Launen des menschlichen Herzens lachen, die wie Wind und Welle sind.

Nein, zum stillen häuslichen Leben bin ich nun

einmal nicht geschaffen. Was bieten uns denn jene alltäglichen Verhältnisse? Für das Herz freilich zuweilen etwas, aber für den Geist, für die Phantasie nichts. — Gleichen sie nicht der Lüneburger Haide, deren Blumen freilich recht hübsch sind, wo man aber immer auf derselben Ebene fortwandelt und die nächste Station schon meilenweit vor Augen hat? Keine überraschenden Aussichten in ein buntes mannichfaltiges Thal, keine gefährlichen Felsensteige, höchstens noch einmal eine sumpfige Wiese, deren feuchter Boden mit den rührenden Partien des gewöhnlichen Lebens verglichen werden könnte, und von Zeit zu Zeit ein Wald von Nadelholz, welcher gerade nicht auf das Pikante der Vergnügen hindeutet, sondern auf ihre Trockenheit und auf ihren Mangel an fröhlichem und üppigem Leben. Auf solch einer Reise bricht man freilich selten den Hals, aber man trägt auch eben keine schöne Erinnerung davon. Das Einzige wäre allenfalls noch daran zu loben, daß man nie jene traurigen Ruinen hier antrifft, die auf den andern Weg als betrübte Warnungszeichen herabblicken. Mit Cäcilien könnte ich eine solche einförmige Reise schön finden; denn ihre unerschöpfliche Phantasie würde mich

Mannichfaltigkeiten sehen lassen auch wo sie mangelten; aber allein, oder mit einer Andern, du lieber Gott, das wäre ja ebenso gut als würde ich zum Karrenschieben auf Lebenszeit verdammt.

Ich schaudere, wenn ich zur Seite blicke, denn rund um mich her liegt schon der Unrath aufgethürmt, womit ich mich diesen Winter hindurch quälen soll. Zehn Ausgaben von Homer mit dickbändigen Commentaren, ein halb Dutzend Scholiasten, Grammatiker und Lexikographen, ein Eustathius in drei Foliobänden, außerdem einige zwanzig grammatische und antiquarische Hülfsbücher; ich bitte dich, was muß man für ein Gefühl haben, wenn man mit solchem Gesindel ein halbes Jahr hindurch die vertrauliche Freundschaft schließen soll? Gelehrt wird man freilich auch wider Willen, aber was bleibt von Geist und Phantasie übrig? Mir zum Glück noch soviel, um auf meine eigene Narrheit und auf meinen Jammer ein Spottgedicht machen zu können. Weißt du wol, daß ich im Stande bin, ein wüster und unnützer Mensch zu werden, wenn ich Cäcilien verliere? Mit ihr reißt das Band, das mich an meine jetzigen Verhältnisse knüpft, und da mir diese Verhältnisse verhaßt sind, so wird es

mir nicht schwer werden, sie unter die Füße zu treten.

Doch muß ich mir selbst zum Troste gestehen, daß ich nicht immer auf diese Weise von meiner Wissenschaft denke. Ich erinnere mich, daß es Zeiten gegeben hat, worin ich wie ein verliebter Schäfer tagelang einer einzigen Conjectur nachgeschlichen bin und sie mit himmlischer Zufriedenheit durch die Sandwüste mächtiger Folianten verfolgt habe. Wenn ich dann endlich das εὕρηκα! rufen konnte, so war ich so selig wie ein König. Solche Zeiten werden ja auch wol wiederkommen.

Nur muß ich mich vor der Macht der plötzlichen Eindrücke hüten. In dieser Rücksicht bin ich nicht stärker als das schwächste Frauenzimmer. Du siehst, daß ich dir auch meine schwachen Seiten nicht verberge; aber ich halte es auch für meine stärkste Seite, daß ich meine Schwächen genau bemerke. Da du mich so ziemlich kennst, so wirst du auch wissen, daß ich stolz und eitel bin; daher ist es mir selbst ein Räthsel, wie ich mich dir, du unbegreiflicher Mensch, so aufdrängen kann und dir nichts übelnehme."

(Aus dem Tagebuche.)

Am 21. August 1812.

„Es ist nicht möglich, ich kann nicht von Cäcilien lassen, so kalt ich mich auch gegen mich selbst stellte. Alle meine Gedanken sind wieder bei ihr und ich verträume den ganzen Tag ihrethalben. Ach, ich sehe es nur zu gut, mit jedem Augenblick welkt sie dem Tode mehr entgegen, und dieser wehmüthige Gedanke macht sie mir theurer als je. Bald wird dieses schöne Leben nicht mehr sein und mit ihr werden viele zarte und heilige Gefühle unter dem Grase schlummern. Möge sie dann sanft sterben, sie ist für diese rauhe Welt nicht geschaffen. O ich werde einen bittern Kelch zu leeren haben; ewig werde ich um sie weinen! Und doch möchte ich sie sterben sehen; ein solcher Anblick muß die sittliche Reinheit für das ganze Leben dem Herzen bewahren. Sie befand sich sehr matt und übel. Der Anblick griff mich zu sehr an, als daß ich viel hätte sprechen können. Dennoch spielte sie die Harfe, wie es schien mir zu Gefallen. Wir sprachen vom Tode und wo sie begraben sein wollte.

Heute schickte ich ihr die «Tulpen» von Kind.

Sie ließ mir einen so freundlichen Gruß zurücksagen. Ich wollte, daß ich ihr Leben mit dem meinigen erkaufen könnte. Wenn sie todt ist, so wird mir mein Leben auch nichts mehr nütze sein. Wenn ich für sie stürbe, so müßte sie mich doch beweinen und meinem Gefühl Gerechtigkeit widerfahren lassen."

Am 22. August.

„Cäcilie ist ein himmlisches Mädchen. O warum mußte ich sie erst so spät ganz kennen lernen! Ich ging heute um halb acht Uhr nach dem Garten. Sie war sehr matt. Ach, die Rose muß verwelken. Ich brachte ihr noch einen Band der «Tulpen» und ein Gedicht an den freundlichen Tröster, an den Schlaf, welches ich für sie gemacht hatte.

Noch vor zehn Uhr war ich gestern vor dem Garten hin- und hergegangen, hatte den Berg bestiegen und mit unendlicher Sehnsucht und Wehmuth zu dem mondhellen Himmel und den Sternen emporgesehen und dann wieder nach dem freundlichen Lichte hingeblickt, das durch die Fenster des Gartenhauses, durch die Nacht zu mir herüberleuchtete. Meine schwermüthige Stimmung war auch

in mein Gedicht übergegangen. Cäcilie hatte jene ätherische, überirdische Freundlichkeit, die den Leidenden so eigen ist. Wir sprachen Ernst und Scherz. Sie bat mich zuweilen zu kommen, um ihr etwas vorzulesen. Dann spielte sie auf mein bitteres Benehmen vor einiger Zeit an. Sie hat es tief gefühlt und das könnte mir schöne Hoffnungen geben, wenn nicht alle meine Hoffnungen mit ihr verblühten. Auch eifersüchtig ist sie gewesen, ein Umstand, den ich nicht einmal geahnet hatte.

Ach, Cäcilie, du sollst schon scheiden von der Welt und ich soll allein zurückbleiben? Ich glaube, ich überlebe sie nicht.“

Am 24. August.

„Ich sehe Cäcilien fast alle Tage. Gestern und heute schien sie sich etwas leidlicher zu befinden. Mein einziger Wunsch ist, daß sie gerettet werde, wenn es auch nicht für mich sein sollte. Ich liebe sie mit unendlicher Liebe; aber doch will ich entsagen, wenn es sein muß. Wen sie einst lieben, wer sie glücklich machen wird, den werde ich auch lieben, obgleich er meine schönsten Hoffnungen zertrümmerte.

Wahrhaftig, wenn sich nur eine Gelegenheit findet, will ich mich auch erklären. Ihr selbst wird mein Schweigen vielleicht räthselhaft vorkommen. Wenn sie auch vielleicht nur noch wenige Tage zu leben übrig hat, ich möchte ihr diese Augenblicke doch noch durch Liebe versüßen, sollte mich dann ihr Verlust auch doppelt schmerzlich treffen. Für eine freundliche Minute, die ich ihrem Leben schaffen könnte, wollte ich gern ein Jahr des meinigen aufopfern. Meine Studien leiden unter meiner Liebe, ich kann nichts thun als dichten und träumen; aber die Wissenschaft ist ja nur ein Bastard des Menschen, das Gefühl sein freundlichstes Kind, das eine liebevollere Pflege fodert."

Am 28. August.

„Ich habe doch Cäcilien wol Unrecht gethan, als ich vorgestern so aufgebracht auf sie war, weil sie mich zurückstoßend und unfreundlich behandelt hatte. Wenn ich gegen Andere nicht ungerechter sein will als gegen mich selbst, so muß ich ihr Betragen sehr verzeihlich finden. Sie kränkelt schon so lange und ist keinen Tag ohne Schmerzen. Ist es unter solchen Umständen möglich, eine unver-

änderte Heiterkeit der Seele zu bewahren? Meine eigene heutige Lage hat mich meine Unbilligkeit einsehen lassen. Ich habe heftige Kopfschmerzen und bin ganz erbärmlich zu Muthe. Ich würde es nicht über mich erhalten können, gegen Jemand recht freundlich und liebreich zu sein, wenn er auch mein bester Freund wäre. Es würde mir nicht angenehm sein, wenn mich ein Bekannter besuchte, da mein Geist so abgemattet ist, daß ich kein vernünftiges Wort mit ihm reden könnte. Alles dieses fand sich neulich auch bei Cäcilien, und ich kann es nur meiner beleidigten Eitelkeit zuschreiben, daß ich meinen Unmuth in einem trotzigen Gedichte ausbrausen ließ."

Am 13. September.

„Cäcilie scheint meine treue Anhänglichkeit, meine uneigennützige Liebe tief zu empfinden. Wenn sie auch stirbt — ach, es ist nur zu wahrscheinlich —, so soll sie doch mit dem Gedanken sterben, daß ich sie bis zum Tode liebte und daß meine Liebe nicht an ihren körperlichen Reizen hing. Könnte ich doch mehr für sie thun, Alles würde ich aufopfern, um sie einen Augenblick lächeln zu sehen, wenn dieses

Lächeln auch mir nicht gälte. Sie denkt fortdauernd an ihren Tod und dieses soll bei solchen Krankheiten ein gutes Symptom sein. Ihre Genesung wage ich indeß nicht zu hoffen; denn für einen Stiefsohn des Glücks, wie ich bin, wäre eine solche Seligkeit zu groß."

Am 15. September.

„Cäcilie liebt mich; ich habe heute einige tiefe Blicke in ihr Herz gethan. Ich fand sie allein mit der Großmutter zu Hause.

Wir geriethen in sehr anziehende Gespräche, worin ihr hoher und herrlicher Geist einige male in seinem vollen alten Glanze hervorleuchtete. Noch nie haben wir früher in unserer Unterhaltung die Liebe ernsthaft berührt, heute kamen wir auf Petrarca und Laura und geriethen Beide über die Heiligkeit und Zartheit, worin Petrarca wenigstens dieses Verhältniß betrachtet, in Begeisterung. Nachher sprachen wir von Dante's Beatrice, von der Vergänglichkeit alles Schönen, von der innern Freiheit des Menschen, die sich durch keine äußere Tyrannei niederdrücken lasse und von dem erloschenen Ruhm der deutschen Nation."

Am 17. September.

„Ich ging schon um vier Uhr zu der Großmutter, um mich nach Cäcilien zu erkundigen und neue Lectüre zu bringen.

Cäcilie schien erfreut zu sein, mich zu sehen. Als wir uns eine kleine Weile unterhalten hatten, bat ich sie, sich aufs Sopha zu legen. Ja, das will ich thun, antwortete sie, und dann nehmen Sie Ihren Platz ein und lesen Sie mir etwas vor. Die Ungezwungenheit, womit sie meinen Vorschlag annahm, erfreute mich sehr, denn sonst pflegt sie sich zu sträuben, und es ist ein Beweis von einem vertrautern Verhältnisse, daß sie sich meinethalben nicht genirt. Ich las einige recht geistreiche Erzählungen von Steigentesch. Ich hatte einen starken Schnupfen und daher eine sehr rauhe Stimme, aber sie foderte dennoch nicht, daß ich aufhören solle. Sie wußte, daß es mich kränken würde, wenn sie verlangte, ich sollte meiner eigenen Bequemlichkeit wegen mir nicht ferner Mühe für sie geben. Solche Beweise von Zartgefühl sind desto rührender, je versteckter sie scheinen. Als ich eine zeitlang gelesen hatte, sagte sie, ich bedürfe einer Erquickung, und trotz ihrer Mattigkeit stand

sie selbst auf, um mir Wein und Wasser zu besorgen. Mein Herz war unter der Sorge für sie und dem Vergnügen, sie für mich etwas thun zu sehen, getheilt. Ich machte daher nur einen schwachen Versuch, sie zurückzuhalten, und gab nach, als sie mir mit einigem Ausdruck sagte: Halten Sie mich denn für so ganz schwach? Sie schenkte mir nachher selbst ein und ich genoß Göttertrank.

Ich hatte Cäcilien gesagt, daß der Freiherr von Steigentesch die verdorbenen Seiten des menschlichen Herzens mit glänzendem Geiste und der feinsten Menschenkenntniß zu schildern verstehe, aber auch oft das Gift des höhern Lebens in seine Werke mische. Als ich fortging, bat sie mich, die Bücher wieder mitzunehmen und ihr jedesmal, wenn ich wiederkäme, nach eigener Wahl daraus vorzulesen. Das zartfühlende Geschöpf will sich nicht dem Verdacht aussetzen, als sauge sie, wenn ich nicht dabei sei, das Gift ein, wovon ich gesprochen hatte. Wie konnte ich so ganz blind für die Schätze sein, welche dieses herrliche Herz in sich verschließt, wie konnte ich den giftigen Verleumdungen meiner Selbstsucht trauen, da ich mich von dieser Seite doch immer selbst sehr genau gekannt habe? Ich schreibe jetzt

an einem Märchen, welches eigentlich die Gefühle unsers Verhältnisses enthält und worin ich ihr auf eine feine Weise meine verschiedenen Verirrungen in meiner Verbindung mit ihr erzählen und ihr zugleich eine vollkommene Ehrenerklärung thun will."

Am 3. October.

„Ueber Cäcilie habe ich heute eine interessante Neuigkeit gehört. T. hat sie geliebt und jetzt eine Sammlung Gedichte herausgegeben unter dem Titel: «Gedichte an Cäcilie.» Ob sie wol gleichgültig gegen ihn geblieben ist? Neulich sagte sie mir, sie erwarte nächstens Gedichte eines Bekannten im südlichen Deutschland. Jetzt weiß ich wer dieser Bekannte ist. Ich habe sie beinahe seit vierzehn Tagen nicht gesehen, weil sie im Bette liegt und Niemand vorgelassen wird. Ein Fünkchen von Hoffnung soll noch vorhanden sein."

Am 20. October.

„Täglich gehe ich nach Tychsens Hause, um Cäcilien vielleicht einmal zu sehen oder doch wenigstens von ihr zu hören. So selten mir auch das Erste gelingt, so habe ich doch ein eigenes wohlthätiges

Gefühl, wenn ich mich unter demselben Dache mit ihr weiß.

Heute kam die Hofräthin herunter und sagte zu mir: Cäcilie habe ihr aufgetragen, mir herzlich für die letzten Bücher zu danken, die ich ihr geschickt hätte. Sie wäre dadurch sehr erheitert worden. Dieser Gruß war mir ein wahres Labsal. Wenn ich nur weiß, daß sie von Zeit zu Zeit an mich denkt, so fühle ich mich schon glücklich. Wie selig müßte Der sein, der ihr einziger Gedanke wäre."

Am 31. October.

„Ich bin ein Thor, das sehe ich in diesem Augenblicke deutlich ein, und doch ist es mir nicht möglich, von meiner Thorheit zu lassen. Ich las in diesen Tagen den «Faublas», und dieses phantasiereiche und geistvolle Gemälde des höhern Lebens mit allen seinen Genüssen und Verdorbenheiten hat meine Phantasie so rege gemacht, daß ich keinen Augenblick Herr meiner selbst werden kann. Ich kann gerade nicht sagen, daß meine Sinnlichkeit durch die üppigen Scenen, die das Werk auf jeder Seite darbietet, besonders gereizt wäre, nein, ich möchte nur in jenes freie, bunte und glänzende

Leben hinaus, das in seinen phantastischen Verwandlungen einen so unendlichen Reiz hat; ich möchte von Abenteuer zu Abenteuer fliegen, möchte in jenem geistreichen Spiel der großen Welt mit Anstand und Beifall eine Rolle übernehmen und allen Winken einer muthwilligen Laune frei und fröhlich gehorchen. Mein Charakter, der sich seit so langer Zeit versteckt hatte, ist auf einmal wieder hervorgekommen und ich merke, daß ich noch immer das alte Landstreichergenie bin. Die langweilige Alltäglichkeit eines mühevollen und kleinlichen Geschäftslebens, dessen ich schon ziemlich gewohnt worden war, zeigt sich mir jetzt wieder in ihrer traurigsten Gestalt. Es ist wahr, daß solche Verhältnisse den Geist unendlich beengen und daß ein wenig Liederlichkeit im guten Sinne ein wahres Conservationsmittel für die Beweglichkeit der geistigen Kräfte ist."

Am 12. November.

„Cäcilie ist ohne Rettung verloren. Ich fange an, eine Unsterblichkeit zu glauben und ein schönes seliges Leben nach dem Tode. Sollte die Natur sich blos einen augenblicklichen Scherz haben machen wollen, als sie dieses unendlich zarte und reine Ge-

bilde erschuf? Sollte sie jetzt mit einem muthwilligem Zuge Das wieder auf ewig verwischen wollen, was sie mit so vieler Sorgfalt pflegte? Nein, Cäcilie wird in ein freundlicheres Sein emporschweben und die Erinnerung ihres schönen Lebens auf der Erde wird sie dort selig machen. Heute früh ist sie sehr matt gewesen, aber sie hat sich plötzlich aufgerichtet und ihre Wärterin gebeten, ihr eine Bitte zu erfüllen, nur müsse sie heilig versprechen, ihr die Wahrheit zu sagen. Sie hat sie darauf gebeten, die Saiten an ihrer Harfe zu zählen und ihr aufrichtig zu sagen, wie viele gesprungen wären. Als die gute Frau nicht recht damit hat zustande kommen können, hat sie die Harfe sich vors Bett bringen lassen, die Saiten selbst gezählt und heiter gesagt: Ich freue mich, ich dachte es wären schon mehre gesprungen. Ein so zarter Zug der reinsten Weiblichkeit ist ein Kleinod für Den, der ihn zu schätzen versteht."

Am 19. November.

„Ich lebe in einem traurigen Zustande, ewig zwischen Furcht und Hoffnung. Vor einigen Tagen nahm ich mir vor, mich mit mir selbst abzufinden. Ich stellte mir die Gewißheit ihres Todes vor,

malte mir diesen Gedanken mit störrischem Muthe bis in seine kleinsten Züge aus, und beschloß, sie schon völlig als gestorben anzusehen. Ich fühlte eine gewisse kalte Ruhe, einen stillen Trotz gegen das Schicksal, der mir wohlthat. Heute ist ein neuer Strahl von Hoffnung in meine Seele gefahren und hat wiederum wie ein Blitz die todte Nacht zum Sturm empört. Man hat mir von Leuten erzählt, die dem Tode noch näher gewesen sein sollen, als Cäcilie, und die noch jetzt leben. Aber ich will nun einmal nicht mehr hoffen. Heute war ich ein paar Stunden drüben. Sie ist ein klein wenig leidlicher. O, wenn es nur doch noch möglich wäre, daß sie durchkäme! rief mir C. neulich mit blitzenden Augen zu; ich schüttelte bitter lächelnd den Kopf. Heute möchte auch ich Dasselbe rufen. — Adelheid ist ein herrliches Mädchen."

Am 22. November.

„Gestern haben wir wieder einmal einen heitern Abend bei Tychsens zugebracht. Es zeigen sich einige Spuren der Besserung bei Cäcilien und wenn es auch nur ein Schimmer von Hoffnung ist; ach, in trüben Zeiten belauscht man jeden schwachen Son-

nenstrahl mit Entzücken, während man an einem hellen Tage kaum auf den fröhlichen Sonnenschein merkt. Das ganze Haus war wie neugeboren.

Wir saßen zusammen beim Thee, die Hofräthin, Adelheid, die Großmutter und die Superintendentin K. Mit rechter Gemüthlichkeit erfreuten wir uns an den traulichen Gesprächen, die wir so lange entbehrt hatten. Wir malten uns das Glück aus, wenn Cäcilie wieder in unserm Kreise sitzen würde, und Jeder beeiferte sich, noch irgend einen kleinen Umstand zu der Scene hinzuzufügen, den der Andere vergessen hatte. Nur eine kleine wehmüthige Stille unterbrach unsere Heiterkeit, als ich den Tod meiner geliebten Sophie erwähnte, die am 30. November vor einem Jahre starb. Ich dachte mit Trauer an meine Schwester; die Uebrigen wurden durch die Vergleichung mit Cäcilien schmerzlich berührt. Bald aber gewann die Freude neuen Raum und unser Herz ward so fröhlich, daß der Hofrath sich wunderte, als er hereintrat und ausrief: Nun solche heitere Gesichter sind in unserm Hause lange eine Seltenheit gewesen! O Gott, wenn das Schicksal nur nicht plötzlich durch einen gellenden Ton diese zarte Harmonie wieder zerstört!"

Am 26. November.

„Nichts ist mir lächerlicher, als wenn Leute ästhetisch scheinen wollen, die keinen Begriff von Aesthetik haben; nichts mir unausstehlicher, als wenn man ein zerrüttetes Nervensystem, oder eine versteckt wüthende Sinnlichkeit, oder eine Grille des Zeitgeistes für Gefühl gehalten wissen will. Unter solchen Umständen zeige ich mich so prosaisch als möglich, und es kann mich deshalb keine einzige von den hiesigen zimperlichen Schönen begreifen. Kein Mensch würde es glauben, daß ich zuweilen ganz gute Gedichte mache, wenn man sie nicht mit eigenen Augen läse."

Am 28. November.

„Heute Abend herrschte bei Tychsens eine ganz andere Stimmung, als am vorigen Sonnabend. Man sah nichts als verzweifelte und verweinte Gesichter. O Gott, warum muß sie, die Schuldlose, die Heilige, so viel leiden. An einer Vorsehung habe ich längst verweifelt. Auch Adelheid weinte gestern und das ergreift mich immer am meisten. Uebermorgen ist der Tag, an welchem Sophie vor einem Jahre starb. Es ist mir unbegreiflich, was für eine Furcht ich vor diesem Tage habe."

Am 2. December.

„Jetzt ist es gewiß, sie muß sterben. Die Aerzte haben versichert, daß keine Hoffnung mehr da sei und schon seit vorgestern liegt sie im beständigen Todeskampfe. Ihr kühner Geist will nicht unterliegen, und doch ringt sie mit der Unmöglichkeit. Leb wohl, süße Cäcilie, erste, einzige Geliebte dieses verlassenen Herzens! Leb wohl, du reines, göttliches Wesen, dessen ich nicht werth war! Ja, ich glaube, daß du mich verstanden, daß du mein Gefühl geehrt hast. Wenn es einen Trost für mich gibt, so ist es dieser. — Vorgestern Abend kam ich zu Tychsens. Ich fand die Großmutter und eine andere Dame, die bei ihr war, in Thränen und wagte es nicht, nach Cäcilien zu fragen. Da kam die Hofräthin mit Adelheid ins Zimmer, Beide weinten laut. Die Großmutter jammerte: O liebe Cäcilie, wir wollen dich nie vergessen, wenn du auch todt bist, wir wollen dich nie vergessen!

Ich glaubte, sie sei eben gestorben und setzte mich verzweifelnd in eine dunkle Ecke des Zimmers. Die Hofräthin ging händeringend zurück, Adelheid warf sich stumm und schluchzend in einen Stuhl, die Großmutter wankte laut wimmernd in der Stube

auf und nieder. Mich ergriff ein kalter Schmerz; meine Brust klopfte schnell und schneller, ein Schaudern fuhr durch meine Glieder, ich konnte nicht weinen. Ich verhüllte mein Gesicht mit meiner Hand und saß in dumpfem Hinbrüten unbeweglich. Eine Stunde war vergangen, Alles war still; ich glaubte, ich sei allein im Zimmer. Da klopfte es an der Thür. Ich stand auf, um zu öffnen, und sah, daß Adelheid noch dagewesen sei, denn sie war zugleich mit mir aufgestanden. Minna S. trat herein, ich ging schweigend auf meinen Sitz zurück, auch Adelheid schwieg. Minna sah sich ängstlich um und fing dann an zu trösten, während Keiner antwortete. Da kam der Hofrath, ich verbeugte mich gegen ihn und er sagte gerührt: Sie haben viele Verdienste um die arme Cäcilie, Ihnen verdankt sie manche heitere Stunde. Ich konnte ihm nicht antworten, aber ich fand jetzt Thränen, die mich weicher machten und mir wohlthaten. Noch eine Stunde saß ich still weinend, da wankte ich zu Hause. Gegen zehn Uhr schickte ich das Mädchen hinüber, sie kam mit Thränen zurück und erzählte, Cäcilie habe schon Sprache und Besinnung verloren, Alle ständen um ihr Bett her, sie röchelte un-

aufhörlich und zuckte mit Händen und Füßen. Jeden Augenblick hielt ich jetzt für den ihres Todes, ja, ich wünschte ihren Tod, um ihre Leiden geendet zu wissen; aber sie lebt noch heute und ist immer in demselben Zustande. Nur zuweilen erhält sie ihr Bewußtsein und heute Abend hatte sie es völlig. Die Aerzte können eine solche Lebenskraft nicht begreifen.

O Gott, was ist aus diesem Hause geworden, das noch vor einem halben Jahre das glänzendste in Göttingen war! Cäcilie war der Stolz der Familie, die Zierde aller Cirkel, die Blume der Stadt, und sie muß schon jetzt und so schmerzlich scheiden. In einigen Tagen ist ein Jahr vergangen, daß ich sie kennenlernte und von den Reizen, die ihr Geist und Körper mir zeigte, unauflöslich gefesselt, mit den süßesten Hoffnungen mich ihr nahte. Wie viele selige Stunden habe ich mit ihr verlebt, wie viel süße Träume von ihr geträumt! Wie unablässig war meine Phantasie beschäftigt, mir die reizendsten Bilder einer seligen, sonnenhellen Zukunft vorzumalen, wie rein fühlte sich mein Herz, da ein so zartes Gefühl es heiligte. Wie soll ich jetzt das Leben tragen, da ich sonst nur mit Mühe die Tage

trug, an denen ich sie nicht sah. O, ich will kalt, ich will gefühllos werden; ich will mich in die Grammatik und Kritik vertiefen, will jede Conjectur, jede erbärmliche aber spitzfindige Bemerkung über ein Wort, über eine Silbe, über einen Buchstaben wie eine zärtliche Braut lieben. Ich will gelehrt werden und auf die Leute spotten, die Gefühl und Phantasie für besser als Gelehrsamkeit halten. Ich will vegetiren, weil ich nicht vollkommen leben kann."

Am 3. December 1812 Morgens um drei Uhr erlöste der Tod die Geliebte von ihren langen Leiden. Schulze schreibt darüber in seinem Tagebuche: „Sie ist sanft eingeschlafen, nur eine kurze Zeit hat sie schwer geathmet und dann hat der Athem plötzlich gestockt. Das heilige Leben ist erloschen. Am 18. März wurde sie erst achtzehn Jahr alt. Ich habe die dahingesunkene Blume gesehen. Die W. und Adelheid nahmen mich mit sich hinauf. O Gott, wie schön ist sie! Kein Zug ist verstellt, eine himmlische Ruhe liegt auf dem ganzen Gesicht. Der Tod hat ihr alle Reize wiederge-

geben, die der Kampf der Krankheit ihr nahm. O, sie schlief so süß, die Reinheit ihres ganzen Lebens lag wie ein Heiligenschein über das lilienweiße Gesicht ausgebreitet. Ich konnte meine Augen gar nicht von ihr losreißen, nie habe ich geglaubt, daß der Tod so schön sein könne. So sahen gewiß die schlafenden Engel aus, wovon sie mir so oft aus ihren Träumen erzählte. Ein eigener Glanz schien von dem Gesicht auszugehen und das dämmerige Zimmer zu erhellen. Keine krampfhafte Falte zog sich um den schönen Mund, es war, als wohnte ein seliger Geist auf den Lippen. Das Leichentuch wand sich faltig um die klare Stirn und die braunen Haare blickten zu beiden Seiten etwas hervor. So habe ich einmal eine Madonna abgebildet gesehen. Wie ich so in halb schmerzlichem, halb süßem Beschauen stand, da ergriff mich plötzlich der Gedanke: Dieser Mund, der so reizende Worte sprach, er wird sich nimmer wieder öffnen; dieses Auge, worin mehr als eine Seele zu wohnen schien, dieser ungetrübte Spiegel der zartesten und heiligsten Gefühle, ist nun auf ewig dunkel; nie werden diese zierlichen Finger die Saiten wieder berühren oder das tiefempfundene Leben ihres reinen Geistes

auf die Leinwand hauchen; ach, diese Brust, worin alles Große und Schöne, alles Edle und Göttliche wohnt, wird sich nie wieder heben. O das war ein schrecklicher Gedanke; ich lehnte mich ans Fenster und weinte laut. Adelheid sank auf die Knie neben dem Ruhebette und schluchzte. O das keusche, das reine Wesen! Weinend küßte sie den blassen Mund ihrer Schwester. Ich konnte mich kaum aufrecht-erhalten. Leise flüsterte ich: Bete für mich dort oben, du Heilige! In diesem Augenblicke glaubte ich an eine bessere Welt und an einen Gott der Liebe. Die W. mußte uns fast mit Gewalt von der Leiche fortziehen." Und Schulze schließt dieses Blatt: „Holde Laura, ich will dein Petrarca sein. Einst zweifelte ich an einer solchen Liebe und du sagtest mit stillem Vertrauen: Warum glanben Sie nicht, daß die Liebe so geistig, so dauernd sein könne? O du beschämtest mich damals, aber ich werde halten, was du versprachst. So lange meine Lieder leben, sollst auch du nicht sterben."

Jetzt liegst du da im heil'gen Schoos der Stille,
Noch glänzt die Stirn, die Wange noch so mild,
Noch schwebt der Geist um seine theure Hülle
Und schmückt mit ernstem Reiz das theure Bild.

Doch ich muß trüb und weinend fort mich wenden,
Denn ach der Ruf der kalten Wahrheit spricht:
Es war ein Traum, und jeder Traum muß enden,
Was sterblich ist, das hoff' und zage nicht.

Am 4. December schrieb Schulze in sein Tagebuch: „Ich sah sie noch einmal im ganzen traurigen Schmuck des Grabes. Süße Cäcilie, ich wollte auch etwas thun bei der letzten thränenreichen Sorge für dich. Ich half der W., als sie das Leichenkissen fertig machte. Sie lag im weißen Gewande, die schönen Locken um die Stirn verbreitet und einen Kranz von blühenden Myrten im Haar. Doch schon schwebte der Ernst des Todes auf ihrem Gesichte, und die ewige Einsamkeit des finstern Grabes hatte schon jetzt ihre Züge härter gemacht. Und doch war sie immer noch so schön. Nur die Augen waren etwas gesunken, ach, dieser reine Himmel, worin das Gefühl wie ein freundlicher Stern friedlich leuchtete, während die glänzenden Wolken der ewig jugendlichen Phantasie gaukelnd vor ihm vorüberzogen; dieser reine Sitz der Seele hatte auch am frühesten das Schwinden seines himmlischen Geistes empfunden. Als die W. sie etwas in die Höhe hob, um ihr das Kissen unterzuschieben, hatte ich

eine seltsame Empfindung. Es schien mir eine Entweihung, die Ruhe der Heiligen zu stören, um sie auch nur scheinbar in den Kampf des Lebens zurückzurufen. Wohl eine halbe Stunde stand ich vor der schlummernden Geliebten. Es war heute das letzte mal, daß ich sie sah, und ich will die ganze Bedeutung dieses Gedankens nicht ergründen, sonst möchte ich wahnsinnig werden. Man wollte mich überreden, die Leiche zu verlassen, aber es war mir nicht möglich zu folgen. Die W. verstand mich, sie blieb daher noch eine Weile allein zurück. Ich habe eine Myrte aus ihrem Kranze erhalten und die W. will mir eine Locke geben. O, es ist traurig, nur solche Liebespfänder zu besitzen. Man hat Gyps über ihr Gesicht gegossen, um eine Büste von ihr zu erhalten, da man kein Gemälde von ihr besitzt. O wenn sie nur etwas ähnlich wird! Es ist zu schrecklich, wenn die Schönheit entschwindet wie ein nie wiederkehrendes Traumbild. Dann scheint's als ob der Zufall nur gespottet habe, und jetzt wieder die Form zerbricht, woran er sich eine müßige Stunde ergötzt."

Das Tagebuchblatt vom 6. December besteht aus einem bloßen lyrischen, einfachen Erguß, dem folgenden:

Des Kirchhofs Pforte sah ich offen,
Der Todtengräber grub ein Grab,
Und all mein Sehnen, all mein Hoffen
Sank in die finst're Gruft hinab.
Ich sah den Leichenkranz verschwinden,
Die Erde rollte d'rüber her,
Todt war mein Geist, mein Busen schwer,
Und keine Thräne konnt' ich finden.
Noch einen kalten starren Blick
Warf ich aufs frische Grab zurück,
Und heimwärts wankt' ich dumpf und trübe.
O lebe wohl, mein süßes Glück!
Leb wohl, du meine zarte Liebe!
Wenn man mich auch doch bald begrübe!

Mehr als drei Monate lang stockt hier des Dichters Tagebuch. Er scheint es vermieden zu haben, in dem Abgrund seines Innern zu wühlen und die ihm vom Schicksal geschlagene Wunde mit eigener Hand selbst aufzureißen. Erst am 15. März 1813, in einer durch seine Stellung zu Adelheid veränderten Stimmung, setzte er die Feder wieder an, um seinen Rechenschaftsbericht über sich selbst in Tagebuchform wieder fortzusetzen. Indeß sind uns zwei Briefe an einen Freund aufbewahrt, die seine damalige Stimmung hinreichend schildern; der

eine vom 21. December 1812 datirt, der andere ohne Datum, doch wie aus dem Briefe hervorgeht, acht Tage nach Cäciliens Ableben geschrieben. In beiden offenbart sich der ungemessenste Schmerz, die finsterste Verzweiflung. Der Dichter ringt darnach, an ein Wiedersehen im Jenseits zu glauben, aber er vermag es nicht. Der Gedanke der Vernichtung alles individuellen Daseins auf ewig bedrängt ihn schwer; die Ueberzeugung von der Vergänglichkeit alles Schönen auf Erden quält ihn; er hat dagegen keinen Trost als den, das Andenken und den Namen der geliebten Todten im Liede fortleben zu lassen. Die in ihm aufkeimende Idee zu seiner bedeutendsten Dichtung „Cäcilie" war wie ein erster Morgenstrahl, der in seine verdüsterte Seele fiel und ihre Finsterniß in eine wohlthuende Dämmerung verwandelte. Doch waren damals die dunkeln mächtigen Schatten in ihm noch übermächtig. Hier einige der charakteristischsten Stellen aus diesen Briefen, aus denen wir nur diejenigen auslassen, die schon fast wörtlich in seinem Tagebuche enthalten und oben bereits angeführt sind, und einige andere, die zu speciell auf Cäciliens schon früher hinlänglich charakterisirtes Wesen Bezug nehmen.

In dem acht Tage nach Cäciliens Tode geschriebenen Briefe heißt es: „Ich bin in tiefstem, bitterstem Schmerz, unfähig zu allen Dingen, am meisten zum Schreiben; aber ich will es doch versuchen, denn es schwebt mir unaufhörlich ein zartes leichenblasses Bild vor Augen, das mich mahnt mannichfach sein zu gedenken in Geist und Wort. Aber wenn ich mein Herz erfüllt habe an der lichten, keuschen Gestalt und an dem Morgenglanz der Augen, die jetzt unerschrocken in die Sonne schauen, wenn ich dann ein Triumphlied singen will der Heiligen, die jetzt auf goldenen Wolken wandelt in Klarheit und Freude, dann ergreift plötzlich wieder meinen Geist der Unglaube und meinen Körper der Schmerz, und ich starre wieder in eine einsam dunkle Nacht, worin nur ein Licht leuchtet aus einem fernen Grabe. Aber es ist nur ein Licht der Verzweiflung, das bis zu der Gruft leitet und dann auf immer verlöscht. Das Schöne ist nur ein Traum, ein muthwilliger Spott des Zufalls, aber die Liebe endet erst mit dem Leben und das Leben ist lang. Cäcilie ist todt. Am Sonntag vor acht Tagen haben wir sie begraben. Ich habe nur drei mal geweint, zwei mal als ich sie sah im

Schmuck des Todes, zum dritten mal als die erste Erde auf den Sarg fiel. Aber ich habe anfangs gelacht und dann geschwiegen. Nach einiger Zeit werde ich gewiß viel weinen können, und auf die Zeit freue ich mich. Wenn ich bedenke, daß ich mit dieser Liebe gescherzt habe wie mit meinen frühern Verhältnissen, und daß ich mich selbst zuweilen überredete, ich sei der Herr und Cäcilie die Sklavin und das Spiel meiner übermüthigen Laune, dann muß ich gestehen, daß ich ein Heuchler war gegen mich selbst aus Eitelkeit und Gewohnheit, und um consequent zu erscheinen. Nein, mein Freund, ich habe geliebt wie ein Herz es nur vermag, das von dem ewigen Feuer der Sehnsucht glüht, das nicht so leicht und wandelbar ist als es scheint, und das bisher mit dem Leben nur spielte, weil es nichts darin gefunden hatte, was des Lebens werth gewesen wäre. Aber in Cäcilien fand ich mich selbst, doch viel reiner, viel keuscher, viel schöner und herrlicher. Sie war Das, was ich vielleicht werden könnte, wenn es eine Unsterblichkeit gäbe, und wovon ich jetzt nur der Schatten bin, der die Umrisse wiedergibt, aber worin der Ausdruck verschwindet. Ich habe sie zwei mal gesehen nach

ihrem Tode, und ihr Anblick hat mir wohlgethan, denn er erweichte mich. Vorher war ich kalt wie Eis und höhnisch wie ein Verdammter." — In diesem Briefe gedenkt er auch Cäciliens Schwester, Adelheid, „verflucht" jedes Wort, das er in übermüthiger Laune früher, ehe er sie recht gekannt, über sie geschrieben habe, und versichert, er habe nie einen so klaren und kräftigen Geist gefunden.

In dem andern vom 21. December datirten Briefe dankt er dem Freunde, an den der Brief gerichtet ist, für ein theilnehmendes Schreiben und fährt dann fort: „Ach, mein Lieber, nur in den Augenblicken des tiefsten Schmerzes, wenn der Mensch dasteht in seiner eigenthümlichen Gestalt, gleichgültig für alle die Wünsche und Hoffnungen, für alle die nicht natürlichen Empfindungen, welche von den Verhältnissen des Lebens oder vom Uebermuthe eines ungetrübten Glücks in ihm erzeugt wurden, erst in solchen Augenblicken fühlt er, daß Liebe und herzliches Wohlwollen, freundliche Annäherung eines Herzens an das andere das einzige Glück ist, welches auch dem ärmsten Leben übrigbleibt. Aber beantworten kann ich jetzt deine Briefe nicht, denn woher sollte ich die Laune dazu nehmen? Nur

Einen Punkt will ich berühren, weil er eine Auffoderung von dir betrifft, die bei mir selbst zum Entschluß geworden war, ehe ich deinen Brief erhielt. Du schreibst mir von einem romantischen Gedichte, worin eine ganz neue Fabel auftreten soll und das nichts mit den frühern Producten dieser Art gemein haben dürfe. Gleich nach Cäciliens Tode, an ihrem Sterbebette selbst faßte ich die Idee eines großen poetischen Werkes, um meine Geliebte auf eben die Weise nach ihrem Tod zu feiern, wie Dante seine Beatrice oder Petrarca seine Laura. Wir hatten nicht lange vor ihrem Tode eine süße und begeisternde Unterredung über diese beiden Verhältnisse miteinander. Ich behauptete leichtsinnig, eine solche Liebe gäbe es jetzt nicht mehr und werde es nie wieder geben. Warum glauben Sie das? fragte sie mich; ich bin fest vom Gegentheil überzeugt. Sie schien auf unser Verhältniß damit zu deuten, und ich will jetzt bei mir wahr machen, was sie von sich versprach. Ich will ein Werk dichten, worin Cäciliens Charakter bis in seine kleinsten Feinheiten dargestellt werden soll. Das ganze Gedicht soll einen durchaus deutschen oder vielmehr nordischen Geist hauchen. Denn

Cäciliens Gemüth war deutsch, wie ich nie eines fand. Es werden sich daher auch blos nordische Mythen darin finden: Zauberjungfrauen, Meerfeien, Nixen, Berggeister, das wüthende Heer u. s. w. Die Religion soll das Hauptmotiv des Gedichts sein. In Cäcilien soll die christliche Sehnsucht nach dem Himmlischen und Ewigen dargestellt werden, und ich selbst will in demüthiger Entfernung als die irdische Liebe neben ihr stehen. Der Ausgang kann natürlich nicht glücklich sein, aber er soll auch das Herz nicht zerreißen. Sanft und wehmüthig soll das ganze Gedicht verhallen wie Schiller's «Ritter Toggenburg» oder «Thekla's Geisterstimme». Der Schluß soll gleichsam diese Welt mit einer schönern verbinden, und es soll der Widerschein einer künftigen, schönern darauf ruhen. Alles dies liegt noch sehr verworren in meinem Kopfe, und ich kann auch jetzt nicht darüber nachdenken; aber ich will die Weihnachtsferien dazu verwenden, mir einen Plan zu schaffen. Dieses Werk wird lange Zeit hindurch meine einzige Freude sein, und ich glaube auch, daß es mir gelingen wird, wenn ich nur erst Kraft genug habe, es anzufangen."

„Ich möchte", heißt es in diesem Briefe wei-

ter, „alles Glück meines Lebens darum geben, wenn ich solch einen Glauben hätte, wie Cäcilie ihn hatte. Ich bin krank. An Cäciliens Sterbetage habe ich Blut ausgeworfen, aber es hat sich bald gegeben. Nur huste ich unaufhörlich, mir schmeckt nichts und ich fühle beständig Kopfschmerzen. Es wird wol vorübergehen. Oft macht es mir Freude, wenn ich denke, daß ich Cäcilie bald nachfolgen soll. Wenn mir aber einfällt, daß es doch kein Wiedersehen gibt, dann möchte ich lange leben, um ihr den einzigen Schatten von Fortdauer zu gewähren, die dem Menschen, dieser armen Maschine des Zufalls, übrig ist: Nachruhm und Liebe und Bewunderung nach dem Tode. O wenn ich nur erst Kraft und Wehmuth genug fühle, ich wollte sie feiern wie sie in meiner Seele lebt. Ich weiß, daß ich etwas vermag, wenn ich aus dem tiefsten Herzen schreibe. Aber jetzt bin ich noch stumpf und todt. Mechanisch treibe ich meine Geschäfte, ja ich lege mir mehr auf als ich nöthig habe, um mich selbst zu versöhnen. Die erbärmlichsten grammatikalischen Spitzfindigkeiten gewähren mir die angenehmste Unterhaltung, weil in ihnen der menschliche Geist am erbärmlichsten erscheint.

Wenn dieser Zustand lange fortdauert, so müßte ich ein Wunder von Gelehrsamkeit werden, aber zugleich ein so bitterer Feind und Spötter der Gelehrsamkeit, als es wol selten gegeben hat."

Bouterwek's Mittheilungen über die Umwälzungen, welche in dem Geiste des Dichters durch Cäciliens Tod hervorgebracht wurden, mögen diese Selbstgeständnisse ergänzen. „Seit dem Tode Cäciliens", sagt Bouterwek in seiner biographischen Skizze, „ist keine dauernde Heiterkeit wieder in die Seele des Dichters gekommen. In starrer Verzweiflung die schöne Leiche betrachtend, gerieth er auf die erste Idee zu dem Werke, das ihren Namen trägt. Sie zu verherrlichen durch ein Gedicht, auf das er alle geistigen Kräfte wenden wollte, die ihm die Natur verliehen hatte, sollte das größte Geschäft seines Lebens sein. Er theilte mir seine kühne Idee mit, sobald sein Schmerz ihm erlaubte, davon zu reden. Schon in den Grundzügen der romantischen Erfindung erkannte ich den Dichter nicht wieder, der bis dahin allen Dingen eine heitere Seite abzugewinnen gewußt, mit dem Mysticismus des Christenthums sich nie befaßt, überhaupt zur religiösen Poesie weder Anlage noch Nei-

gung zu haben geschienen hatte. Aber er war auch nicht der Vorige mehr. Der Uebergang vom schwärmerischen Glücke zu einem Schmerze, von dem er sich bis dahin keine Vorstellung machen konnte, hatte allen seinen Gedanken eine andere Richtung gegeben. Das Liebliche, an dem seine Phantasie hing, kleidete sich in die Farben der Schwermuth. Der Kampf des freien Gemüths mit dem Schicksale und die religiöse Hingebung des Glaubens an das Göttliche wurden seine Lieblingsideen. Düster und grauenvoll sollte der Hintergrund des großen Gemäldes sein, an dem seine Phantasie rastlos arbeitete. Das Furchtbare und Schauderhafte sollte im Contraste mit dem Milden und Edlen recht stark hervorstechen. So verlangte es das Gefühl, aus dem das Gedicht hervorging. Die Heftigkeit dieses Gefühls ließ auch keine langsame Ausführung zu. Im Januar 1813 wurde der erste Gesang angefangen. Nicht lange darauf theilte mir der Dichter schon den zweiten mit. Vieles wurde seitdem über Plan und Ausführung unter uns gesprochen. Ich gestand ihm offen, daß ich mit der Erfindung nicht sympathisiren könne. Ich fragte ihn, ob er nicht lieber noch einmal umlenken wollte, um anstatt der

seltsamen, von ihm erfundenen Legende eine zu wählen, die vormals Glauben gefunden. Aber Alles in diesem Gedichte, das unaufhaltbar sich immer umständlicher entwickelte, hing so fest mit dem Gefühle zusammen, das ihm zum Grunde lag, daß dem Dichter, der sonst so gern Belehrung annahm, kein Theil dieses Ganzen unwesentlich und keine Stanze überflüssig erschien. Zusätze zu liefern war er immer bereit, Sprache und Stil unterwarf er der strengsten Kritik, um nöthige Aenderungen zu machen. Aber mit jedem Gesange wurde er immer mehr Meister der Form. In der Kunst der Beschreibung erreichte er bald die ersten Muster des Alterthums und der neuern Zeiten. Sein Widerwille gegen alles Gezierte und Manierirte war so groß, daß er auch jede Eigenthümlichkeit des Stils verschmähte, sobald ihm etwas Gesuchtes in ihr zu liegen schien. Der einzige Dichter, den er an mehren Stellen, besonders in den Schlachtgemälden, geflissentlich nachgeahmt hat, ist Homer. Einen Theil dieser Nachahmungen hat er selbst in den Anmerkungen angezeigt. Als die ersten Gesänge vollendet waren, bedauerte er sehr, daß er sich durch Wieland's Beispiel zu den unregelmäßi=

gen Stanzen habe verleiten lassen, da ihm die Ausführung des ganzen Gedichts in echten Octaven nicht schwer gefallen sein würde. Aber die vollendeten Gesänge durch Umarbeitung in regelmäßige Stanzen umzugießen, schien ihm eine frostige Künstelei. Er behielt also, wenngleich ungern, die metrische Freiheit bei, die er sich einmal genommen hatte. Binnen einem Jahre war das Gedicht bis zum Schlusse des siebenten Gesanges vorgerückt. Nebenher waren ihm noch eine Menge kleinere Gedichte aus der Feder geflossen. Mehre der ältern gab er noch in demselben Jahre 1813 in der mir zugeeigneten Sammlung heraus. Während eben dieser Zeit hatte er die alte Literatur nicht vernachlässigt, und mehre Stunden täglich Privatunterricht im Griechischen und Lateinischen gegeben. Seine Melancholie, die er aber tief in seinem Innern verschloß, wurde noch vermehrt durch Misverständnisse, in die er gerieth, als er im Umgange mit gebildeten Frauenzimmern bei der Freundschaft eine Entschädigung suchte, die nirgends in der wirklichen Welt für ihn zu finden war. Seine bis dahin feste Gesundheit fing an zu wanken. Brustschmerzen, zu denen er immer eine Anlage gehabt hatte,

machten seine Unpäßlichkeit bedenklich. Ihm selbst schien das Leben fast gleichgültig geworden zu sein."

In ein neues Verhältniß, welches die bisher ins Publicum gelangten Mittheilungen über Schulze höchstens andeuteten, führt uns das Tagebuch des Dichters ein, und zwar gleich in dem Momente, wo Schulze zum ersten mal nach Cäciliens Tode die Feder ansetzt, um in seinen Rechenschaftsberichten gegen sich selbst fortzufahren. Der Dichter hatte, wie schon aus einer oben mitgetheilten Briefstelle hervorgeht, vielfache Gelegenheit gehabt, dem Charakter von Cäciliens Schwester hohe Achtung zu zollen, und der gemeinsame Schmerz um die gemeinsam geliebte Todte mochte Schulze der zarten sorgsamen Pflegerin Cäciliens noch näher geführt haben. Am 15. März 1813 fühlt er sich gedrängt, nach langer Zeit wieder einmal in seinem Tagebuche Rechenschaft abzulegen gegen sich selbst. Er fragt sich, ob er Cäcilien noch liebe, und er beantwortet sich diese Frage mit den Worten: „Ob ich sie noch liebe? Bei Gott, ich liebe sie noch, das sagt mir mein Schmerz täglich; das sagt mir

die Begeisterung, womit ich an meinem Gedicht arbeite; meine Unzufriedenheit mit mir selbst, daß ich nicht jeden kleinsten Zug ihres Charakters so zeichnen kann, als er in seiner unendlichen Liebenswürdigkeit sich zeigte; die Wehmuth, worin mich die leiseste Erinnerung an sie versetzt: das sagt mir Alles, was ich denke und fühle.“ Dabei muß er sich aber doch gestehen, daß er sich inzwischen Adelheid mehr und mehr genähert habe. Ihre Neigung zu gewinnen, beginnt ihm als hoher Preis, als Lebensaufgabe zu erscheinen. Er gesteht sich, daß sich auch vielleicht in dieses Streben einige Eitelkeit einmische; aber noch mehr hätten, meint er sodann, das Bedürfniß, sein Herz an einen lebenden Gegenstand zu fesseln, und auch wol Erinnerung an Cäcilien ihren Theil daran. Schulze, wie wir ihn schon aus seinem frühern Lebensgange kennen, besaß ein zu liebebedürftiges Herz, um leben und dichten zu können, ohne, wie er selbst sagt, sein Herz und auch wol seine Phantasie an einen lebenden Gegenstand zu fesseln. Indem er dies von neuem that und seine Wahl auf einen so edlen Gegenstand fiel, richtete sich sein Gemüth aus dem niederdrückenden Zustande dumpfer Verzweiflung

wieder auf, und es ist gewiß nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß ohne diese neue Liebe sein episches Gedicht weder so rasch fortgeschritten sein, noch sich durch dieselbe Frische des Colorits, diesen lebhaften Glanz phantasievoller Gestaltung, diese Wärme und Innigkeit des Gefühls auszeichnen würde. Insofern hat die deutsche Poesie dieser neuen Neigung Schulze's nur Dank zu sagen. Neben Cäcilie verherrlichte der Dichter in seinem großen Epos auch ihre Schwester, und mehre seiner zartesten Gedichte sind an Adelheid gerichtet. Dieses Verhältniß, das freilich die allmälige Entfremdung der Tychsenschen Familie gegen den Dichter zur Folge hatte, bildet überhaupt ein sehr wesentliches Moment in der Entwickelungsgeschichte des Dichters. Die Episode des fünften Gesangs der „Cäcilie", heißt es in Schulze's Tagebuche, „enthält meine und Adelheid's Geschichte, wie ich mir einst ihren Ausgang geträumt hatte. Das Schicksal hat den süßen Traum nicht wahrmachen wollen."

Der größte Theil des Tagebuchs steht mit dieser neuen Neigung des Dichters im Zusammenhange. Zahlreich sind auch die darin aufbewahrten, zuweilen etwas redseligen, aber auch sehr

vieles Schöne enthaltenden Briefe an Adelheid. Er macht ihr darin unter Anderm interessante Mittheilungen aus seiner Jugendgeschichte, die bereits in diese Biographie verflochten sind, und Geständnisse über frühere Liebesverhältnisse, die nicht hierher gehören. Dafür mögen einige auf seine Stimmungen und Gemüthszustände in dieser Zeit bezügliche Briefe und Stellen aus seinem Tagebuche, in denen sich zuweilen auch ganz herrliche Naturschilderungen befinden, hier eingefügt sein.

(Aus dem Tagebuche.)

Am 20. März 1813.

„Heute verlebte ich einen recht friedlichen fröhlichen Tag. Tychsens luden mich ein, mit nach B.'s Schenke zu fahren. Es war ein herrliches Frühlingswetter und unser Geist war so heiter als der Himmel. Ich erinnerte mich der Zeit, als ich mit W. und H. fast wöchentlich jenen Ort besuchte. Noch fand ich unsere Namen, in ein Herz eingeschlossen, ins Fenster eingeschnitten. Das waren damals recht glückliche Tage. Schien es doch, als

wären wir Drei ganz füreinander geschaffen gewesen. Nirgends befanden wir uns wohl, als in unserer gegenseitigen Gesellschaft. Und doch waren wir die verschiedensten Menschen. W. ein melancholischer, mystischer Schwärmer und doch voll von eigentlichem phantastischem Humor, ein wahrer Quell von Poesie, dessen Klarheit aber früh getrübt war, gemüthlich im höchsten Grade, voll Gefühl, dessen er sich schämte, und doch ein Grillenfänger, gedrückt an Geist und schwach an Körper. H. mit einem äußerst klaren und praktischen Geist, scharfsinnig, höchst ordnungsliebend, erfinderisch, entschlossen, treu wie Gold, kräftig, aber behaglich und fröhlich, wenn sein tiefes Ehrgefühl nicht gekränkt wurde. Ich hatte damals eine ewig rosenfarbene Laune mit etwas Schwärmerei tingirt, frische Lebenslust, völlige Unbesorgtheit, Nachlässigkeit in allen Dingen, zog mir nichts zu Herzen und lebte fröhlich in den Tag hinein. Ich hatte damals eine herrliche Anlage zur Liederlichkeit. Die Gewohnheit, ewig zusammen zu sein, machte uns einander über zwei Jahre hindurch unentbehrlich; wir sahen uns täglich mehre Stunden und sprachen uns nicht aus. Jetzt weiß ich nicht einmal ihren Aufenthalt. Die-

ser Gedanke machte mich etwas wehmüthig, als mich Adelheid auffoderte, mit ihr zum Erdfall zu gehen. Wir stiegen ins Thal hinab, sprachen manches liebe freundliche Wort, pflückten die ersten Blumen und fühlten ein inneres kindliches Wohlbehagen über den Frühling, der uns umwehte.

Jetzt standen wir an dem tiefen, geheimnißvollen Wasserspiegel. Anfangs an der offenen Seite, auf einer Anhöhe dem Halbkreise der Felsen gegenüber. Von hier erschien das Wasser in schwarzgrüner Farbe, die Oberfläche war so grausig still wie der Tod, der in der Tiefe wohnt. So stellten wir uns den Eingang in die Unterwelt, in das dunkle Reich des ewigen Schweigens vor. Wir stiegen hinab und stellten uns in die Felsen, dem Lichte gegenüber. Da öffnete sich im Born ein wunderbares Reich voll phantastischer Gestalten. Das Spiel des Lichts schwamm um den bunten Widerschein der Felsen, in seltsamer Verwirrung, in der Mitte lachte ruhig das reine Blau der Luft. Wir waren überrascht, und bewundernd sahen wir in die endlose Stille und bilderreiche Tiefe hinab. Adelheid, die sich für Alles lebhaft interessirt, was einen malerischen Effect macht, war ganz im Ent-

zücken versunken. So sah gewiß das Wasser aus, das Goethe's Fischer hinabzog, sagte ich. Sie meinte, daß weder Maler noch Dichter so etwas treffen können. Jetzt waren Adolf und der Assessor K. herbeigekommen, und um uns zu necken, da sie uns ganz im Schauen versunken stehen sahen, warfen sie plötzlich vom Felsen große Steine ins Wasser. Die eingeschlossene Flut gerieth in ungestüme Bewegung, alle Bilder rangen wild durcheinander, und der schöne sehnsuchtsvolle Frieden ging in arbeitende Zwietracht über. Lassen Sie uns gehen, sagte Adelheid, wir wollen die Zerstörung des friedlichen Himmels nicht mit ansehen. Wir fuhren bald wieder fort. Ich hatte den dritten Gesang meiner „Cäcilie" fertig und mußte noch einige Stanzen abschreiben, weil ich es morgen der Hofräthin schicken will. Ich konnte indeß glücklich genug gerade noch in den Traum, den Cäcilie von Adelheid träumt, folgende Stanze einrücken, als ein Bild des seligen Blicks der Traumgestalt:

So dämmert wunderbar im stillen Wasserspiegel,
Den schroffe Felsenhöh'n bunt abgestuft umzieh'n,
Das Zauberspiel des Lichts. Rings schwebt mit irrem Flügel
Aufwogend farb'ger Glanz, in heil'ger Tiefe blüh'n

Duftgleiche Bilder auf, und immer neu gestaltet
Die reiche Schöpfung sich und wallt, vom ew'gen Thau
Des kühlen Borns umspielt, doch klar und endlos waltet
Im hellen Mittelpunkt des Himmels heit'res Blau.

Adelheid wird über dieses Bild nicht wenig staunen."

Am 22. März.

„Mit dem jetzt nahenden Frühling scheint auch mein Herz wieder aufblühen zu wollen. Mein Herz ist reiner und zarter geworden, meine Phantasie blühender und mächtiger, mein Gefühl tiefer und gewaltiger; ich habe auch für den Schmerz Sinn und Empfänglichkeit erhalten, da ich sonst nur der Lust diente. Mein Geist hat sich vielfältiger gebildet, der Zweck meiner Wissenschaft scheint mir höher als ehemals. Nun Gottlob, ich finde kein Deficit in meiner Rechnung und kann mich heute Abend zufrieden zu Bett legen."

Am 21. April.

„Ich dachte heute Abend recht viel an meinem Gedichte zu arbeiten. Als ich mich daran setzte, kommt mir Adelheid in den Sinn und bemächtigt

sich immer mehr meiner Phantasie. Ich träume mich glücklich; ich mache mir Vorwürfe, daß ich ihr nicht längst mein Herz eröffnet habe; ich beschließe fest, es nächstens zu thun, so bedenklich auch ein solcher Entschluß in meiner Lage sein mag. Jetzt entsteht ein sonderbarer Kampf in mir zwischen der Erinnerung an Cäcilie und dem Gedanken an Adelheid. Beides verschmilzt in eine halb schmerzliche, halb süße Wehmuth; ich weiß nicht an wen ich in diesem Augenblick dachte und welche von Beiden ich liebte. Meine Phantasie wird immer mehr aufgeregt, ich bin nicht im Stande einen einzigen Vers zu machen. Endlich hole ich Cäciliens Locke, die mir neulich die Hofräthin schickte. Je länger ich sie betrachte, desto ruhiger wird es in meinem Innern. Adelheid scheint mir zwar ebenso liebenswürdig als vorher, aber meine Leidenschaft nimmt einen stillen, freundlichen Charakter an. Jetzt könnte ich noch weit in meinem Gedichte vorrücken, wenn ich noch Zeit hätte."

Am 2. Mai.

„Die herrlichen Frühlingstage machen mich nicht glücklich. Das Bild meiner Cäcilie erscheint mir

jetzt häufiger, da ich in dieser Zeit einige der seligsten Augenblicke mit ihr und mit mir selbst in dem Gedanken an sie und an meine Hoffnungen verlebte. Ueberhaupt gibt ja der Frühling nur Sehnsucht und Wehmuth, nicht Ruhe. Ich weiß nicht, wie ich zuweilen so genügsam und dann wieder so ungenügsam sein kann. Das ganze junge blühende Leben mit seinem Duft, Gesang und Sonnenschein kann mich nicht befriedigen. Ich möchte mich in die wallenden Wogen der Luft tauchen und darin vergehen, da ich sie nicht ganz umfassen kann, da sie mit Tönen zu mir sprechen, die ich wol fühle, aber nicht verstehe. Ich begreife nicht, warum mir das Schönste fast immer Schmerz macht. Es muß doch eine schönere Welt geben, wo wir mehr einig mit uns selbst werden, wo das Herz denken lernt und wo Das in ruhiger und verständlicher Klarheit vor uns liegt, was jetzt für uns nur ferne Gebilde der Sehnsucht sind. Mein Gedicht rückt jetzt nur langsam vorwärts, weil meine Phantasie zu rege und das Bild der entschwundenen Wirklichkeit zu lebendig bei mir und schmerzlich ist, als daß sich der bedachtsame Geist der Poesie entfalten könnte. Die Erinnerung an Cäcilie zerfällt jetzt bei mir

in zu viele einzelne kleine Bilder, welche alle, mit ihrer Besonderheit gedacht und mit ihrer Lebendigkeit ausgemalt, eine ungeheure und unabsehbare Kette von Schmerz flechten. Je mehr ich das Individuelle einzelner Vorgänge hervorhebe, desto deutlicher erscheint mir mein ganzes hingewelktes Glück und desto gräßlicher ergreift mich der Gedanke, daß die Geliebte auf ewig dahin ist. Ich schaudere oft bei diesem Gedanken zusammen, als ob er ganz neu für mich wäre und als ob Cäcilie erst jetzt eigentlich todt sei. Der bloße allgemeine Gedanke des Todes ist zu alltäglich, als daß er noch sehr erschütternd wirken könne; aber der Gedanke an so viele gestorbene Stunden des Glücks, das ist es, was den Schmerz immer von neuem erweckt und ohne Trotz unglücklich macht."

Am 5. Mai.

„Ich lebe und lungere in einer schrecklichen Faulheit. An wissenschaftliche Arbeiten habe ich während der ganzen Ferien mit keiner Idee gedacht, und doch ist auch mein Gedicht nicht so weit vorgerückt, als es unter diesen Umständen hätte der Fall sein sollen. Meine körperliche Gesundheit war aber auch

in diesen Tagen nicht die beste, und meine ewigen Träumereien mögen auch wol dazu beitragen, mich abzuzehren und meine Kraft zu erschlaffen.“

Am 18. Mai.

„Ich ging gestern schon um drei Uhr zu Tychsens, um Adelheid das Märchen vorzulesen, das ich vorigen Herbst auf Cäcilien gedichtet hatte. Sie kann es jetzt auf sich beziehen, da sie ebenso wie Cäcilie meinen Gefühlen eine andere und bessere Richtung gegeben hat und noch gibt. Ich habe in der Erzählung meinen frühern frivolen Charakter und meine allmälige Aenderung ausführlich geschildert. Adelheid erkannte mich bald, und dieser Umstand verlieh dem Märchen mehr Interesse für sie als es an sich verdiente.“

Am 3. Junius.

„Ich glaube, ich könnte ganz sorglos und zufrieden sein, und doch bin ich unruhiger als je. Täglich fühle ich mehr, daß ich wirklich liebe, denn die Symptome zeigen sich gar zu deutlich. Ein Nichts wirft mich in tausend beängstende Zweifel, die ich in ruhigen Stunden selbst belache. Ich bin

zerstreut, unschlüssig, verzagt, eifersüchtig, kurz, höchst langweilig.

Mit meinem frivolen Charakter habe ich viel von meiner Heiterkeit, von meiner Liebenswürdigkeit eingebüßt. Ich bin wol besser, aber nicht glücklicher geworden. Das sagte ich heute auch zu Adelheid. Ich erscheine in Gesellschaften nur wie ein Schatten der vergangenen Zeit. Ich weiß nicht, weshalb man mich jetzt plötzlich wieder aus dem Grabe heraufcitirt. Heute war ich bei der S., die die halbe Stadt zusammengebeten hatte. Aber ich war ganz ungenießbar. Ich komme mir wahrhaftig nach und nach vor, wie eine alte Jungfer, die traurig seufzt: Auch ich war in Arkadia!"

(Aus den Briefen an Adelheid.)

Am 19. Junius 1813.

„Einen schönern Himmel habe ich lange nicht gesehen als den heutigen gegen Abend. Die Wölkchen schwammen wie ein Schleier auf der stillen heitern Bläue und schienen sich, je tiefer die Sonne sank,

immer mehr gleichsam zu vergeistigen. Am Horizont brannte ein Meer von Glut, still, hehr und feierlich, und einige dunkle Wolken drängten sich gleich zackigen Felsenufern darum her. Ich legte mich ganz nieder und blickte gerade empor zum hohen bilderreichen Gewölbe. Da kämpften Zwerge mit Riesen und Löwen mit Drachen, und Schwäne schwammen leise dahin, und Klippen, worauf sich Tannen wunderbar gruppirten, erhoben sich in grotesken Gestalten, und kleine Lämmer weideten friedlich auf Wiesen mit silberfarbenen Blumen, und einsame Inseln mit Thälern und Höhen schienen leicht im blauen Meer zu schwanken. Dann wurden plötzlich Blumen aus den Lämmern, und die Klippen verwandelten sich in Springbrunnen, und auf den Drachen und Löwen wuchsen Bäume, und die Zwerge wurden von den Schwänen verschlungen und die Riesen dehnten sich immer länger und wurden zu Flüssen und Bergen, oder sie fielen zusammen und bildeten Vögel und Schmetterlinge und Rosenkelche und Weintrauben, und auf den Inseln entstanden schwimmende Paläste mit Säulengängen und hochgewölbte Tempel. Alles aber schwamm in einem wunderbaren, weichen, schneeigten Lichte, wie

eine allmälig empordämmernde Verklärung. Ach, dachte ich, wenn dich Adelheid liebte, und du wohntest mit ihr auf einer solchen stillen glänzenden Insel hoch im blauen Luftmeer und schwärmtest mit ihr hin durch alle diese bunten hellen Bilder, und sie freute sich so herzlich über diese wandelbaren Zaubergestalten und wüßte dir mit ihrer regen Phantasie alle jene Wandelungen zu erklären und aus jedem Bilde eine freundliche und zarte Idee hervorzurufen, was könntest du dann noch für eine Seligkeit wünschen."

Am 22. Junius.

„Die Griechen, die von allen Völkern die freieste, mannichfaltigste und glücklichste Bildung hatten, sind auch darin einer sehr schönen Ansicht gefolgt, daß sie der Musik einen so wichtigen Einfluß auf die Erziehung einräumten. Bei ihnen wurden die zarten Seelen der Kinder durch die Musik erst gleichsam gereinigt und zum Empfangen hoher und schöner Wahrheiten vorbereitet. Welch eine harmonische Bildung, welch ein Einklang des ganzen innern Wesens mußte dadurch bewirkt werden! Die Kinder mußten durch lange Gewohnheit

endlich dahin kommen, den Tönen einen klaren Sinn abzugewinnen, und so durch das Gefühl nicht blos verworren zu ahnen, sondern klar anzuschauen, welches ich mir als den höchsten Grad der menschlichen Bildung denke. Mir wird es so gut nicht, wenn ich Musik höre. Zwar verwandelt sich jeder Ton in eine Gestalt, ich sehe den Frühling und den blauen Himmel und Haine und Wiesen und Quellen; ich sehe eine ganze Zauberwelt voll Liebe, voll Sehnsucht, voll Lust, voller großen und herrlichen Thaten vor mir ausgebreitet; aber Alles schwimmt wie in einem Duft der Ferne und in jedem Tone scheint eine leise wehmüthige Stimme zu klagen: Alles, was du siehst und hörst, ist nicht mehr und wird nie wiederkommen. Auch gleitet jedes Bild so flüchtig vorüber und verschmilzt so schnell in ein anderes, daß ich es nicht fassen, nicht festhalten kann, und nur das Gefühl einer ewig unbefriedigten Sehnsucht in mir zurückbleibt. Besonders ist dieses der Fall bei großen Stücken, worin mehr Harmonie als Melodie ist. Tausend mal möchte ich sie von neuem hören, um sie zu begreifen, um sie in Worte zu verwandeln, und doch bleiben sie mir wie ein dunkler Orakelspruch, den wir oft zu

verstehen glauben und doch nicht verstehen. Ich fühle dann immer den Schmerz, der mich ergreift, wenn ich eine schöne Blume betrachte. Der duftige Hauch der Blume, ihr zarter Reiz, der Zauber ihrer Farben, ihr ganzes blühendes und verlangendes Leben erwecken eine schmerzliche Sehnsucht in mir. Ich möchte mit ihr reden, möchte sie verstehen, möchte ihr Wesen ganz mit dem meinigen vereinen; aber sie duftet still und sprachlos fort und ich muß sie fortwerfen, um nicht zu wehmüthig zu werden, obgleich ich gleich wieder eine andere mit demselben Verlangen pflücke. Ich glaube es ist gut, daß ich keine Musik treibe, denn ich würde unglücklich dadurch werden und mich selbst verzehren, sowie bei Allem, was blos das Gefühl beschäftigt. Die Poesie hat mir ein guter Gott gegeben, denn in ihr hält die Phantasie der Empfindung das Gleichgewicht. Hier sehe ich wirkliche plastische Gestalten: Alles erhält Umrisse und Farbe und Form, und die Bilder stehen hell und verständlich vor mir da und lassen das Gefühl der Befriedigung in mir zurück."

Am 25. Junius.

„Sie haben mich jetzt ganz, wie ich gewesen bin, meine liebe Adelheid, und kennen mich daher nicht von der vortheilhaften Seite. Aber doch muß ich zu meiner Vertheidigung sagen, daß ich eigentlich nie so flach im Herzen war, als ich schien. Ich hegte trotz allen jenen Verhältnissen ein stilles heiliges Gefühl der Liebe in mir, ein Ideal, zu dem ich in der Welt nichts Wirkliches fand. Dieses bewahrte mich auch vor allen gröbern Verirrungen, und ließ mich nie etwas begehen, was nicht wieder hätte verbessert werden können. Meine Phantasie war wenigstens ein ebenso starker Antrieb zu solchen Verbindungen als meine Eitelkeit, und wenn ich auch gegen die Weiber, mit denen ich in Verhältnissen stand, gewöhnlich ganz kalt war, so war ich es doch nicht gegen die Verhältnisse selbst. Ich bedurfte einer Beschäftigung des Herzens und liebte in meinen Geliebten meine eigene Liebe. Als ich Cäcilien kennen lernte, ward mein ganzes Wesen verändert. Das tiefste Gefühl regte sich wieder gewaltig in mir und kämpfte mit der Oberflächlichkeit, die ich mir selbst aufgedrungen hatte.

Es ist sehr schwer alte Gewohnheiten schnell

abzulegen; ich hatte so lange dem Scheine gefröhnt, hatte meine Empfindung zu lange äußerlich zu verleugnen gesucht, als daß ich mich jetzt in meinem neuen Zustand hätte finden können. Ich ward schüchtern, steif und hölzern; und verlor alle Lebhaftigkeit meines Geistes. Sie werden das jetzt noch selbst bemerken können. Aber ich liebte zum ersten mal wirklich, und auch Sie sind jetzt noch immer meine erste Liebe; denn Cäcilie und Sie haben sich in meinem Herzen so zu einem Bilde verwebt, daß mir gar keine Trennung möglich ist. Kein Verhältniß hat meiner Eitelkeit so wenig Nahrung gegeben, und doch hat mich keins ungetheilter beschäftigt. Dieses ist mir der sicherste Beweis für meine wahre, für meine ewige Liebe. Und in dieser Liebe fühle ich mich so glücklich! Ach, liebe Adelheid, sollte es wol wahr sein, was Margarethe sagte: Es kömmt nicht darauf an, wieviel man geliebt wird, sondern wieviel man selbst liebt?"

Am 17. September.

„Ich reise in einigen Tagen, und weiß nicht, ob ich Sie wiedersehen werde, liebe Adelheid. Freilich gab ich Ihnen einst mein Wort, mich nie von

einem so raschen Entschlusse hinreißen zu lassen; aber wußte ich denn damals, was ich versprach? Konnte ich schon damals berechnen, was ich für einen Kampf zu kämpfen haben würde, wenn ich meiner Zusage treubleiben wollte? Ich habe gethan, was ich vermochte, ich vermag vielleicht noch mehr; aber ich kann nicht mehr mit Sicherheit für mich einstehen. Es gibt Stunden im Leben, wo der beste Wille von dem vernichtenden Gefühle des Augenblicks überwältigt wird, wo Erinnerung und Hoffnung, die sonst so mächtig das Leben beherrschen, nicht mehr erscheinen als was sie wirklich sind, leere Schattengestalten, während das einzige Wahre im Leben, die Gegenwart, düster und betäubend vor uns hintritt und unsern Entschluß bestimmt. Schon oft habe ich die Eindrücke solcher Stunden besiegt; aber ich könnte einst schwächer sein, als ich es sonst war. Ich möchte in Ihren Augen nicht gern wortbrüchig erscheinen, darum hatte ich mir schon lange vorgenommen, Sie um die Erlassung meines Versprechens zu bitten. Es ist deshalb noch nicht ausgemacht, daß ich mich meiner Freiheit bedienen werde. Nein, es verklären sich noch oft schöne und heilige Augenblicke in meinem Leben, worin ich

fühle, daß der Mensch größer sein kann als das Schicksal, das höhnisch mit ihm spielt, daß er dulden kann, ohne erdrückt zu werden, und entsagen, ohne zu verzweifeln; aber nicht jede Stunde hat ihren rettenden Engel. Ich bitte Sie, Adelheid, bedenken Sie, was Sie von mir verlangen, und ob der Zweck, den Sie durch Ihr Verlangen zu erreichen hoffen, die Aufopferungen, das endlose und krafttödtende Schwanken zwischen entgegengesetzten Entschlüssen belohnt, womit seine Erreichung verbunden ist. Sie wollen, ich soll ruhig in meinen jetzigen Verhältnissen fortleben. Heißt das nicht, ich soll kalt werden gegen Das, was der innigste Wunsch meines Herzens war; ich soll mein Gefühl verleugnen, das ich mit so vieler Anstrengung aus den Strudeln der Oberflächlichkeit und des Egoismus errettet habe? Sie bannen mich an eine öde, dunkle Wüste, wo der Boden in ewiger grauer Dürre schmachtet, der Himmel in ewiger trüber Stille ruht; wo Alles, wenn es auch die äußere Form des Lebens nachahmt, ewig unbewegt und lautlos schlummert. Bei Gott, es ist besser, wenn anstatt dieses todtenähnlichen Schlafes ein rascher Blitz herniederfährt, der doch wenigstens

augenblickliches Leben dem Bilde gibt, wenn er es auch oft zerschmettert. Was habe ich von der Zukunft zu hoffen? Wollte Gott, es wäre nur ein recht wilder und zerreißender Schmerz, bei dem sich doch die Seele ihrer Kraft freuen kann, eben weil sie eines solchen Schmerzes fähig ist. Aber es ist nichts als ein stummer, erschlaffender Gram, der langsam verzehrt und allmälig erstarrt, wenn er jeden Funken des Gefühls getödtet hat."

Am 23. September.

„Alles, was den Menschen über den Druck seiner Verhältnisse erhebt, was das Bewußtsein seiner Kraft in ihm erweckt, muß ihm als Beweis seiner höhern Natur theuer sein. Und welch ein Gefühl wäre wol fähiger, ein so schönes Selbstbewußtsein hervorzurufen, als die reine und uneigennützige Liebe, die das Glück des Andern nur deswegen sucht, weil sie Liebe, nicht weil sie Verlangen ist. Fast jede andere Kraft ist mehr oder weniger selbstsüchtig, denn sie äußert sich durch Handeln, und befriedigt die Eitelkeit des Handelnden schon dadurch, daß sie sich zeigt. Die Liebe allein begnügt sich mit verschwiegenem Dulden, und wird dadurch größer und

herrlicher, daß sie keine Ansprüche auf öffentliche Bewunderung macht.“

In diesem Briefe wehrt sich Schulze weiterhin unter Anderm gegen die sehr verständige Behauptung Adelheid's: das Leben sei zu lang, als daß ein einziges Gefühl es ganz ausfüllen könne. Er meint dagegen: „Es gibt große Leidenschaften, welche nur mit dem Leben endigen, wenn auch die Gewalt der äußern Verhältnisse sie zuweilen auf kurze Zeit zurückdrängt. Widmeten nicht Dante seiner Beatrice und Petrarca seiner Laura alle höhern Kräfte ihres Geistes, wenn auch jenem der Tod, diesem die Welt schon früh die schwächste Hoffnung des Besitzes geraubt hatte?“

Unterm 23. September spricht sich Schulze gegen Adelheid über die schlimmen Seiten und das Lügenhafte moderner Gesellschaftszustände aus und bemerkt: „Sie werfen mir vielleicht vor, daß ich zu leicht hasse und besonders, daß mir solche Charaktere zuwider sind, denen der meinige früher vielleicht mehr oder weniger ähnlich war. Aber Sie haben sich immer zu rein von jeder Art von Verderbniß erhalten, als daß Ihnen nicht eher die guten Seiten an einem Menschen auffallen sollten als die bösen, und Sie sind in den Künsten des Scheins zu wenig

erfahren, um trotz Ihres hellen Geistes aus den vielerlei Gestalten, worin sich ein solcher Charakter verwandelt, den wahren herauszufinden. Ich habe diese ganze erbärmliche Schule durchgemacht und wenigstens das dadurch gewonnen, daß ich mich nicht leicht in einer solchen Beurtheilung täusche. Manches scheint eine Thorheit und hat doch schlimmere Folgen auf das Herz als ein Verbrechen. Daher kommt mein Widerwille gegen viele Personen, an denen nach der gewöhnlichen Ansicht des geselligen Lebens nichts zu tadeln, ja, vielmehr Alles zu loben ist."

Endlich fügen wir noch aus einem Briefe, bei dem das Datum fehlt, der aber wol seiner ganzen Haltung nach in diese Zeit gehören möchte, folgende Schilderung einer Wasserfahrt hier ein:

„Adelheid, es gibt nichts Schöneres als eine solche stille Mondnacht auf dem Wasser. Die Flut wallt im zitternden Silber und bricht sich am Kiel und am Steuer in tausend wunderbar schimmernde Gestalten; die Ufer erheben sich wie dunkle, räthselhafte Träume, aus denen die Phantasie machen kann was sie will; die Wellen reden eine schmei-

chelnde, bedeutende Sprache, die das Ohr nicht versteht, die aber für das Gefühl gerade deswegen um so anziehender wird, und die Ruder antworten mit festen gemessenen Tönen, wie das ernste, beruhigende Wort des Mannes auf das leise, zagende Flüstern des Weibes. Auch die verschiedenen Ideen, die aus der Natur der Umgebungen entspringen, tragen dazu bei, eine solche Fahrt noch interessanter zu machen. Die tiefe Stille der Nacht, die Einsamkeit der öden Wasserfläche, die Kühnheit, womit man in einem so kleinen zerbrechlichen Kahn über der unergründlichen Tiefe schwebt, das Geheimnißvolle des unerforschten Abgrundes, und das Abenteuerliche, das eine solche kriegerische Jagd nach Beute mit sich führt: alle diese Vorstellungen bilden ein kleines Epos im romantischen Stil, das nicht nur an Handlung, sondern auch an reflectirenden und lyrischen Stellen reich ist. Aber auch gefährlich ist eine solche Fahrt für Jeden, bei dem die Phantasie sich leicht aufregen läßt und der durch keine äußere Störung im mannichfaltigen Spiel seiner Träume unterbrochen wird. Als ich hinabsah in die Flut, worin der Mond und die Sterne und die ziehenden Wolken und der unendliche Himmel wie in seliger Verklä-

rung schwammen und zitterten und ruhten, als das Rauschen der Wellen immer deutlicher zu meinem Herzen und immer dunkler zu meinem Geiste sprach, als ich mich allein fühlte auf der nächtlichen Erde und tief unter mir eine Welt voll Leben und Glanz erblickte, da war es auch mir, als ob die Nixe mich hinabziehen wollte in ihr unbekanntes wunderbares Reich, worin Sonne und Mond ihr Antlitz baden und dann schöner und frischer zurückkehren. Wäre ich jetzt nicht durch eine plötzliche, seltsame Erinnerung an die liebliche Canzone «La biondina in gondoletta» in das warme und freundliche Leben zurückgerufen worden, so spielten jetzt vielleicht die feuchten und kühlen Wellen mit mir. Könnte ich dieses Lied doch noch einmal von Ihnen singen hören! Es liegt ein wunderbarer Reiz, ein Schatz von Liebe und zartem Gefühl sowol in der Melodie als in den Worten, und die Idee ist schon an sich so poetisch, daß sie auch bei der ersten Ausführung anziehend geblieben wäre. Denken Sie sich den jungen Schiffer, der mit der Geliebten in dem engen Kahne in der lauen Mondnacht und unter dem reinsten Himmel der Erde auf dem prächtigen venetianischen Golf schwebt. Die

Geliebte schmiegt sich traulich an seine Seite. Zuweilen blickt sie zu ihm empor, dann sinkt sie, sicher vor jeder Gefahr in seiner Nähe, wieder in den leisen Schlummer hinab. Die Träume spielen um ihr Herz, wie die Wellen um den Kahn, schmeichelnd und flüchtig und vielfach gestaltet; aber ihr Schlaf ist sanft wie der stille Schein des Mondes, der um ihre Gestalt schwebt. Gern möchte ihr Freund sie wecken, um das Lächeln ihres Auges zu sehen und den freundlichen Ton ihrer Rede zu hören; aber es ist eine heilige überirdische Ruhe, die auf ihr schwebt, Engel scheinen ihren Schlaf zu bewachen, und alle Laute und Bilder der Natur, die Wellen, die Lüfte, die Wolken und der Mond vereinigen sich gleichsam zu einem einzigen süßen Wiegenliede für die schöne Schläferin. Darum beugt er sich nur sinnend in stiller zärtlicher Betrachtung über sie hin. Er hält seinen Athem zurück und zittert bei jeder leisesten Bewegung. Nimmer kann er sich losreißen von dem holden Anblick, ewig möchte er so sitzen im seligen Anschauen; er hat keinen Wunsch, keine irdische Empfindung mehr, seine ganze Seele ist in seinen Augen und für jedes Glück der Welt, für alle Gaben der Liebe selbst

möchte er jetzt den holden Anblick nicht vertauschen. So habe ich mir immer die Scene gedacht, wenn ich das Lied hörte; aber ich habe auch immer mit tiefer Wehmuth empfunden, daß solche Augenblicke der glücklichen Liebe für mich nur in der Phantasie existiren werden. Ich bin wol glücklich, daß ich viel Phantasie habe; aber was kann mir den Schmerz vergüten, den ich bei der Ueberzeugung fühle, daß die Verhältnisse der Wirklichkeit mich ewig fern von den Bildern meiner Träume halten werden?"

Den großen politischen und kriegerischen Ereignissen der Zeit scheint der Dichter bis dahin ziemlich gleichgültig gegenübergestanden zu haben; je näher aber (gegen den Herbst 1813) an seine Heimaterde sich der Kriegslärm heranzog, desto mehr gab sich sein Gemüth, ohnehin durch Căciliens deutsche Gesinnung angeregt, der allgemeinen Bewegung hin, welche damals die Gemüther der Deutschen erfaßt hatte. Dadurch erhalten seine Tagebuchsblätter und Briefe an Adelheid aus dem Herbste 1813 ein bunteres, mannichfaltigeres Colorit, ein Gepräge, das von dem mehr subjectiven der frühern zum Theil ganz verschieden ist.

Schulze schildert mit Lust und Behagen die Truppendurchzüge bald von der einen, bald von der andern Seite und die mannichfachen Scenen an öffentlichen Localen, die sich an diesen Wechsel knüpfen.

Am 2. October beginnt seine briefliche Mittheilung an Adelheid aus Celle, wo er einen zeitweiligen Aufenthalt genommen hatte: „Gottlob, Celle ist genommen, die westfälische Armee aufgelöst, der König entflohen und wir sind wieder Hannoveraner und freie Menschen. Ueberall hängen die englischen Wappen, das Volk jubelt auf den Straßen; was sich begegnet, umarmt und küßt sich, und das herrliche Gefühl der Freiheit läßt für den Augenblick auch eine allgemeine Gleichheit unter den Menschen entstehen.“ Er bedauert, daß Cäcilie diesen Augenblick nicht mehr erlebt habe; er macht sich das Geständniß, wie schön und erhebend es sein müsse, für sein Vaterland und das unterdrückte Recht zu kämpfen, und er sucht sich zu entschuldigen, daß er nicht schon früher in die Reihe der vaterländischen Krieger getreten sei. (Siehe den Seite 223 und folgende mitgetheilten Brief.)

Sein Tagebuchsblatt vom 1. November ist wieder in Göttingen geschrieben. Er gesteht, daß sein Gemüth zwar noch von einem Entschluß zum andern schwanke,

daß er aber fühle, wie er ein neues Leben beginnen müsse, wenn er nicht untergehen solle. Der Einzug des Kronprinzen von Schweden mit seinem ganzen Heere habe heute seine Stimmung seltsam aufgeregt. Wenn er das Eiserne Kreuz verdiene, so wolle er es an die eiserne Kette heften, die ihm Adelheid einst geschenkt habe. Das habe er Adelheid gesagt, und diese habe traurig geschwiegen und ihm die Hand gereicht. (Siehe Seite 241.) Von diesem Datum ist das Gedicht mit dem Anfange: „Rosse wiehern, Waffen blinken", worin er seinen Entschluß ankündigt, ins Feld zu ziehen. Dazwischen fuhr er fort, Liebeslieder zu dichten, und noch am 27. November erklärt er gegen Adelheid, daß wie jeder Mensch einen bestimmten Brennpunkt habe, von dem die ganze Kraft und Thätigkeit seines Lebens ausgehe, dieser Brennpunkt bei ihm die Liebe sei. Seine Liebesbewerbungen um Adelheid setzte er ebenfalls fort, ohne Gehör zu finden, obschon ihr Benehmen so rücksichtsvoll und theilnehmend war, daß er darin nicht selten seiner Liebe günstige Zeichen erkennen zu dürfen glaubte. Das ganze Jahr 1814 verstrich, abgesehen von der kurzen militärischen Episode, unter den wechselnden Eindrücken von Hoffnung und Hoffnungslosigkeit,

unter aufreibenden innern Kämpfen und Qualen. Schulze's sonstiger Briefwechsel während dieses Jahres gibt nur geringe Ausbeute. Im Mai 1814 hielt er eine Villeggiatur in Altenwerder, von wo er mehre uns vorliegende Briefe an die Gräfin Karoline von Egloffstein richtete. Er schildert darin einige Landpartien und gesellige Vergnügungen mit gutem Humor. Den Ausdruck einer schwermüthigen Stimmung findet man in ihnen nicht, obschon er in einem spätern Briefe an die Gräfin sagt, daß er wegen seiner Stimmung bei solchen Vergnügungen immer nur eine stumme und den Uebrigen lästige Rolle spiele. An seinem Tagebuche schrieb er fast anderthalb Jahre nichts; doch sind darin die während dieser Zeit von ihm an Adelheid gerichteten Briefe aufbewahrt.

Inzwischen hatte er den Entschluß ausgeführt, sich in dem grubenhagenschen Jägerbataillon, welches sich unter dem damaligen Oberstlieutenant und Oberforstmeister von Beaulieu-Marconnay in Göttingen bildete, als Freiwilliger Jäger einschreiben zu lassen. Bouterwek erzählt davon: „Die völlige Ausrüstung dieses Bataillons zog sich hin bis gegen das Frühjahr 1814. Der treffliche Beaulieu bemerkte bald, daß der Dich-

ter in der Jägeruniform dem Vaterlande auch im Kriege mit der Feder nützen könnte. Er bediente sich seiner in Secretariatsgeschäften, gewann ihn sehr lieb und nahm ihn mit besonderer Auszeichnung in seinen Familienkreis auf. Da die Freiwilligen Jäger schon vor dem Ausmarsche wie die übrigen Soldaten des Bataillons einquartirt wurden, ließ es sich einrichten, daß Schulze sein Quartier bei mir erhielt und auf diese Art beinahe zwei Monate mein Haus- und Tischgenosse war.“ Schulze selbst sagt über diese Lebenswendung in seinem Tagebuchsblatt vom 9. Mai 1815: „Beinahe seit anderthalb Jahren ruht jetzt mein Tagebuch, und diese Zeit ist doch eine der wichtigsten und mannichfaltigsten meines Lebens gewesen. Ich habe mich in den verschiedensten Lagen und Verbindungen befunden, habe sehr viele interessante, viele wichtige Bekanntschaften gemacht, ich bin überhaupt in einen ganz neuen Kreis von Verhältnissen getreten, und doch hat sich mein inneres Leben um nichts geändert. Gegen Ende des vorletzten Jahres erhielt ich von Adelheid mein Ehrenwort, nicht in den Krieg zu ziehen, zurück. Sie selbst schien eine Entfernung für nothwendig zu finden, und dieser Umstand bürgt

mir für die Nichtigkeit aller Hoffnungen, die ich noch hegen könnte. Von der einen Seite treiben mich Unmuth, Feindschaft gegen das Leben und Verzweiflung, von der andern wirkliche Vaterlandsliebe und Scham, nichts zur Sache der Menschheit beizutragen; ein dritter versteckter Grund war Hang zum Abenteuerlichen und die leise Hoffnung, vielleicht auf diese Weise Adelheid zu gewinnen. Ehe ich meinen Entschluß fest gefaßt hatte, mußte ich viele schmerzliche Kämpfe bestehen; als der Schritt gethan war, fühlte ich mich ruhig, jedoch mehr resignirt als zufrieden. Am 8. December engagirte ich mich bei dem Beaulieu'schen Jägercorps, das hier errichtet wurde, und machte dann meinen Vater mit meinen Absichten bekannt. Jetzt, da die Sache nicht mehr zu ändern war, mußte er es wol geschehen lassen. Das Glück hatte mich wunderbar begünstigt."

Unter diesem „Glück" versteht Schulze wol vornehmlich sein freundschaftliches Verhältniß zu seinem Chef, von Beaulieu-Marconnay, dem er bereits durch seine Gedichte bekannt geworden war. Seine dankbaren Gefühle für diesen ausgezeichneten Mann finden wir in einem Briefe, datirt Göttingen

17. März 1815, ausgedrückt, aus welchem folgende Stelle hier mitgetheilt sein mag: „Sein Sie versichert, mein theuerster Herr Oberst, daß ich nie vergessen werde, was Sie für mich gethan haben; daß ich es unter die glücklichsten Ereignisse meines Lebens rechne, Ihnen und den Ihrigen bekannt geworden zu sein. Wenn ich künftig etwas hervorbringen werde, was länger dauern wird als ich, und ich hoffe beinahe es zu können, so muß ich einen großen Theil dieses Verdienstes Ihnen zuschreiben, denn in Ihrem Kreise fand ich die ersten Spuren jener Heiterkeit wieder, die dazu nöthig ist, etwas Großes und Schönes zu vollbringen. In Ihrem nähern Umgange lernte ich das Wesen des Heldenmuthes und der Ritterlichkeit, aus dem die Grundzüge meines großen Gedichts hervorgehen, genauer kennen, und Sie werden es mir daher auch gern verzeihen, daß ich auch Ihnen ein kleines Denkmal darin zu setzen gesucht habe, da ja ohnehin schon Ihre vielfachen Verdienste, wie ich neulich mit großer Freude gelesen habe, durch ein ehrendes Zeichen öffentlich anerkannt worden sind.“

Bouterwek erzählt: „Als das Bataillon ins Feld rückte, ging der Marsch zu der alliirten Nord-

armee, die den furchtbaren Davoust aus Hamburg und der Gegend vertreiben sollte. Schulze'n begleitete in seiner Jagdtasche eine Handausgabe der «Iliade». Er blieb in enger Verbindung mit seinem verehrten Oberstlieutenant; aber ganz durfte er sich dem gewöhnlichen Soldatendienste nicht entziehen, obgleich seine Kurzsichtigkeit ihn mehr Gefahren als Andere aussetzte. Einen komischen Brief schrieb er mir, als er des Nachts auf Vorposten unweit einer französischen Schanze Betrachtungen über Dichter- und Soldatenglück angestellt hätte. Sein Geist erheiterte, seine Gesundheit stärkte sich unter den militärischen Beschwerden und Entbehrungen." Indeß war diese Kräftigung nur eine scheinbare und vorübergehende; die Folgen, welche die Strapazen dieses kurzen Feldzugs auf seine ohnehin reizbare Körperconstitution ausübten, sollten sich in nicht langer Zeit darauf fühlbar machen. Innere Kämpfe mögen hierzu freilich auch das Ihrige beigetragen haben. Einen quälenden Husten beachtete er, wie sein Bruder August bemerkt, zu wenig, und im Winter 1814—15 machten ihm rheumatische Schmerzen viel zu schaffen, die wahrscheinlich Folgen der militärischen Strapazen waren.

Ueber die auf den kurzen Feldzug folgende Periode, bis zur Vollendung der „Cäcilie", sagt Bouterwek: „Nach dem Abzuge der französischen Armee unter Davoust hatte er das Vergnügen, mit seinem Bataillon in das befreite Hamburg einzurücken. Aber mit dem Frieden kehrte sein Trübsinn zurück. Wer sein Verhältniß näher kannte, mußte wünschen, daß er Göttingen sobald nicht wiedersähe. Aber er war nicht zu bewegen, einen andern Ort zu wählen, um eine künftige Bestimmung abzuwarten. In Göttingen wollte er seine «Cäcilie» vollenden und seine philologischen Studien so lange fortsetzen, bis er eine Professur erhielte. Ungern sah ich meinen Freund wieder, so lieb mir auch seine Gegenwart war. Die alten Misverhältnisse, in die er wieder gerieth, setzten ihn in eine peinliche Spannung. Was er von Gesundheit und Heiterkeit aus dem Feldzuge mitgebracht hatte, ging bald wieder verloren. In seiner düstern Stimmung glaubte er verkannt und geringgeschätzt zu werden, wo er Liebe und Vertrauen erwartete. Gram und Mismuth bemächtigten sich seines ganzen Gemüths. Er zog sich immer mehr von den Gesellschaften zurück, um

ungestört zu arbeiten und zu dichten. Die öffentlichen Vorlesungen, die er über alte Autoren hielt, schienen wenig Beifall zu finden, weil ihm (wie allen mehr innerlich sich Auslebenden) das Talent des freien Vortrags fehlte. Desto mehr wurde sein Privatunterricht im Griechischen und Lateinischen von den Studirenden gesucht und geschätzt. Die «Cäcilie» rückte mit unglaublicher Schnelligkeit vor. Da ihm ein guter Vers wenig Mühe kostete, ließ er sich zuweilen auch ohne Weigerung zu Gelegenheitsgedichten, um die er oft angesprochen wurde, bereitfinden, sobald er glaubte, Jemandem eine Freude damit zu machen. Als er einmal ein solches versprochenes Gelegenheitsgedicht bis auf den letzten Augenblick verschoben hatte und ihm nichts in den Sinn kommen wollte, was er in Reime bringen konnte, fiel ihm plötzlich ein, aus dem Gedichte ein Akrostichon zu machen und auf diese Art einem schon theuern Namen zu huldigen, wovon der Mann, dem das Gedicht bestimmt war, nichts ahnen durfte. Sogleich stellten sich die nöthigen Gedanken ein. In einer halben Stunde war das Gedicht beendigt. Zu den vorzüglichsten der kleinern Gedichte Schulze's gehören mehre lyrische aus dieser

Periode. Die «Cäcilie» wurde mit dem zwanzigsten Gesange vollendet, im December 1815. Das ganze Gedicht ist also in drei Jahren entstanden, von denen der Feldzug über sechs Monate hinweggenommen hat."

Die Misverhältnisse, von denen Bouterwek spricht, sind ohne Zweifel die mit der Familie Tychsen, indem zwischen dieser und dem Dichter eine immer größere Entfremdung eintrat, welche dem Letztern ungemein wehethat. Seine Briefe an Adelheid Tychsen enthalten zuletzt fast nur noch schmerzliche Klagen, und seine Tagebuchsblätter verrathen eine gewisse Abspannung; die frühere frische Lebensanschauung weicht mehr und mehr dem bloßen Referat oder trüben Reflexionen. Hierzu kamen seine erfolglosen Bemühungen um eine ihm zusagende Stelle. Obschon der Herzog von Cambridge, dem er persönlich vorgestellt wurde, ihm sein Wohlwollen schenkte, speiste man ihn in Hannover, wo er sich zum Zwecke seiner Bewerbung im Mai 1815 vierzehn Tage lang aufhielt, mit bloßen Hoffnungen und Versprechungen ab. Sein Collegium über den Homer kam zwar zustande, aber es fanden sich dazu noch kein Dutzend Zuhörer ein. So machte er alle Leiden

eines angehenden Universitätslehrers in vollem Maße durch. Wie schon aus einer früher citirten Mittheilung Bouterwek's hervorgeht, sprachen Schulze's Kathedervorträge nicht sehr an, was um so auffallender erscheint, da Schulze sich in der gewöhnlichen Unterhaltung nicht nur sehr gut, sondern selbst beredt auszudrücken wußte. Verließ ihn vor einer größern Versammlung seine Sicherheit? Oder war er nicht recht bei der Sache? Schweiften seine Gedanken von dem trockenen Gegenstande seiner Vorlesungen ab? Dies scheint fast so, wenn man in seinem Tagebuche unterm 24. Juli 1812 folgende hingeworfene Bemerkung liest: „Während ich auf dem Katheder stand und meinen Zuhörern den «Prometheus» und die Metrik vielleicht ebenso langweilig machte als sie mir war, amüsirte sich J. und N. mit T. in G....'schen Holze." Ueberhaupt hatte er das philologische Fach gar nicht aus besonderer Neigung gewählt, sondern nur weil er dahin strebte, der Unterstützungen seines ohnehin stark in Anspruch genommenen Vaters nicht mehr zu bedürfen. Der im Jahre 1815 wieder ausgebrochene Krieg mit Frankreich brachte ihn auf den Gedanken, wieder Kriegsdienste zu nehmen. Er hatte

dadurch zugleich Gelegenheit, manche ihm liebgewordene Plätze im Harz von neuem zu besuchen. Fortdauernd geistige Anregung fand er in der Freundschaft Bouterwek's, von dem er gelegentlich sagt, daß er der „herrlichste Mensch" sei, und im Umgang mit mehren der bedeutendsten jüngern Gelehrten in Göttingen, wie Lachmann, Bunsen, Brandis und Andere; auch begann er jetzt in seiner tiefsten Bedrängniß in dem Glauben an Gott Trost zu suchen und zu finden, wie er dies in einem Briefe an Adelheid vom 11. September 1815 offen bekennt. Eine Erfrischung gewährte seinem Gemüth im October 1815 ein Aufenthalt in Holm und Lindhorst und eine Reise über Harburg nach Hamburg. Das letzte der uns vorliegenden Tagebuchsblätter ist vom 17. Juli 1816. Der Bruch mit der Tychsenschen Familie war damals vollständig; das Tagebuch schließt somit mit einer Dissonanz.

Es mögen hier noch eine Reihe Auszüge aus seinen Briefen an Adelheid und seinem Tagebuche ihre Stelle finden, um das Bild des Dichters während dieser Periode zu vervollständigen. Diese Periode

beginnt von dem Augenblicke, wo er anfängt, den vaterländischen Angelegenheiten seine ernstliche Theilnahme zuzuwenden, umfaßt seine Laufbahn als Soldat und Docent, und schließt namentlich die Vollendung seines großen epischen Gedichts in sich. Es ist dies die bewegteste Periode seines Lebens, zugleich die seiner Dichterreife, reich an innern und äußern Kämpfen und Erfahrungen. Was darauf folgt, ist das allmälige Sichausleben eines schon gebrochenen Daseins, das minder energisch als in der „Cäcilie“, aber anmuthiger, weicher und musikalischer in der „Bezauberten Rose“ ausklingt.

(Aus den Briefen an Adelheid.)

Celle, am 24. September 1813.

„Es ist ein recht lustiges und betäubendes Leben hier. Am Montag, als gerade Jahrmarkt gehalten wurde, überfielen die Westfalen einen Trupp Alliirten, die sich etwas zu gütlich gethan hatten und an allen Ecken umher schliefen. Das Gefecht in den Straßen dauerte einige Stunden mit gegenseitigem Verlust, bis endlich die Alliirten aus der Stadt gejagt wurden. Am andern Tage zogen die Westfalen ab, und die englischen Truppen kommen

jetzt täglich in kleinen Haufen von zehn bis zwölf Mann in die Stadt, um verdächtige Personen aufzuheben oder auch blos um ihre Bekannte und Verwandte zu besuchen; denn sehr viele sind aus Celle selbst. Dann streift wieder ein feindlicher Zug vorbei und man ist oft am Morgen Französisch, am Abend Englisch. Dieser Wechsel erstreckt sich sogar auf den Schattenspielmann, der vom Markte hier noch zurückgeblieben ist. Bald zeigt er mit vielem Pathos in der Erklärung den Eintritt der Königin von Preußen ins Elysium, wie sie von ihren Ahnen und den großen Feldherren ihrer Nation empfangen wird und ihnen den wiederauflebenden Ruhm des preußischen Volks und den Sturz Frankreichs prophezeit; bald läßt er mit ebenso vieler Beredtsamkeit den König von Preußen wegen seiner Bundbrüchigkeit zur Hölle fahren und auf eine sehr appetitliche Weise in einem großen Schmortopf von den Küchenteufeln zur Mahlzeit Satans appretirt werden. Bald liegt der Adler in der Gosse, bald wird das R mit Füßen getreten. Indeß hofft man in diesen Tagen auf eine Entscheidung, weil einige tausend Mann verbündeter Truppen hier erwartet werden. Uebrigens machen alle diese Umstände in

dem hiesigen Leben wenigstens keine unangenehme Veränderung. Man geht nach wie vor in die Thees und besucht die Belustigungsörter vor der Stadt, als wenn ein allgemeiner Frieden im Lande wäre. Doch ist es dann ein sehr lustiger Anblick, wenn sich eine plötzliche Nachricht von der Erscheinung feindlicher oder freundlicher Truppen verbreitet, oder wenn man gar in der Nähe einige Schüsse vernimmt. Dann sieht man große Heerden von Damen und Herren gleich den Kranichen mit langgestreckten Beinen und wehenden Kleidern über die große Allerbrücke ins Thor ziehen und überall schnarrt einem das unharmonische Gekrächz der durcheinander Fragenden und Rufenden ins Ohr. An allen Ecken wird politisirt, aus allen Wirthshäusern schallt das Geschrei betrunkener Patrioten, die sich ihrem König zu Ehren unter den Tischen und Bänken umherwälzen; die geschäftigen Müßiggänger rennen von Thor zu Thor, von Straße zu Straße, und die gaffenden Tagediebe finden am Markte auf der Rathhaustreppe ihr pays de Cocagne. Besonders ist unser Haus ein wahrer Taubenschlag, wo fast die ganze Bürgerschaft täglich aus- und einzieht, um Rath und Befehle zu holen oder Nach-

richten zu bringen und Anerbietungen zu thun. Einige können sich dann in ihrer Freude bei einer guten Nachricht nicht enthalten, meinem Vater um den Hals zu fallen und ihn mit patriotischen Küssen und Händedrücken aus einer Ecke in die andere zu treiben. Andere, die nichts zu berichten wissen und gierig nach Neuigkeiten schnappen, schleichen mit langem Halse und lauernden Blicken ums Haus herum und fahren auf Jeden, der heraustritt, wie der Tiger auf seine Beute zu. Auch hat hier das Zeitalter der Poesie und Beredtsamkeit nie so sehr geblüht als jetzt. Jeder Einzelne wird zum Dichter und sucht die uninteressante Wahrheit durch ein idealisches Gewand zu verschönern. Freilich schütteln einige alte Freunde der ungeschminkten Natur bei solchen poetischen Ausschmückungen bedenklich den Kopf und sagen: Alles Dichten und Trachten der Menschen ist böse von Jugend auf; aber die Mehrzahl ruft, wenn von funfzig Mann die Rede ist, indem sie sich gleichfalls auf die Bibel bezieht: Setze dich flugs und schreibe fünftausend! Nicht so allgemein, aber mit größerm Kraftaufwande des Genies und der Lunge, wird die Beredtsamkeit getrieben. In jeder Schenke wird Der zum Volks-

redner, der sich durch seine Posaunenstimme und besonders vermöge seiner kräftigen Fäuste das Recht zu unwiderleglichen Demonstrationen erworben hat. Häufig eignen sich aber auch die Wirthe selbst dieses Amt zu, weil es ausgemacht ist, daß der Redner die Herzen der Zuhörer lenken kann, wie er will, und sich oft eine Gelegenheit darbietet, in der Beschreibung kriegerischer Scenen einen feinen Uebergang zu einem allgemeinen Ehrentrunk auf das Wohl des Vaterlands zu machen. Ich hatte gestern das Vergnügen, einer solchen Versammlung von ferne beizuwohnen. Der Redner, ein vierschrötiger, dickbäuchiger und rothnasiger Branntweinbrenner, hatte sich den Tisch zur Tribüne erwählt. In der einen Hand hielt er das Glas, in der andern ein Zeitungsblatt und einen Privatbrief, der die neuesten Nachrichten von der Elbe enthielt. Um ihn her saß eine Menge halbbetrunkenen Gesindels, das mit einem unaufhörlichen wüsten Gelärm Stille gebot. Als aber der Demosthenes auf dem Tische mit einer wahren Löwenstimme anfing: Hört, meine Herren! Etwas Extraneues! da schwieg Alles wie bei einem plötzlich daherrollenden Donner. Jetzt las er die Neuigkeiten vor, begleitete jede wichtige Stelle

mit weitläufigen Digressionen über den Stand der Armeen, mit politischen und historischen Bemerkungen und mit Kernsprüchen aus der Bibel, und unterbrach seine Rede alle Augenblicke mit dem Ausrufe: Jetzt ein Glas für unsern allergnädigsten König! Jetzt eins für unsere braven Landsleute! Jetzt eins für unsern Herrn Maire! Dann klopfte er an die große Flasche, die neben ihm auf dem Tische stand, und fuhr nicht eher fort, bis alles Volk mit einem lauten Vivat die Mützen in die Höhe warf und dem Vaterlande und seinem Kellervorrathe den geziemenden Tribut bezahlte. Endlich schloß er seine Rede mit den Worten: «Darum haltet einträchtig zusammen, so wird euch der Teufel nichts anhaben»; gerieth aber gleich darauf mit einem seiner Zuhörer wegen eines unbezahlten Groschens in einen so handgreiflichen Hader, daß ich mich in der größten Eile entfernte."

Celle, am 30. September.

„Das schöne Herbstwetter lockte mich heute in einen öffentlichen Garten, den ich seit meinem Hiersein noch nicht besucht hatte, obgleich er mir wegen vieler Erinnerungen aus frühern Zeiten sehr interes-

sant ist. Ich scheute mich eigentlich hinzugehen, weil ich wußte, daß Manches verändert sei, was mir einst lieb war. Es ist ein Park, der von mehren Wiesen durchschnitten wird. Rund um sie her zog sich Laubholz mit vielen Gängen und Ruhesitzen; auf einer kleinen Anhöhe, die mit dichtem Gebüsch bekleidet war, erhob sich eine Warte mit klösterlichen, buntbemalten Fenstern, und in einer Vertiefung am Ende des Gartens fand man unerwartet im schattigsten Dickicht einen Teich, an dessen Rande es sich besonders friedlich und einsam verweilte. Das Haus, das an die größte Wiese stieß und von hohen Ulmen beschattet wurde, war sehr elegant, beinahe prächtig eingerichtet. In der Mitte befand sich ein großer reichdecorirter Saal mit weiten Flügelthüren nach dem Garten zu. An den Saal stießen zu beiden Seiten zwei helle geräumige Zimmer und an ein jedes derselben schloß sich ein geschmackvolles wohnliches Cabinet. Dieses Wesen, das anfangs einem Prinzen von Mecklenburg, der in Celle wohnte, zum Landsitz diente, war jetzt einem sehr prosaischen Kaffeewirth in die Hände gefallen, der auf Kartoffeln und Vitsbohnen einen größern Werth legt als auf schöne Aussichten und Ruheplätzchen, wo-

von man nicht satt wird. Das Gehölz war überall sehr gelichtet, der sonst so einsame Teich hatte sich in einen lebhaft bevölkerten Sumpf verwandelt. Von der Warte war keine Spur mehr zu finden, aber zum Ersatz fand ich einen luftigen Taubenschlag und einen eleganten massiven Kuhstall. Die Gänge, die früher sehr reinlich und eben gehalten wurden, glichen jetzt den guten Vorsätzen der Menschen. Etwa hundert Schritt weit vom Hause ließen sie gebahnt und wohlerhalten hinweg, weiterhin waren sie immer mehr mit Gras und Unkraut bewachsen; endlich verlor man jede Spur und that am besten, wieder umzukehren. Auch das Haus, das sonst beim ersten Anblick das Bild von dem stillen und heitern Genuß eines sorgenfreien Lebens herbeirief, hatte sich in mancher Rücksicht verändert. Der Saal war von Tabacksdampf geschwärzt, in dem einen Nebenzimmer fand ich einen Tisch zum Roulette, in dem andern ein Billard und in den freundlichen Cabinetten saßen einige sehr grämliche Herren am Whisttisch. Jetzt wollte ich mich unter die große Ulme flüchten, die fast den ganzen Raum vor dem Hause beschattet, fand aber den Platz schon durch eine zahlreiche Gesellschaft politi-

sirender Juden und kaffeetrinkender Jüdinnen besetzt. Auch meine übrigen Lieblingssitze waren mit nichtssagenden Menschengesichtern angefüllt. Die alten Herren lasen die berliner Zeitungen, die jungen machten mit selbstgefälligem Anstande ihrer eigenen Person die Cour, indem sie ihre Fadaisen von den Damen bewundern ließen. Halb erzürnt, halb traurig setzte ich mich in eine entfernte Ecke. Einige Frauenzimmer hatten mich bemerkt und schickten einen ihrer Anbeter zu mir, um mich auf morgen in einen ästhetischen Thee einzuladen. Er fügte hinzu, man hätte gehört, ich arbeite an einem großen poetischen Werke und hoffe, daß ich die Gesellschaft durch eine Vorlesung ergötzen werde. Das machte mich grimmig. Ich antwortete, ich hätte jetzt blöde Augen, die mich im Lesen hinderten, und einen stumpfen Geist, der mich eines solchen «Cirkels» unwürdig machte. Als der überläßtige Gast sich noch nicht sogleich entfernen wollte, zog ich einen kleinen Anakreon hervor, den ich bei mir führte, und fing an darin zu blättern, und der Herr verließ mich, wahrscheinlich sehr verwundert, daß die griechische Schrift für blöde Augen zuträglicher sei als die deutsche. Ich legte das Buch bald

wieder zur Seite, denn die lachenden Bilder des griechischen Dichters sprachen meine düstere Stimmung durchaus nicht an. Die Herbstluft wehte recht kühl um mich her, und die falben Blätter rauschten auf der Wiese. In meinem Unmuth verglich ich die jetzige Situation mit meinem Leben. Einst, dachte ich, war dir die Welt ein schöner, stiller Garten, voll von schattigen Gebüschen, von duftenden Wiesen und von traulichen Lauben. Scherz und Schwärmerei, Hoffnung und Genuß begegneten dir auf den bunten Pfaden der Phantasie und zeigten dir bald ernste, bald fröhliche Bilder. Jetzt ist die ganze blühende Schöpfung verwüstet. Du erkennst jetzt zwar einen Zweck im Dasein, aber es ist nicht der schöne und große, den du dir sonst zuweilen träumtest, sondern der kleinliche und erbärmliche des Eigennutzes und der ängstlichen Sorge für eine kümmerliche Existenz. Das alltägliche Leben drängt sich kalt und verächtlich mit seiner lächerlichen Verzerrung und mit seiner langweiligen Einförmigkeit um dich her, und um dein Gefühl weht der herbstliche Hauch der Erstarrung und spielt spottend mit den verwelkten Blüten deiner frühern Träume."

Celle, am 1. October.

„Ich höre, daß es in Ihrer Gegend unruhiger wird. Zwar weiß ich bisjetzt nur von bloßen Truppendurchzügen und sehe ein, daß Sie keine Unannehmlichkeiten davon zu befürchten haben; aber doch machen mich solche Nachrichten besorgt, weil man nicht jeden Zufall voraussehen kann. Sollten sich die Alliirten gegen Celle wenden, so wäre es möglich, daß auch in oder bei Göttingen blutige Auftritte vorfielen. Meine Besorgniß läßt mich immer das Schrecklichste denken. Gott, wenn Ihnen oder Ihrem Hause etwas Trauriges zustieße! Sobald ich von wirklichen Unruhen höre, reise ich hinüber; denn jeder Augenblick, den ich dann noch hier verweilte, würde mir zur Marter werden. Ich weiß, daß ich Ihnen nicht viel helfen könnte; aber ich hätte dann doch gethan, was ich vermöchte, und könnte wenigstens mit Ihnen leiden. Ach, Adelheid, wäre es mir doch nur vergönnt, für Sie zu sterben! Sie lächeln vielleicht bei diesen Worten, denn sie gehören zu den gewöhnlichen Redensarten, die nicht mehr zu bedeuten pflegen als: Ich verharre mit vorzüglicher Hochachtung, oder Ich bin Ihr gehorsamer Diener. Aber Sie wissen, daß ich mit Ihnen in

solcher Rücksicht nicht zu scherzen pflege. Auch wäre ja eine solche Aufopferung in der That nicht so groß, als man sie vielleicht betrachten könnte. Ich würde mit dem eigennützigen Gedanken sterben, von Ihnen betrauert zu werden, mir nach meinem Tode vielleicht Ihre Liebe zu erringen. Und glauben Sie denn wirklich nicht, daß man für solch einen Gewinn ein freudenleeres Dasein hingeben könne? Als Cäciliens Krankheit immer gefährlicher wurde und sich mir täglich immer mehr die schmerzliche Gewißheit ihres nahen Todes aufdrängte, dachte ich oft: wäre es nicht möglich, daß das Schicksal für sie ein anderes Opfer annähme? Ich sah ein, daß dies eine fruchtlose Schwärmerei war, und doch hing ich mit einer abergläubischen Ueberzeugung an diesem Gedanken. Ich setzte mich jeder Art von Erkältung aus, vernachlässigte meine Gesundheit auf alle Weise, und machte mich wirklich krank. Das Alles that ich für eine bloße Täuschung der Phantasie: warum sollte ich nicht ebenso viel thun, wenn ich Ihnen wirklich dadurch nützen könnte? Ihre Freundschaft und Ihre Theilnahme ist fast das Einzige, was ich auf der Welt noch zu verlieren habe, und dieser Verlust wäre dann gerade das Einzige, was ich nicht zu befürchten hätte."

Celle, am 2. October.

„— — Ach, Adelheid, wenn jetzt Cäcilie noch lebte, welch einen Eindruck würden diese freudigen Begebenheiten*) auf die hohe, herrliche Seele machen? Es ist mir immer, als ob ihr Schatten mir zürnen müsse, daß ich so träge zugesehen und keinen Schwertstreich für mein Vaterland gethan habe. Es sind so viele von meinen Freunden in diesem rühmlichen Kampfe gefallen, erst eben erhalte ich wieder diese Nachricht von zwei Menschen, die mir sehr lieb waren; andere streiten noch jetzt, und ich sitze unthätig und ruhmlos und wage es kaum, mich über die zerbrochenen Ketten zu freuen, weil ich die Wohlthat wie ein Almosen aus fremder Hand erhalte. Es muß ein schönes Gefühl sein, für sein Vaterland zu fechten; ich würde außerdem noch für Cäciliens Wünsche und für Ihren Beifall gefochten haben. Sie wundern sich vielleicht, daß ich jetzt so lebhaft an den politischen Angelegenheiten theilnehme, da ich mich vorher nie darum zu bekümmern schien. Aber ich verdiente ja nicht ein Mensch zu sein, wenn mir

*) Hiermit ist die Einnahme von Celle durch die Alliirten, die Auflösung der westfälischen Armee u. s. w. gemeint.

das Schicksal der ganzen Menschheit gleichgültig gewesen wäre. Nie würde ich mich geweigert haben, meine ganze Existenz zum Opfer zu bringen, wenn ich der gerechten Sache dadurch hätte nützen können; aber es schien mir der Wichtigkeit des Gegenstandes zu wenig angemessen, mich zu den gewöhnlichen Politikern zu gesellen, die, nach Art der Puppenspieler, Kaiser und Könige auf einem sehr unsichern Theater aus Zeitungspapier gegeneinander auftreten lassen und sich bemühen, das dunkle allgewaltige Schicksal an dem zerbrechlichem Zwirnsfaden ihrer kurzsichtigen Meinungen zu lenken. Auch hatte ich noch einen andern Grund, alle solche Unterhaltungen zu vermeiden. Es gibt zwei Dinge auf der Welt, die ich für die schrecklichsten und empörendsten halte: Unrecht dulden und Unrecht sehen. Warum sollte ich diese vernichtenden Gefühle täglich mit Vorsatz und doch zwecklos in mir zu erregen suchen? In einem Zeitalter, wo die Menschheit auf eine immer tiefere Stufe der Verächtlichkeit und Erniedrigung herabsinkt, wo es Mode wird, fremden Uebermuth geduldig oder sogar lächelnd zu ertragen, wo man sich die Sklaverei gern gefallen läßt, wenn sie mehr zu verdienen gibt als die Freiheit, wo die

schändlichsten Beispiele der Tyrannei, die zerreißendsten des Elends nur zur größern Furcht, nicht zum kräftigen Widerstande reizen — ist es für jeden Einzelnen eine heilige Pflicht, das wenige Schöne, das sich aus der allgemeinen Zerstörung noch erretten läßt, sorgfältig in seinem Innern zu bewahren und den Samen für künftige bessere Tage nicht ausgehen zu lassen. Nichts aber macht den Geist so feig und so schlaff, nichts untergräbt mehr die Wurzel aller heiligen und großen Gefühle als die Erbitterung gegen die Welt und der Hader mit dem Schicksale. Das weiß ich zu gut aus eigener Erfahrung."

Celle, am 3. October. Abends 11 Uhr.

„Es heißt, daß in dieser Nacht zweihundert Douaniers kommen wollen, um die Allerbrücke, die kaum wiederhergestellt ist, von neuem abzubrennen. Ich hoffe, daß die Bürger sich zur Wehr setzen werden; denn man wird die Stadt wahrscheinlich als feindlich betrachten, da hier an allen Orten die englischen Wappen aufgehängt und starke englische Werbungen angestellt sind. Glauben Sie, daß ich zurückbleiben darf, wenn es meiner Vaterstadt gilt? Ich glaube es nicht, und Sie selbst werden es gewiß

nicht als einen Bruch meines Versprechens ansehen, wenn ich in die Reihe der Kämpfenden trete. Es ist keine blinde Verzweiflung, die mich zu diesem Schritte leiten wird, es ist Eifer für das Wohl meiner Mitbürger, es ist Vaterlandsliebe. O meine geliebte, meine mir ewig theure Adelheid, diese Worte sind vielleicht die letzten, die ich Ihnen schreibe. Noch einmal geht Ihr Bild in aller seiner Schönheit an meiner Seele vorüber; jedes Gefühl, das ich jemals für Cäcilie und für Sie hegte, erneuert sich in jedem Augenblicke in meinem Herzen; ich halte Abrechnung mit mir selbst über mein ganzes Leben und finde, daß ich erst seit zwei Jahren verdiene, bei einer solchen Erwartung als die jetzige, so ruhig zu sein als ich es bin. Zürnen Sie mir nicht, wenn ich fallen sollte, machen Sie sich selbst keine Vorwürfe; denn ich schwöre Ihnen heilig, daß mein Verhältniß zu Ihnen in diesem Falle keinen Antheil an meinem Entschlusse hat. Aber sagen Sie selbst, darf ich zurückbleiben? Nein, Sie und jeder Gute müßten mich verachten, wenn ich diesen feigen Vorsatz hegen könnte. Es kann ein blindes Gerücht sein, das man morgen belacht, oder der Feind kann auch unvermuthet kommen und unvermuthet

fortgehen, ohne daß ein Mensch sich regt; aber es kann auch von beiden das Gegentheil geschehen, und es ist besser für eine ungewisse Zukunft zu sorgen, als sich unbereitet von der plötzlichen Gegenwart überfallen zu lassen. Deshalb nehme ich jetzt Abschied von Ihnen, meine geliebte Adelheid, vielleicht nur bis morgen, vielleicht auf immer.

Noch einmal, leben Sie wohl! Ich hoffe, es gibt ein Wiedersehen. Ich werde dafür sorgen, daß Ihnen dieser Brief und der fünfte Gesang meines Gedichts auf alle Fälle sicher überliefert werde. Auch lege ich für den schlimmsten Ausgang die Halskette mit bei, denn ich will nicht, daß sie nach mir einem Andern in die Hände fallen soll. Die Locke von Ihnen und die von Cäcilien werde ich an meinem Herzen tragen, beide sind ohne Werth für die Raubgier, darum wird man sie mir wol lassen.

Sie ruhen jetzt wol im süßen Schlummer, um morgen heiter zu erwachen; ich werde vielleicht den künftigen Tag nicht sehen. Doch der Gedanke soll mich nicht traurig machen. Ich bin glücklich gewesen, denn ich habe Sie und Cäcilien geliebt, und Sie Beide haben meine Liebe geachtet. O wie viel

möchte ich Ihnen noch sagen, was ich Ihnen morgen vielleicht nicht mehr sagen kann!

Leben Sie wohl. Ich habe die besten Hoffnungen. Es gilt für den väterlichen Herd, für die gerechte Sache, für die kaum errungene Freiheit. Gott wird uns schützen!"

Celle, am 4. October.

„Die Feinde haben sich nicht bis zur Stadt gewagt. Nur in der Nähe sind einige Brücken abgebrannt, und Alles ist wieder ruhig. Heute kann ich Ihnen also mit dem Gefühle des erneueten Lebens einen guten Morgen bieten. Wirklich machen auch alle meine Umgebungen einen so heitern Eindruck auf mich, daß es mir vorkommt, als träte ich heute zuerst in die frische blühende Welt hinaus. Ich schreibe in einem hübschen Cabinet und habe durch die offene Thüre die Aussicht in zwei aneinanderstoßende schöne Zimmer, die außer diesem, worin ich arbeite, mir zu Gefallen auch geheizt werden, da ich gern etwas geräumig wohne. Der Himmel ist ganz blau, die Sonne blickt freundlich in die Fenster und erhellt den Wald und die Landschaft, die in die Gobelins der Nebenzimmer ge-

wirkt sind. Es scheint mir in diesem Augenblicke Frühling zu sein, Frühling um mich her und Frühling in meinem Herzen. Woher kommt diese mächtige und plötzliche Gewalt der Eindrücke? Ich habe dieselben Gründe mich zu freuen und zu betrüben wie sonst, und doch ist es mir jetzt als sei die Summe meines Glücks verdoppelt, die meines Schmerzes ausgelöscht. Mir kommt es vor, als erwache erst eben meine früheste stille Liebe zu Ihnen.

Und doch, wie lange wird diese Stimmung dauern? In wenigen Augenblicken verläßt die Sonne mein Zimmer und Alles ist wieder wie gewöhnlich. Es ist doch sonderbar, daß man unglücklich sein kann, weil einem die Sonne nicht ins Fenster scheint."

Celle, am 7. October.

„Gestern konnte ich Ihnen nicht schreiben, rathen Sie einmal weswegen? Ich wette mit Ihnen, daß Sie es nicht errathen; denn die Beschäftigung, welche mich hinderte, steht meinen gewöhnlichen Beschäftigungen nicht im mindesten ähnlich, und Sie können mit ebenso vieler Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß ich eine Ecossaise componirt, als daß ich eine

Proclamation an das hannöversche Volk gemacht habe. Und wirklich verhält es sich doch so. Einer meiner Bekannten, ein Offizier unter den Kielmannsegg'schen Jägern, bat mich, einen allgemeinen Aufruf an die Einwohner Hannovers aufzusetzen, um sie einzuladen, die Waffen zu ergreifen, und vorzüglich unter seinem Corps Dienste zu nehmen. Da er mir neulich, als er hier war, in der Eile nur wenige Worte darüber sagen konnte, glaubte ich, es sei nur eine zufällig hingeworfene Idee. Gestern erhielt ich aber einen Boten, der mich zur Eile ermunterte. Ich setzte mich daran und brachte ein wunderliches Stück zurecht, das jetzt nur noch auf eine Gelegenheit zur Absendung wartet. Nie habe ich geglaubt, daß ich jemals in meinem Leben noch zum politischen Schriftsteller werden sollte. An prächtigen Phrasen habe ich es nicht fehlen lassen, und ich glaube, ich würde am Ende einen ganz erträglichen Zeitungsschreiber abgeben. Hochtönende Worte reizen die meisten Menschen mehr als ein gediegener Sinn, deshalb finden auch manche mehr Geschmack an Matthisson als an Goethe."

Celle, am 9. October.

„Im Ernst, liebe Freundin, haben Sie nicht schon oft bemerkt, daß Menschen, die Genialität affectiren, oder sich auch nur auf einem über ihre armen Brüder erhöhten Standpunkt zeigen wollen, ihren Zweck häufiger durch eine mondsüchtige Sentimentalität, als durch eine freie, heitere und lebendige Beweglichkeit des Geistes zu erreichen suchen? Es ist viel leichter um nichts zu jammern, als mit nichts zu scherzen. Dieses ist oft ein Geschenk der Grazie, jenes gewöhnlich eine ängstliche Schnürbrust, worin sich der Geist zwängt, um seine Verkrüppelung zu verbergen, oder um seiner ohnmächtigen Schwäche aufzuhelfen. Ich hasse die weinerlichen Geschöpfe, die sich vornehmen, schwermüthig zu sein, weil es hübsch kleidet oder weil sie nichts Besseres zu fühlen oder zu thun wissen; die in alltäglichen Phrasen, oder in auswendiggelernten, die sie nicht verstehen, über Gefühl, Leben und Schicksal sprechen, und, während sie selbst hohler und leerer sind als eine wurmstichige Haselnuß, nie aufhören über das hohle und leere Leben zu seufzen. Und doch würden sie es sich nicht vergeben, einen Ball oder eine Assemblée, wo sich doch jenes hohle

Leben in seiner lächerlichsten Caricatur zeigt, zu versäumen, und ich wette darauf, daß ein einziger Triumph, den ihre Eitelkeit dort feiert, im Stande sein wird, das ganze Gebäude ihrer weinerlichen Philosophie über den Haufen zu werfen und ihnen für den Augenblick das Leben in einem sehr reichen und schönen Gewande erscheinen zu lassen. Es ist leicht zu begreifen, daß ein Mensch, dem das Leben hart mitgespielt hat, die Welt mit Erbitterung oder Verachtung ansehen kann; auch will ich es nicht leugnen, daß ein schönes Gemüth, das sich hier wirklich nicht ganz heimisch fühlt, oft eine plötzliche, ihm selbst nicht zu enträthselnde Wehmuth und Sehnsucht empfindet, aber bei jeder genauern Zergliederung seines Zustandes wird es fühlen, daß sein Schmerz aus seinem eigenen Werth und aus dem Unwerth seiner Umgebungen entspringt. Schmerz ohne Grund gibt es nicht, oder er ist eine unnatürliche Verzerrung der Seele. Ein fallendes Blatt, eine verwelkende Blume, ein verhallender Ton können bei dem Einen die Ursache einer lächerlichen Empfindelei, bei dem Andern die Quelle einer hohen und heiligen Wehmuth sein. Jener denkt: die Blume verwelkt und es ist hübsch, oder es ist

Gebrauch, oder es ist überhaupt nothwendig, daß du dich darüber betrübst. Höchstens kommen dann noch einige sehr gewöhnliche Ideen von der Kürze des Lebens, von dem Entfliehen alles Schönen und was dergleichen Waidsprüche mehr sind, dazu, und das ist dann mehr als hinlänglich, die Thränenschleusen zu öffnen. Der Andere leiht der Blume alle seine eigenen Empfindungen; er gibt ihr Gefühl, Lust am Leben, Verlangen nach Freude und Mittheilung, und seine Wehmuth wird zum rein menschlichen Mitleide. Er fragt: was ist der Zweck dieser schönen, duftenden Erscheinung, die mit solcher Sehnsucht am Lichte hing, und doch schon jetzt ohne Erfüllung Dessen, was sie zu verlangen schien, ohne alle künftige Hoffnung auf immer verwelkt? Dann fühlt er, daß er sich sein eigenes Dasein ebenso wenig enträthseln kann, und das schmerzliche Verlangen nach einer höhern und hellern Wahrheit versenkt ihn in eine Wehmuth, wofür ihm im Leben kein Trost erscheint."

Celle, am 10. October.

„Bald bin ich schon drei Wochen von Ihnen abwesend, und noch werde ich einige Tage hier blei-

ben müssen. Wenn mich meine Aeltern nicht so unaussprechlich liebhätten und ich nicht die Pflicht fühlte, diese Liebe durch Nachgiebigkeit gegen ihre Wünsche zu verdienen, so sollte mich nichts ferner zurückhalten. Sie können es nicht glauben, welch ein unbezwingliches Verlangen ich fühle, Sie wiederzusehen, wie mir jeder Ort, wo Sie nicht sind, traurig und geschmacklos vorkommt. Ich lebe hier unter den angenehmsten Verhältnissen, in der höchsten äußern Gemächlichkeit und in einem hübschen Kreise geistreicher und interessanter Menschen, die sich oft in unserm Hause versammeln; ich kann Zerstreuungen haben, soviel ich will, und die Meinigen sind so gütig, sich ganz nach meinen Launen zu bequemen; aber das Alles kann mich nicht glücklich machen. Gern wollte ich für eine Stunde bei Ihnen alle meine hiesigen Vortheile aufopfern. Ach, ich kann durchaus an nichts denken als an Sie; jedes Gefühl, jeder äußere Eindruck leitet mich auf die Erinnerung an Sie zurück. Liebe Adelheid, das sieht doch noch keiner Verwandelung der Liebe in Freundschaft ähnlich. Ich habe versucht zu arbeiten, aber woher sollte ich jetzt die Abstraction dazu nehmen? Auch die Poesie verläßt mich, weil

es mir an Freiheit des Geistes fehlt. Meine süßeste Beschäftigung ist es, an Sie zu schreiben, denn dadurch nähere ich mich Ihnen noch am meisten.

Täglich dichte ich mir tausend Romane. Bald rette ich Sie aus Räuberhänden, bald aus einer andern drohenden Todesgefahr; bald finde ich Sie nach einem Schiffbruche plötzlich auf einer wüsten Insel, bald ziehe ich in den Krieg, befreie mein Vaterland und empfange aus Ihren Händen den Kranz des Sieges. Alle diese Bilder kann ich mir so lebhaft ausmalen, daß ich sie oft kaum von der Wirklichkeit zu trennen vermag, und erst gestern warf ich meinen Arbeitstisch über den Haufen, weil ich Ihnen nachspringen wollte, wie Sie in einen Fluß fielen. Das ist lächerlich, aber es ist darum nicht minder Liebe, als Heros' Sturz vom Felsen bei Sestos."

Celle, am 11. October.

„Eben komme ich von einem Ball. Es ist schon vier Uhr des Morgens, aber ich pflege mich nie zu Bett zu legen, wenn das Leben bis so spät in die Nacht mit seinen mannichfaltigsten Bildern und in seiner betäubendsten Verwirrung vor mei-

nem Geiste vorübergegangen ist. Meine Phantasie ist dann zu aufgeregt, mein Geist zu uneinig mit sich selbst, und ich mag nur mit vollkommener Ruhe, mit völliger Klarheit über meine Gedanken und Empfindungen einschlafen. Auch scheint es mir eine Undankbarkeit gegen das genossene Vergnügen zu sein, wenn man sich sogleich nachher in eine leblose Vergessenheit versenkt. Die Freude ist freilich nur eine reizende Blume, die flüchtig ergötzt und schnell verduftet. Sie spricht blos das Gefühl an, indem sie alle Reflexionen verbannt, und bewirkt nur eine augenblickliche Spannung und Belebung des Geistes, ohne ihn für die Zukunft zu nähren und zu verschönern. Aber ihr folgt die süße und heilsame Frucht der Erinnerung, worin sich Gefühl und Reflexion vereinigen, um thätige Folgen für das innere und äußere Leben hervorzubringen. Die verworrenen Empfindungen der Fröhlichkeit, wovon sich das Herz fast bewußtlos zum raschen Genuß fortreißen ließ, werden durch die Erinnerung dem Geiste klar und erhalten dadurch erst Bedeutung und Wirksamkeit für die Bildung des Gemüths. Wenn es die höchste Sorge eines Jeden sein muß, sich selbst ganz verstehen zu lernen, so sind gerade die Stun-

den der Erinnerung für einen Jeden die wichtigsten. Freilich sträubt sich das Gefühl gegen eine völlige Klarheit über sich selbst, und es würde allen Reiz und alle Wärme verlieren, wenn der Verstand wie ein neugieriger Thorschreiber dem leichten, veränderlichen Wesen alle Augenblicke den Schlagbaum vorzöge, um seine Equipage Stück vor Stück bedächtlich zu visitiren; aber es ist schon genug, wenn wir uns nur so weit kennen lernen, um zu wissen was wir wollen und was wir vermögen; die ewige phantastische Regsamkeit der Empfindungen, die wie ein aufzitternder Quell in demselben Augenblick mit tausend verschiedenen Wellen spielt, bleibt dennoch immer für uns ein süßes ahnungsvolles Geheimniß."

Celle, am 13. October.

„Es fällt mir wahrhaftig auf einige Augenblicke schwer, Ihren Geboten folgezuleisten, meine geliebte Adelheid, wenn ich den patriotischen Enthusiasmus bemerke, der hier alle Herzen beseelt. O, es ist wirklich schön für sein Vaterland zu streiten, das fühlt auch der ungebildete Mensch, der selten Hoffnung hat, seine Anstrengungen nur bemerklich zu machen. Es ist ein recht kriegerisches

Leben hier, und man fühlt sich trotz aller Besonnenheit von dem begeisternden Taumel fortgerissen. Täglich gehen große Haufen von Rekruten ab, fröhliche kraftvolle Menschen, die sich durch ihre Stimmung über ihren Stand erheben. Dieser Krieg ist heilig und herrlich, denn der Mensch kämpft hier für sich selbst, nicht für die Launen und Begierden seines Fürsten. Ein solches Bestreben hat von jeher Helden hervorgebracht. Der ist ein nichtsnütziger Mensch, der sich von der allgemeinen Begeisterung nicht miterhoben fühlt, und sich nicht der Kraft bewußt ist, Alles zu wagen, wenn ihm seine Lage auch nur einen sehr eingeschränkten Wirkungskreis bestimmt hat. Sehen Sie, ich könnte in diesem Augenblicke sterben, selbst ohne Sie wiederzusehen, meine geliebte Adelheid, wenn ich dadurch meinem Vaterlande einen Vortheil verschaffen könnte. Alle schönen Gefühle sind verwandt miteinander, und es ist auch Liebe für Sie, was mich für mein Vaterland begeistert. Ach, es scheint mir, es müsse mir gerade deswegen, weil ich Sie liebe, leichter sein, mich für einen schönen Zweck aufzuopfern.

Jetzt werde ich noch nichts unternehmen, denn

erst gestern habe ich auch meinen Aeltern versprechen müssen, fürs erste zurückzubleiben. Aber wenn in der Folge, wie es zu erwarten ist, Alles aufgeboten wird, dann werden auch Sie, meine theure Freundin, mich nicht mehr zurückhalten wollen."

Celle, am 14. October.

„Eben nimmt wieder einer meiner besten Freunde Abschied von mir. Man nimmt jetzt nur Abschied auf Leben und Tod, aber man trauert nicht bei der Trennung von Denen, die man vielleicht nie wiedersieht. Die Zurückbleibenden könnten ja auch nur über sich selbst trauern, denn es ist eine schöne Bahn der Ehre, die sich vor Jenen eröffnet, während diese ruhmlos im dunkeln Kreise der Alltäglichkeit verweilen. Liebe Adelheid, werden Sie selbst mich künftig nicht weniger achten, wenn ich keinen Theil an der Befreiung meines Vaterlands genommen habe? Das muß ich fürchten, denn der Gedanke ist zu natürlich. Ach, ich habe alle Ansprüche auf Ihre Liebe aufgegeben, und dürfte mich nicht beklagen, wenn sich einst Ihr Herz zu einem jener Tapfern neigte; aber doch würde mich der kummervolle Zweifel beunruhigen: hättest du nicht vielleicht

ebenso glücklich sein können, wenn du auf dasselbe Lob Ansprüche machen dürftest, als Jener?"

Celle, am 16. October.

„Der Krieg verheert ganze Länder auf die grausamste Art, Völker werden unglücklich durch die Willkür eines Einzigen; giftige Seuchen raffen halbe Nationen hin; das Meer durchbricht seine Dämme und verschlingt tausend rettungslose Opfer; der Sturm versenkt das Schiff, und Glut und Erdbeben zerstören die Wohnungen mit den Bewohnern. Da ist kein Engel, der den Guten schiede von dem Bösen, der den Unschuldigen emporhöbe aus der tobenden See, oder das brennende Dach über seinem Haupte erhielte. Darf ich fragen: warum tödtete der Krieg so Viele, die ich liebte und die edel waren; warum starb Cäcilie so früh, warum meine Schwester, die das schönste Leben verdiente? Ich darf es nicht, und doch ist es schmerzlich, daß ich keine Antwort auf solche Fragen hoffen kann."

(Aus dem Tagebuche.)

Göttingen, am 1. November.

„Mein Gemüth ist in Aufruhr und mein Geist schwankt ewig von einem Entschlusse zum andern. Aber die Gewißheit steht fest vor meiner Seele, daß ich in ein neues Leben treten muß, wenn ich nicht untergehen soll. Der Einzug des Kronprinzen von Schweden mit seiner ganzen Armee hatte meine Stimmung heute seltsam aufgeregt. Ich saß bei Adelheid. Wenn ich das Eiserne Kreuz verdiene, sagte ich, so will ich es an die eiserne Kette hängen, die Sie mir geschenkt haben. Sie schwieg traurig. Ich stand auf und bot ihr die Hand. Sie reichte mir die ihrige; ich drückte einen langen Kuß darauf und ging schweigend, weil ich nicht mehr im Stande war, mich selbst zu besiegen.“

(An Adelheid.)

Göttingen, am 27. November 1813.

„Sie haben sich oft auf den heilenden Einfluß der Zeit berufen, und ich gestehe gern, daß viele Beweise für Ihren Glauben sprechen. Aber es gibt einzelne Fälle, auf welche allgemeine Erfahrungen

nicht angewandt werden können. Jeder Mensch hat in seiner Seele einen bestimmten Brennpunkt, in dem sich alle seine Gefühle, seine Hoffnungen und Entschlüsse vereinigen, und von dem die ganze Kraft und Thätigkeit seines Lebens ausgeht. Bei Einigen bezieht sich ihr ganzes Wirken auf den Ehrgeiz, bei Andern auf die Habsucht oder auf ähnliche Leidenschaften. Bei mir ist es die Liebe, wodurch jedes andere Gefühl in meinem Herzen Nahrung, jede Kraft Wirksamkeit erhält. Für die Liebe thue ich Alles, und ohne Liebe thue ich nichts. Glauben Sie, einige Jahre würden hinreichen, Das in mir zu ersticken, worauf meine innere Eigenthümlichkeit beruht, und bei dessen Vertilgung auch mein ganzes Wesen vertilgt werden müßte? Sie können sagen, ich lasse mich vielleicht von der augenblicklichen Leidenschaft blenden und täusche mich über mich selbst; aber dann müßte mein ganzes bisheriges Leben eine einzige Täuschung gewesen sein. Alles, was ich je that, habe ich für die Liebe gethan, ehe ich die Liebe kannte, für die Ahnung und das Ideal, das ich von ihr hatte, als ich sie kennenlernte für sie selbst. Immer habe ich geliebt, wenn mir auch ein Gegenstand meiner Wün-

sche fehlte, und ich bin immer glücklich und oft gut durch diese uneigennützige Liebe gewesen. Das könnte ich jetzt auch sein, wenn nicht jene Lagen von dieser so ganz verschieden wären. Damals begleitete mich die freundliche Hoffnung, einst würde ich Das finden, was mich jetzt im Traum erfreute; ich war ruhig, zufrieden und selig in meiner Sehnsucht, weil ich ihr ein schönes Ziel der Erfüllung andichtete. Jetzt quält mich die traurige Gewißheit, das Kleinod meines einzigen Verlangens gesehen und auf ewig verloren zu haben. Mit der Hoffnung erstirbt alle That, und der Zweck meines Lebens ist also verfehlt. — —

Ich will allen Stolz fahren lassen, der auf den wenigen Vorzügen, die mir vor manchen Andern zutheil wurden, beruhte; denn ich sehe, daß sie mich doch nicht glücklicher machen können. Die Poesie hat mir manche Stunde versüßt, aber ich gebe sie auf; denn sie ist nur Traum, und ich darf nicht mehr träumen. Nur mein großes Gedicht hätte ich noch gern beendigt, weil ich dadurch dem Werthe Cäciliens und meiner Liebe ein länger dauerndes Denkmal zu stiften hoffte. Nun wird es

wol nur ein Fragment bleiben, wie die Zeit des Glücks in meinem Leben.

Ich werde noch einige Wochen warten, um zu sehen, ob nicht eine Landwehr organisirt wird; denn dadurch erhalte ich einen Grund, meinen Entschluß bei meinen Aeltern, die ich unaussprechlich liebe, zu entschuldigen. Sollte dies nicht der Fall sein, so werde ich die Meinigen ohne Verletzung des Zartgefühls, das ich meinem Verhältnisse zu Ihnen schuldig bin, zu überreden wissen, daß nur diese Laufbahn meinen Ruhm und mein Glück gründen könne.“

(Aus dem Tagebuche.)

Am 28. November.

„Alle diese Tage waren mir merkwürdig, deshalb will ich ihre Geschichte nachholen. Der Hofrath hatte mich schon lange gemahnt, ein Gedicht zum Lobe der wiedererrungenen Freiheit zu machen. Der Stoff war begeisternd genug, ich hatte aber bisher immer gezaudert, weil ich mich vor der gar zu schlechten Gesellschaft schämte, worein ich nothwendig gerathen mußte. Endlich wollte ich mich indeß lösen, und dichtete einen Traum, worin mir Cäcilie erschienen sei und mich zum Gesange auf-

gefodert habe. Alles, was ich fühlte und dachte, wurde ihr in den Mund gelegt. Die Einkleidung begeisterte mich ebenso sehr als der Gegenstand, und das Werk gerieth. Am 23. las ich es bei Tychsens vor. Jeder weinte, und auch ich konnte ebenso wenig als die Andern meine Thränen zurückhalten. Ich schenkte Adelheid die Abschrift, und ließ es in den folgenden Tagen unter dem Titel «Cäcilie, eine Geisterstimme» drucken.

Am 26. brachte ich einige Exemplare meines Gedichts zu Tychsens; die Uebrigen wollten zu W. gehen, Adelheid aber zu Hause bleiben. Es schien mir beinahe, als suche sie eine Gelegenheit, allein mit mir zu reden. Ich durfte indeß nicht dableiben, als die Andern gingen, kehrte aber nachher zurück mit dem festen Entschluß, eine Bestimmung meines Schicksals zu erhalten. Ich ging einige male vor dem Hause auf und nieder, weil ich es nicht wagte, hineinzugehen. Endlich faßte ich Muth; ich trat auf die Hausflur und klopfte an die Thür. Ich muthmaßte beinahe, Adelheid erwarte mich; aber drinnen antwortete Keiner, und ich ging in großer innerer Bewegung wieder fort. Endlich gelang es mir gestern, einen unbelauschten Augenblick zu er-

haschen. Ich habe Sie schon lange bitten wollen, sagte ich, mir etwas zurückzugeben, was Sie von mir haben. Sie verstand dies von den Briefen an die P.; aber ich fuhr fort: Das ist es nicht, es ist ein bloßes Versprechen. Ja, ob ich Ihnen das zurückgebe? sagte sie mit einem beinahe neckenden Tone, in dem ich die Schelmerei der Liebe zu entdecken glaubte. Ich muß Sie darum bitten, sagte ich schmerzlich, denn es ist nicht möglich, daß mein jetziger Zustand länger dauere. Nur erst nach der Zurückgabe meines Worts kann ich frei handeln. Nun, ich gebe es Ihnen zurück, antwortete sie ernst; aber thun Sie nichts, was Sie nicht verantworten können! Ich schwieg, dann stand ich auf, ergriff ihre Hand und fragte: Sie zürnen mir doch nicht? Wie könnte ich Ihnen zürnen? sagte sie mit weicher Stimme. Dann ging sie ans Fenster, nahm ein Resedablümchen aus dem Glase und bot es mir. Sehen Sie, es duftet noch im späten November, sagte sie tröstend. In meinem Leben duften keine Blumen mehr, antwortete ich im dumpfen Schmerz. O Gott, mein ganzes künftiges Leben wollte ich darum geben, wenn ich den vorigen Mai damit zurückkaufen könnte. Spre-

chen Sie doch nicht so verzagt, sagte sie. Ich will mich selbst vergessen, fuhr ich weinend fort, und Alles was mich glücklich machte. Sie schwieg. Also würden Sie, fing sie nach einiger Zeit wieder an, ohne diese Beweggründe Ihre Laufbahn nicht verändert haben? Ich glaube Vaterlandsliebe genug zu besitzen, sagte ich, um auch unter andern Umständen mein Blut gern für die gerechte Sache hinzugeben. Das glaube ich, antwortete sie, aber Vaterlandsliebe ist doch jetzt nicht Ihre einzige Triebfeder. Das nicht, sagte ich, denn ich fühle auch, daß mein Leben in jedem andern Verhältnisse durchaus nutzlos sein wird. Sie schwieg und ging hinaus. Als sie wiederkam, küßte ich ihre Hand und entfernte mich. Ein trostloser Schmerz hatte sich meiner bemeistert, ich wünschte den Tod und versank in eine dumpfe Ermattung."

Am 3. December.

„Heute ist Cäciliens Sterbetag. Der 3. December scheint der Tag meines unglücklichen Verhängnisses zu sein. Heute vor zwei Jahren wurde meine geliebte Schwester Sophie begraben, heute vor einem Jahre ward mir die schönste Blüte mei-

nes Herzens entrissen und heute erhielt ich die Gewißheit meiner Trennung von Göttingen, indem ich das Aufgebot zur Landwehr erfuhr. Das ist seltsam. Ich war gegen Abend drüben. Um diese Stunde sah ich Cäciliens Leiche zum ersten male und empfand den größten Schmerz meines ganzen Lebens. Es war dasselbe Wetter, denn eben war der erste Schnee gefallen. Man schien dort an den Tag nicht zu denken oder nicht daran denken zu wollen. Ich sagte zu Adelheid, daß ich in meinem Gedichte fortgefahren habe, und sie erinnerte sich und mich jetzt an das schmerzliche Ereigniß. Wir weinten Beide. Jene Stunde schien der Anfang einer ewig trüben Zukunft für uns Beide gewesen zu sein. Ich freue mich recht auf den Krieg, denn das neue wilde Leben wird mir wohlthun. Am Abend kam B. zu mir und brachte den herrlichen A. mit, den die Sehnsucht nach dem Kampfe fürs Vaterland wieder hierher getrieben hat. Die Zeitumstände haben sein tiefes Gefühl so angegriffen, daß er im Frühling am Rande des Todes gewesen ist. Jetzt blüht er wieder recht munter, und sucht eine Gelegenheit, sich an die Fahnen seines Volks anzuschließen. Ich las Beiden den dritten und vierten

Gesang meiner «Cäcilie» vor, und wir Alle wurden zum Weinen und Schweigen gerührt."

(An Adelheid.)

Göttingen, am 27. Januar 1814.

„— — Der 3. December ist immer ein sehr unglücklicher Tag für mich gewesen; ich hoffe, das Schicksal wird mich dadurch mit ihm aussöhnen, daß es ihn zu meinem letzten Tage bestimmt. Muthwillig werde ich keine Gelegenheit suchen, mir Ruhe zu erwerben, denn das habe ich Ihnen versprochen; aber schon meine Pflicht erlaubt mir nicht, solche Gelegenheiten ängstlich zu fliehen. Sollte mich auch der Krieg verschonen, ins Leben werde ich doch nicht zurückkehren, das fühle ich täglich, das fühlen auch meine Freunde, die nicht begreifen können, was meinen Charakter so ganz verändert habe, und wie die lebensfrohe Beweglichkeit meines Geistes, die sie sonst für unerschöpflich hielten, bis auf den letzten Tropfen versiegt sei. Es ist mir sehr zu verzeihen, wenn ich bei dem Rückblick auf mein früheres Wesen einen tiefen Schmerz empfinde; denn

wem sollte es gleichgültig sein, die frische Gesundheit seines Geistes in so kurzer Zeit entstellt und verblüht wiederzufinden? Mir ist nichts als meine Liebe geblieben, und mit dieser werde ich dem Leben wenig nützen und meine Umgebungen wenig erfreuen. Alles, was auf diese Leidenschaft einen Bezug hat, ist mir fremd und erweckt meine Theilnahme nicht. Soll ich nicht wünschen, mich diesen lästigen und unbekannten Verhältnissen ganz zu entziehen? Mich wird Keiner vermissen, denn es verliert Keiner an mir etwas. Auch ist es ja nicht möglich, daß das Leben den verzehrenden Flammen eines ewig aufgeregten und mit sich selbst im Kampfe begriffenen Gemüths lange widerstehen könnte. Mein Entschluß ist gefaßt.

Ich will den Tod nicht suchen, dies Versprechen gebe ich Ihnen noch einmal feierlich; aber ich will aus der Welt verschwinden und unbekannt und ungeliebt in der Ferne mein Leben vertrauern. Möchten doch Alle, die mich nur etwas liebten, die Erinnerung an mich so schnell verlieren, als ihnen die Nachrichten von mir fehlen werden; denn ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie schmerzlich es ist, von einem theuern Freunde gar nichts zu wissen.

Schon oft habe ich mir gewünscht, ganz allein im Leben zu stehen, ohne Aeltern und Freunde, um in meiner Einsamkeit desto weniger das quälende Gefühl hegen zu müssen, daß Andere vielleicht um mich trauern. Aber sie müßten ja doch um mich trauern, wenn ich auch bei ihnen wäre.

Manche könnten vielleicht in Ruhm, in Ehre oder äußerlichem Glück einen Ersatz für die Verlassenheit des Herzens finden; aber mich würden alle solche Vortheile nur noch mehr niederdrücken, weil ich es für einen Spott des Schicksals halten müßte, daß es mir Unersetzliches ersetzen wolle. Seit anderthalb Jahren habe ich nur selten einen heitern und nie einen ruhigen Augenblick gehabt; dehnen Sie diesen Zustand auf das ganze Leben aus, und nennen Sie mir dann einen Trost, der ihn aufwöge. Es sind vielleicht manche Menschen so unglücklich gewesen wie ich, und ich will mit meinem Schmerz nicht prangen und ihn für beispiellos ausgeben; aber ich weiß auch, daß Alle, die sich in derselben Lage befanden, nicht unglücklicher sein konnten. Ich könnte an die schönen Tage der Vergangenheit denken, als mein heiterer, leichter Sinn sich mit den glücklichsten Verhältnissen

vereinte, um mein Leben so reich an Genüssen und freundlichen Erinnerungen zu machen. Meinen jetzigen Schmerz könnte ich für eine Bezahlung der Schuld ansehen, die das Schicksal für seine frühern reichen Gaben von mir zu fodern habe. Wol kannte ich eine Zeit, worin ich kaum wußte, was eine Thräne sei; aber es ist doch eine zu harte Vergeltung, daß ich jetzt keinen andern Trost kenne, als das Gefühl solcher Augenblicke, in welchen es mir möglich ist, zu weinen.

Ich habe in diesen Tagen wieder ein schönes Bild der glücklichsten Familienverhältnisse gesehen; aber ich habe auch tiefer wie je gefühlt, daß ich nicht mehr in den Kreis der Fröhlichen gehöre. Es ist traurig, wenn man wie ein lebloser Schatten unter den frischen und blühenden Gestalten der Lust umherwandelt, und immer mehr mit der ängstlichen Ueberzeugung vertraut wird, man habe die Fähigkeit zur Freude schon verloren. Noch trauriger ist es, wenn man alle Hoffnung aufgeben muß, jemals durch ähnliche beglückende Verhältnisse mit dem Leben wieder ausgesöhnt zu werden, obgleich Das, was uns versöhnen könnte, immer so reizend, so bezaubernd vor uns steht. Aber mag es dar-

um sein! Ich bin zu stolz, um mir ferner eine Gunst vom Schicksal zu erbetteln."

(Aus einem nicht übergebenen Briefe an Adelheid.)

Göttingen, am 5. Januar 1815.

„Nach meinem Charakter kann ich nichts Anderes thun als mich zurückziehen, denn es ist mir nicht gegeben, um Achtung zu buhlen, wenn ich sie nicht von selbst durch mein Betragen erhalte. Ich werde sehr einsam und verwaist leben, denn die Cirkel, wo man mich vielleicht gern sähe, interessiren mich nicht, und der Ihrige, worin ich mich allein heimisch fand, will mich nicht mehr sehen. Ich habe schon soviel entbehren gelernt, daß ich mich nach und nach auch hierein finden werde. Es bleibt mir doch wenigstens noch ein Trost in dem Bewußtsein, daß ich trotz Ihrer Geringschätzung und meiner Entfernung Sie und die Ihrigen nicht minder lieben werde als vorher. Auch mein Gedicht, wodurch ich Ihnen und Cäcilien ein unvergängliches Denkmal zu stiften hoffe, wird mich erheitern, obgleich ich mich vor seiner Vollendung fast

fürchte, da diese Arbeit meine letzte Freude war. Freilich habe ich auch hierin schon lange eine mir sehr schmerzliche Verminderung Ihrer Theilnahme bemerkt."

(Aus dem Tagebuche.)

Göttingen, am 9. Mai 1815.

„Am 15. März (1814) rückte unser Bataillon aus, und am 16. folgte ich in Beaulieu's Wagen und holte es in Alfeld wieder ein, von wo ich dann mit den Uebrigen weiter marschirte. Am 20. brachte ich noch einen herrlichen Tag in Mißburg mit Beaulieus und Egloffsteins zu, dann ging ich mit Adolf nach Celle voraus und feierte dort meinen Geburtstag. Von hier schrieb ich zuerst an Adelheid. Am 24. verließ ich Celle. Das rege und mühselige Leben der folgenden Tage und die ganz neuen Verhältnisse, in welche ich mich versetzt sah, gaben meinem Geiste Spannung und Heiterkeit. Am 30. rückten wir ins Bivouac bei Hausbruch. Am 31. lag ich zuerst auf Piquet und wurde in der Nacht als Vedette gebraucht.

Immer werde ich mit Freude daran denken, wie ich von der Anhöhe, wo ich in der kalten, nebeligen Nacht zwei Stunden gestanden hatte, hungerig und frierend in das Tannenholz zurückkam, wo wir uns eine luftige Hütte von Reisern gebaut und Feuer angezündet hatten, und dort mit großer Begierde einen Topf mit Hafergrütze im bloßen geschmolzenen Schnee gekocht verzehrten, und mich später an den Kartoffeln labte, die ein Trupp Kosacken zu uns brachte und in unserm Feuer röstete. Am 2. April ging ich nach Buxtehude, um an Adelheid zu schreiben. Am 4. rückten wir nach Moorburg und hatten an demselben Tage ein hitziges Gefecht, worin die Franzosen unsere Schanze zu stürmen suchten, aber zurückgeschlagen wurden. Am 7. hatten wir wieder ein Scharmützel, welches den ganzen Tag dauerte.

In jener Zeit brach der Elbdeich, und das Wasser nahm am Ende so überhand, daß wir aus den Häusern auf den Damm getrieben wurden. Nur die Giebel sahen noch aus dem Wasser hervor, und ich schiffte oft mit großem Vergnügen durch die Zweige der blühenden Kirschbäume. Einer der schönsten Punkte jenes Lebens war das

Fest, das wir auf unserer Schanze, ganz nahe den Feinden, zur Feier der Einnahme von Paris bei Musik und Punsch bis tief in die Nacht feierten. In jener Nacht schlief ich mit meinem Wirthe und seiner ganzen Familie auf dessen Heuboden, zu dem wir mit einem Schiffe gefahren waren.

Bisher hatte ich mit den übrigen Freiwilligen in demselben Quartiere gelegen, und unser Haus war zugleich dasjenige, in welches alle Nacht die ganze Compagnie von 120 Mann zum Schlafen getrieben wurde. Der folgende Tag verschaffte mir durch einen glücklichen Zufall ein besseres Quartier. Nach meiner Zurückkunft verdoppelte sich meine Sehnsucht nach Göttingen. Nur Bergmann's und Polstorf's freundlicher Umgang erheiterte mich zuweilen. Endlich reiste ich. Alle meine Hoffnungen auf eine Anstellung in Göttingen wurden in Hannover durch Rehberg niedergeschlagen. Ich tröstete mich mit der schönen Reise durch das Weserthal, nachdem ich in Mißburg bei Beaulieus und in Hannover mit Böttcher und Wehrs, der sich dort auch auf kurze Zeit wieder eingefunden hatte, einige fröhliche Tage verlebt hatte. In Hechten lernte ich an der Gräfin Schulenburg und an Kestner's Mutter, Bruder und

Schwester, liebenswürdige Leute kennen. Der Aufenthalt auf dem alten ritterlichen Schlosse zog mich sehr an; ich blieb indeß nur zwei Tage, weil meine Sehnsucht nach Göttingen mich forttrieb. In Lauenförde besuchte ich meinen guten Bindseil, und kam endlich wieder in Göttingen an mit vielen schönen Hoffnungen auf ein freilich wehmüthiges, aber doch ruhiges und vertrauliches Leben, die alle so bitter getäuscht wurden. Der Empfang war so, daß er mir weder Freude noch Schmerz geben konnte, und solch Mittelgut liebe ich am wenigsten.

Im Januar dieses Jahres wurde ich krank und sah Tychsens, die auch unpäßlich waren, lange Zeit nicht. Mein einsamer und unangenehmer Zustand führte mich zu meinen Freunden zurück, die ich lange vernachlässigt hatte, und lehrte mich ihren Werth kennen. Bei meiner Zurückkunft von Celle glaubte ich, hier fast Niemanden zu treffen; aber durch Bunsen's rastlose Bemühungen hatte sich unser ganzer Cirkel: Lachmann, Lücke, Reck, Bunsen und ich, wieder zusammengefunden, und war noch durch den herrlichen Brandis und im weitern Sinne durch Brandis' Bruder, Jacobs, Klenze und Ullrich vergrößert worden. Ich hatte meine Freunde, trotz

meiner Vertraulichkeit mit ihnen, immer in einer gewissen Entfernung von mir gehalten. Ich wurde von ihnen Allen herzlich geliebt; aber ich wünschte, daß diese Liebe sich in das Gewand der Achtung kleiden möge, und hatte mich deshalb nie überwinden können, das Sie unter uns aufzuheben, obgleich ich der Einzige war, der so genannt wurde und so nannte. Jetzt näherte ich mich ihnen zutraulicher; ich hob jene höfliche Scheidewand auf und fand zu meiner großen Freude, daß unser Verhältniß dadurch weit wärmer und doch nicht unzarter wurde. Sie fuhren fort mir gleichsam Frauenrechte in unserm Cirkel zu gestatten und mich vorzugsweise vor den Uebrigen mit der größten Feinheit und Achtung zu behandeln. Es entstand ein schönes wetteiferndes Streben unter uns, und an einem fröhlichen Abend, den wir bei Wein und Gesang verbracht hatten, schwuren wir auf meine Auffoderung Alle feierlich, etwas Großes in unserm Leben zu vollenden.

Unser Kreis wurde in der Mitte des März durch das achttägige Hiersein des liebenswürdigen und genialischen Hey verschönert. Eine allgemeine Offenherzigkeit belebte jene herrliche Zeit, die tiefsten Geheimnisse des Herzens traten verschämt ent-

schleiert hervor und erschienen in Gedichten und traulichen Mittheilungen als die Grazien der heitern Feste. Es war ein herrlicher Cirkel, worin ein zerdrücktes Herz wol wieder ein wenig aufathmen konnte: Bunsen mit dem königlichen, herrschenden Geiste, der alle Zweige des Lebens und der Erkenntniß nur als Mittel ansah, um zu einem einzigen großen Ziele zu gelangen, der, für jeden Eindruck zu jeder Zeit empfänglich, mit unbeschreiblicher Kraft auch das Widersprechendste sich zuzueignen wußte, der mit der höchsten, zuweilen schauderhaften Klarheit das tiefste Gemüth verband und bei unaufhörlicher, getheilter Regsamkeit dennoch nie seinen Zweck aus den Augen verlor; Brandis, dem das treue, fröhliche Herz aus dem Gesichte blickte, und der bei soviel Scharfsinn und Wissen doch einen so schönen Sinn für behagliche Gefälligkeit bewahrt hatte; Lachmann, fein, kritisch, spöttisch und witzig, und doch bei dem unbestimmten und sehnsüchtigen Schwanken seines erwachenden Herzens äußerst zart und beinahe fieberhaft gestimmt; Lücke, in der Glorie der glücklichen Liebe und der religiösen Begeisterung, gerade, fest nach einem großen Ziel des Wirkens strebend, aber auch sinnig und beinahe mystisch;

endlich der laue Reck, der ewig für seine Freunde sorgte, ewig guten Rath gab, eine sehr klare, verständige, aber immer politische Ansicht vom Leben hatte und seinen Mangel an Empfänglichkeit für manche Art des Schönen und seine Entfernung von der Grazie des Lebens durch vielen Eifer und durch die treueste Anhänglichkeit ersetzte. Der Bund unter uns Allen ward in dieser Zeit auch für immer geschlossen, und ich hoffe, daß unser Vaterland die Verbindung empfinden wird.

Der Krieg war indeß wieder ausgebrochen, und ich schwankte zwischen dem Wunsch mitzugehen und den Hindernissen, die sich der Ausführung entgegensetzten. Adelheid schien keine Notiz davon zu nehmen. Am Abend des Tages, als Tychsens fortgereist waren, hörte ich, daß auf dem Harz ein neues Jägercorps errichtet werde, worin mein ehemaliger Capitän, von Mansberg, eine Compagnie erhalten sollte. Ich entschloß mich kurz, nach Klausthal zu gehen, um mich näher zu erkundigen und meinen Weg über Ebergötzen zu nehmen. Ich zog meine alte Uniform wieder an, nahm meine Büchse und traf am 7. des Morgens in Ebergötzen ein, als Tychsens gerade in einer halben Stunde wieder zurück-

reisen wollten. Adelheid zeigte nicht die mindeste Theilnahme an meinem Entschlusse; überhaupt sprachen wir nicht ein Wort miteinander. Als ich in Andreasberg angekommen war, erfuhr ich, daß das dort gebildete Corps schon am folgenden Tage marschiren werde und ich also zu spät gekommen sei. Ich beschloß jetzt über den Brocken und Wernigerode zurückzugehen, vorzüglich um in Preßburg mich nach dem Mädchen zu erkundigen, das dort einst so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte. Ich fand Alles ganz verändert und hatte nicht einmal den Muth zu fragen.

Die Reise, worauf ich fünf Tage zubrachte, erfreute mich wegen meiner alten Vorliebe für den Harz und wegen der vielen Jägerbekanntschaften aus dem Kriege, die mir überall aufstießen.

Ich bin fast täglich mit Lachmann und Lücke zusammen; wir kosen miteinander, gehen aus und vergnügen uns auf mannichfaltige Weise. Auch habe ich mir vorgenommen, meine alten Bekanntschaften zu erneuern, besonders wieder den Umgang mit Blumenbachs zu cultiviren und neue Verbindungen mit Hausmanns, Heerens und Roddens einzugehen. So heile ich vielleicht nach und nach das verwundete Herz, das freilich wol nie wieder

lieben, nie glücklich sein wird, aber sich doch vielleicht einst so ruhig fühlt, um mit freundlicher Wehmuth an untergegangene Sonnen und verblühte Frühlinge denken zu können. Meine bürgerlichen Verhältnisse haben sich nicht verändert, obgleich ich manche Entwürfe gemacht, manche Hoffnungen genährt habe. Bei meiner Zurückkunft trug Vieles dazu bei, mich heiter und erwartungsvoll zu stimmen. Meine Gedichte, die überall die günstigsten Recensionen erhalten hatten, fingen schon an, mich berühmt zu machen. Die freundliche Behandlung, die mir von dem General Gneisenau, der mir auch später einen sehr artigen Brief hierher schrieb, während meines Aufenthalts in Eilsen widerfuhr, gab mir eine große Zufriedenheit, die freilich durch Rehberg bei meiner Durchreise durch Hannover wieder etwas niedergeschlagen, aber durch einen spätern Vorfall von neuem geweckt wurde. Im November des vorigen Jahres kam der Herzog von Cambridge hierher und mit ihm der Geheime Kammerrath von Arnswaldt, dem die Aufsicht über die Universität zugefallen ist. Ich hatte auf die Bitte des Magistrats und der Studenten zwei Gedichte an den Herzog gemacht, die von sehr großer Wir-

kung waren, so schlecht sie auch ausfielen. Der Herzog verlangte, mich zu sehen, und ich wurde ihm nebst den übrigen Professoren auf der Bibliothek vorgestellt. Besonders behandelte mich Arnswaldt, dem mich mein herrlicher Beaulieu dringend empfohlen hatte, sehr artig. Ich ging zu ihm und sprach mit ihm über meine Angelegenheiten. Er sagte mir im Ganzen Dasselbe, was ich schon von Rehberg gehört hatte; aber er machte mir doch Muth hier zu bleiben, indem er mir versicherte, daß er jede Gelegenheit ergreifen werde, mich hier zu fixiren. Auch in Hannover hatten meine beiden Gedichte großen Effect gemacht und mich besonders Rehberg von neuem sehr empfohlen. Jetzt bewarb ich mich um eine erledigte Collaboratur in Holzminden, eigentlich nicht um sie anzunehmen, sondern nur um von Arnswaldt ein bestimmtes Wort zu erhalten. Er schrieb mir indeß fast Dasselbe zurück, was er mir früher gesagt hatte. In Holzminden wurde ich mit großer Freude ohne weitere Frage angenommen und erhielt diese Nachricht durch einen expressen Boten, dem ich gleich meine abschlägliche Antwort wieder mit zurückgab.

Vorzüglich bewogen mich meine Freunde, und

unter ihnen Reck, zu diesem Entschluß, der sich überhaupt zu allen möglichen Aufopferungen erbot, um mich hier zu halten. Ich nahm seine Anerbietungen an, denn ich hatte mir fest vorgenommen, meinen Aeltern nichts ferner zu kosten. In dieser Zeit trug mir Danckwerts die Redaction eines Almanachs an; es ist indeß noch nichts weiter darüber ausgemacht, und die Sache wird wol ins Stocken gerathen sein.

Mein Collegium über Homer ist zustande gekommen, und ich habe zehn Zuhörer darin. Auch den Herodot würde ich haben lesen können, wenn ich mir diesen Sommer nicht einige Muße wünschte, theils meines Gedichts wegen, theils weil ich die Herausgabe der «Acta societatis», die diesen Sommer zum ersten mal erscheinen sollen, besorgen muß."

Göttingen, am 29. Mai.

„Gleich wie ich wieder ankam*) erfuhr ich, daß Lachmann plötzlich seinen schon lange gehegten Vorsatz, den Krieg als preußischer Volontair mitzu-

*) Von Hannover, wohin Schulze eine vierzehntägige Reise gemacht hatte, um sich um eine Stelle zu bewerben.

machen, ausgeführt habe. Diese Nachricht betrübte mich, denn ich hatte ihn sehr lieb, und seine Gesellschaft war mir zu Zeiten selbst unentbehrlich. Schon seit einem halben Jahre sah ich die Keime, die diesen Entschluß hervorbrachten, sich entwickeln. Lücke's Liebesglück, wovon er zum Theil Zeuge gewesen war, hatte seine früher schlummernde Empfindung gewaltsam aufgeregt, und da ihr ein Gegenstand mangelte, hatte er sie in eine überspannte Freundschaft gegen Klenze übergetragen. Natürlich konnte ihm ein solches Verhältniß dennoch nicht genügen, und er gerieth durch den Mangel an Befriedigung in eine träumerische Schlaffheit, in ein Schmachten und Schwanken, in eine krankhafte Reizbarkeit, die ihn zu jedem Geschäfte untauglich machte. So lange Klenze's Hiersein ihm noch einen festen Punkt für sein Gefühl darbot, fühlte er nicht alles Traurige dieses Zustandes; sobald Jener aber wiederum in den Krieg gegangen war, konnte er seine Lage nicht mehr ertragen. Glücklicherweise hat er noch gerade vor seiner Entfernung seinen «Properz» ganz vollendet, und ich hoffe, daß es ihm gut thun wird, wenn das Leben ihn ein wenig zusammenrüttelt."

(Aus einem Briefe an Julie Gräfin von Egloffstein.)

Göttingen, am 31. Mai 1815.

„— — Adelheid war meine Freundin, meine Schwester; sie war das einzige theure Erbe, das mir Cäcilie zurückgelassen hatte. Es ist so verzeihlich, Das zu lieben, was einem über Alles geliebten Wesen unaussprechlich werth war; ich fühle deutlich, daß ich niemals wieder hätte lieben können, wenn Cäcilie keine Schwester gehabt hätte. Der Schmerz der Gegenwart, der Trost der Erinnerung, die schreckliche Verödung meines verwaisten Herzens, das fast allen andern Leidenschaften fremd, nur durch die Liebe Leben und von ihr allein jeden andern Schmuck, dessen es fähig ist, empfangen kann, führten mich zu ihr, und ich liebte Cäcilien nie reiner, ich gedachte ihrer nie häufiger und wehmüthiger als in den ersten glücklichen Zeiten meiner Neigung zu Adelheid.

Denn wie sich Träum' im Leben oft entfalten
Und Leben oft in luft'gen Träumen blüht,
So gatten sich die minnigen Gestalten
Zu einem Bild im liebenden Gemüth.
In dieser streb' ich jene festzuhalten
Und wähne, daß mit dieser jene flieht.

Doch weil die Eine längst sich mir entrissen,
Mußt' ich auch stets der Andern Liebe missen.*)

Ich habe nie einen schönern Frühling erlebt als den ersten nach Cäciliens Tode, denn auch der stille Schmerz hat eine unbeschreibliche Süßigkeit, und die Erinnerungen und Hoffnungen der Liebe vereinigten sich mit ihm und ließen mich in mannichfaltigen und seltsam ineinanderverfließenden Gefühlen und Träumen umherirren, wie in einem mondhellen Zaubergarten, voll von leisem Gesang und Blumenduft und Quellengeriesel und Blättergesäusel, worin der Himmel sich schon wieder röthet, während gegenüber der Abend noch dämmert."

(Aus Briefen an Adelheid.)

Göttingen, am 2. September 1815.

„Wenn ich noch lange so in meiner stillen Abgeschiedenheit sitze und Vergangenheit und Gegenwart vergleiche, muß ich fürchten, wahnsinnig zu

*) Aus dem Gedichte „Erklärung", welches das „Poetische Tagebuch" (Band 3 der neuesten Ausgabe) einleitet.

werden. In manchen Augenblicken kommt es mir vor, als sei ich es schon, und ich bitte oft den Himmel, mich nur bis Weihnachten noch davor zu bewahren. Dann mag er mit mir machen, was er will.

Nein, ich darf nicht länger so dumpf hinstarren, ohne Thränen, ohne Worte, ohne Gedanken, ohne Gefühl fast; denn Das, was sich jetzt so wüst und dunkel in mir durcheinanderbewegt, scheint mehr ein bewußtloser Todeskampf als ein lebendiges Gefühl des Schmerzes zu sein. Ich muß mir einmal einen recht großen Schmerz machen, um Trost zu finden; ich muß Alles, was mich quält, klar und deutlich in Worten vor mir sehen, um mich einmal ganz auszuklagen.

Ich werde vielleicht von hier gehen. Beaulieu's haben mir ihr Haus angeboten, in ihnen habe ich zum zweiten male Aeltern und Geschwister gefunden. Sie thun Alles für mich, ohne daß ich Etwas für sie gethan hätte; aber ich scheue mich dennoch nicht, ihren Vorschlag anzunehmen, denn sie lieben mich, und ich weiß, daß auch ich Alles thun könnte für Die, die ich liebe, selbst wenn sie mir den bittersten Schmerz machten. Die Erde brennt mir unter den

Füßen; ich sehne mich unaussprechlich zu Menschen, die mich ebenso kennen, wie ich sie, die nicht in der Lage sind, mich aus Convenienz verleugnen zu müssen. Und doch macht es mich wieder sehr traurig, wenn ich bedenke, daß ich mich von Cäciliens Grabe trennen, daß ich das Fenster verlassen muß, vor dem ich Sie zwei mal in der Woche vorbeigehen sehe. Bis auf diese sind alle meine hiesigen Freuden zusammengeschmolzen.

Mein Entschluß hängt nicht von mir ab, ich muß mit meinen Aeltern darüber reden und vielleicht doch zurückkehren. Sie werden mir viele Gründe entgegensetzen; aber ich werde thun, was ich kann, sie zu bestreiten. Dürfte ich ihnen Alles sagen, was mich zur Entfernung treibt, so würden sie mir selbst dazu rathen.

Ich lege Ihnen Etwas bei, das neulich entstand, als ich in einem großen Schmerze nach Trost suchte. Ich begegnete Ihnen am vorigen Sonntage zufällig, da Sie nach der Landwehr gingen, und der Abstand von der Gegenwart zur Vergangenheit erschien mir ganz in seiner schroffen Gestalt. Wir sind oft diesen Weg miteinander gekommen, auch damals, wie wir nach dem Erdfall fuhren und

wie wir aus dem Bürgerthale zurückkamen. Jetzt gingen Sie hin und ich kam her. Ich eilte schnell nach Hause, um mich an mein Gedicht zu setzen; denn das ist meine einzige Rettung in der Verzweiflung. Aber da dachte ich, wie bald nun auch das ein Ende nehmen müsse, und wie ich dann vielleicht nicht Kraft mehr haben würde, mit meinem durch langen Gram abgespannten Geiste das Zweite zu vollenden. Verzeihen Sie mir, daß ich vielleicht zu kühn von meinem eigenen Werke spreche; es ist ja die einzige Lust und die einzige Frucht meines Lebens."

Celle, am 11. September 1815.

„Ich habe mitten in meinem tiefsten Unglücke einen neuen Trost und eine unerschütterliche Stütze gefunden, worauf ich früher so wenig traute, und das ist Gott. Wenn Cäcilie noch lebte, so dürfte ich jetzt um dieses Glaubens willen mein Auge noch kühner zu ihr erheben als damals. Aber sie sieht mir ja doch ins Herz und freut sich gewiß, daß meine Liebe mich endlich ihrer ganz würdig gemacht hat. «Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.» An diese Krone

will ich gern mein armes, irdisches, schon so lange blütenloses Leben setzen.“

Celle, den 21. September 1815.

„Ich las neulich: wenn wir uns so oft und so innig mit Gott und der Ewigkeit beschäftigten, wie mit dem Heiligen unsers Herzens, so würde es gut um unsere Seligkeit stehen. Ich glaube nicht, daß es um die meinige deswegen schlimmer steht, weil bei mir die Liebe zur Religion geworden ist, denn unsere Religion ist ja die der Liebe; und wenn sie auch auf eine höhere und göttliche Liebe hindeutet, so ist doch auch die meinige so keusch und heilig, daß sie mit jener zusammenfließt, und vielleicht ebenso verdienstlich, weil sie schmerzlicher ist und durch ewige Entsagung die Treue schwerer macht. Aber wenn ich hier auch trauern soll bis an den Tod, so vertraue ich auf jene Welt der Freude und des Friedens; denn jetzt weiß ich gewiß, daß sie nicht blos ein frommer Wahn ist, und daß Cäcilie in ihr wohnt und auch ich einst dort wohnen werde mit Allen, die ich liebe. Dort, wo auch Sie mich lieben werden, hoffe ich zu erfahren, ob Sie mich vielleicht auch hier hätten lieben können,

wenn nicht jenes für mich verschleierte Schicksal uns voneinander trennte. Dieser Zweifel, nicht die Entbehrung des Genusses, ist es, was mich in Ihrer Nähe so verwirrt, so ängstlich und bekümmert macht."

Celle, am 6. October 1815.

„Ich schreibe nur selten an Sie, weil ich viel an meinem Gedichte arbeite, um noch hier den achtzehnten Gesang zu vollenden. Auch auf diese Art beschäftige ich mich ja immer mit Ihnen, wenn ich auch meine Worte nicht gerade an Sie richte. Aber wenn mir das Herz überfließt von einer großen, augenblicklichen Bewegung, sei es Schmerz oder Freude, dann muß ich zu Ihnen selbst reden. Ich hatte schon oft meinen Gefallen an den vielen schönen Blumen geäußert, die noch in unserm Garten blühen, und meine Mutter hatte es nicht überhört. Als ich heute von einem Spaziergange zurückkam, fand ich zwei Körbe voll Blumen auf meinem Schreibtisch, und alle übrigen Tische und meine Fenster waren mit Blumen geschmückt. Die gewirkte Tapete meines Zimmers stellt einen Wald vor, der besonders, wenn die Sonne darauf scheint, eine sehr liebliche Wirkung macht. So trat ich denn aus der

rauhen Luft und den herbstlichen Umgebungen wie in einen grünen und bunten und blühenden Frühlingsgarten. Ich errieth gleich die freundliche Zauberin, die diese Verwandlung hervorgebracht hatte, und war tief bewegt über diese zuvorkommende, zartfühlende Liebe. Als ich ihr herzlich dankte, sagte sie mir: «Wir sind immer besorgt, daß dir etwas misfällt, oder daß du zu wenig Freude hast. Wenn ich gewußt hätte, daß ich dir mit so geringer Mühe Freude machen könnte, so würde ich oft weniger bekümmert gewesen sein.» Mein Gott, und ich sollte nicht gern Alles aufopfern und ertragen, um einer solchen Liebe würdig zu werden? Es ist mir unendlich lieb, daß ich noch kein Wort von meinem Kummer und von meinen Vorsätzen geäußert habe, denn jetzt sollen sie nichts davon erfahren, und ich werde auf jeden Fall zurückkehren. So oft ich mich künftig gekränkt oder bekümmert fühle, will ich daran denken, daß es noch Jemand gibt, der jede Kränkung und jeden Schmerz gern für mich ertragen würde, und den es betrübt, wenn er mir nicht genug Freude machen kann. Und warum sollte sich Jemand nicht dennoch für sehr reich halten können,

wenn auch der größte und kostbarste Diamant auf der Welt seinem Schatze noch mangelte?"

Celle, am 10. October 1815.

"Morgen reisen wir von hier ab, werden aber nur bis Hamburg gehen, weil die große Reise, wozu wir den Plan gemacht hatten, wegen der Verhinderung einer Familie, die Theil daran nehmen wollte, bis zum Frühjahr verschoben ist und dann vielleicht in eine Rheinreise verwandelt wird. Meine guten Freunde in Kopenhagen werde ich also nicht sehen, und bei der Veränderung meines Vorsatzes zu Beaulieus zu ziehen, würde ich es ohnehin nicht gekonnt haben, da die Zeit mir zu kurz geworden wäre."

Holm, den 13. October 1815.

"Wenn die Extreme einander so nahe liegen, warum sollte man sich nicht ebenso leicht vorstellen können, daß Sanct-Johannes Taback geraucht und eine Perücke getragen habe, so ernsthaft auch Tieck das erstere wenigstens bestreitet? Sanct-Klopstock that bekanntlich beides, und von dem bis zum Sanct-Johannes ist doch keine sehr weite Kluft. Ich weiß mir

auch jetzt zu erklären, wie Sie bei einer Stelle in einem meiner Briefe, wo ich von meiner Abneigung gegen den Doctor T. sprach, herzlich hatten lachen können, obgleich ich sie in einer sehr bittern Stunde geschrieben hatte. Es that mir damals weh, als Sie es mir sagten; in diesem Augenblicke kann ich es Ihnen nicht mehr übelnehmen, ebenso wenig, als daß Sie einst eine Blume, die ich Ihnen gepflückt hatte, einer hübschen Ziege zu fressen gaben. Es ist sehr unüberlegt, daß man den Hanswurst aus dem ernsthaften Drama verbannen will, da ihn der liebe Gott doch so augenscheinlich in die große Schicksalstragödie des menschlichen Lebens verflochten hat.

Wohl Dem, der die Rolle der lustigen Personen zu spielen erhält; denn weil er Niemand genirt und Alle belustigt, gewinnt er eben aus Mangel an tiefer auszeichnender Liebe die Liebe des Publicums. Die ernsthaften und weinerlichen Charaktere genießen wol hin und wieder, weil es so herkömmlich ist, eine nüchterne Bewunderung oder ein laues Mitleid; aber man fühlt bald, daß es sich nicht häuslich und bequem mit ihnen leben läßt, und freut sich, wenn sie ihren pathetischen Vortrag

endlich einmal geschlossen haben und abgetreten sind. Ich wollte, daß ich auch eine lustige Person wäre....

Ich war bei den letzten Worten in eine etwas bittere Stimmung gerathen und ging deshalb auf eine halbe Stunde hinter das Haus auf die Wiese mit dem schönen Waldkranze, wovon ich Ihnen schon einmal geschrieben habe. Als ich hinaustrat in die herrliche helle Nacht, und den Mond und die Sterne wie freundliche Augen Gottes auf mich herniederblicken und den Wald, obgleich halb entblättert, doch in stiller heiliger Ruhe, von dem blauen Himmel wie von dem Arme der großen ewigen Liebe umfaßt sah, da fühlte ich mich wieder recht stark und freudig im Herzen. In einigen Wochen wird die Wiese welk und der Wald ganz entlaubt sein, und doch werden die Sterne und der Mond noch ebenso hell und mild auf sie niederschauen als jetzt und als damals, da die Erde noch in jugendlicher Kraft blühte und grünte. Und wenn auch zuweilen Wolken vor ihnen vorüberziehen und Nebel und Regen sie verhüllen, so kehren sie doch immer glänzend wieder; denn die Wolke verfliegt und der Regen verrinnt, wie Alles was von der Erde stammt, sie aber stehen ewig an der himmlischen

Feste und leuchten freundlich hinab auf jede Verwandlung des Irdischen. Das ist die heilige Liebe, die von Gott kommt und nicht vermindert noch gebunden wird durch Schmerz oder Entbehrung und Verkennung."

Holm, den 14. October.

„Holm wird mir jetzt im Herbst ebenso lieb als es mir im Frühling war. Ich habe Sie schon oft hierher gewünscht, wenn ich mich an der wunderlichen Abstufung und Verschmelzung der Farben ergötze, die mir der herbstliche Wald bei jedem Blick aus dem Fenster darbietet. Sie können diesen Anblick nie so vollkommen genossen haben, da man nur in unserer sonst so verrufenen Haidegegend eine so mannichfaltige Vermischung der verschiedensten Baumarten findet. Grün, Gelb, Braun, Roth, Violet und Schwarz wechseln so anmuthig und kräftig zugleich, daß man gern die hellen und blos lieblichen Farben des Frühlings vergißt, um sich an jenen markigen Schattirungen zu weiden. Hoffnungen, Träume und Entschlüsse sind reizender und begeisternder als die Mühe und That des Lebens, aber nicht so beruhigend. Und so zieht nun die Erde

in Frieden ihr letztes Feier- und Sterbekleid an, und schmückt sich mit Farben, die so fest und gediegen sind, als das Bewußtsein Dessen, was sie vollbracht hat. Und der Himmel schenkt ihr zu den Ehrentagen ihrer Amtsjubelfeier nicht jene berauschenden und erschlaffenden Dünste, worin die Frühlingsphantasien schwebeln und nebeln, sondern seine reinsten und kräftigsten Lüfte und seine lautersten Strahlen, die sie still und glorreich umfließen, wie die Ruhe des guten Gewissens und wie die Klarheit des erkannten und ertragenen Lebens. Gebe Gott doch uns Allen, einst so zu sterben, daß wir freudig sagen können: Herr, Herr, hier bin ich, und von Allem, was du mir vertraut hast, ist nichts verloren."

Holm, am 15. October 1815.

„Meine Aeltern sind heute auf eine Einladung, die sie nicht gut ablehnen konnten, anderthalb Meilen weit zu einem Thee gefahren; denn näher pflegt man hier die Gesellschaft nicht zu haben, und ich bin schon den halben Tag ganz allein im Hause, weil ich mich wegen einer Unpäßlichkeit entschuldigen ließ, um nicht das Vergnügen zu haben, bis

in die Nacht am Bostontische zuzusehen, oder heimlich gähnend die Fensterscheiben zu zählen. Es ist heute trübe und nebelig, aber ich hüllte mich doch in meinen Mantel und machte einen Spaziergang von vier Stunden, um diese ganz liebliche Haideoase, wie ich Holm mit seinen Umgebungen nennen möchte, erst zu umgehen und dann im Innern zu durchstreifen. Ich bin ganz durchnäßt vom Regen und gerieth auch einige male tief ins Moor; jetzt aber fühle ich mich wieder recht behaglich, denn ich fand bei meiner Zurückkunft mein Zimmer hübsch warm, und eben bringt mir die freundliche Tochter unsers Pachters, die trotz meiner Protestationen meinethalben zu Hause bleiben mußte, den Thee. Das gute Mädchen, das nebenher gesagt ein recht hübsches Haideblümchen ist, rieth mir, da sie mich wieder schreiben sah, das viele Arbeiten ab, weil ich ganz blaß und elend davon würde. Freilich mag ich in diesen Tagen vielleicht mehr geschrieben haben, als man sonst binnen eines Jahres in ganz Holm zu schreiben pflegt; aber was mich so blaß macht, wissen Sie allein, meine liebe Adelheid. Die guten Leute hier scheinen von solchen süßen Sorgen gar nichts zu wissen; denn selbst der Schäfer, den man

doch billig als die am meisten poetische Person am Orte betrachten muß, ist, wie ich diesen Morgen gesehen habe, sehr roth und sehr en bon point. (Fragen Sie doch gelegentlich Agnes L., wie man diesen Ausdruck auf eine anständige und schickliche Art ins Deutsche übersetzt; denn wenn ich an Sie schreibe, mag ich auf die Worte nicht sinnen.)

Als ich heute immer auf der Grenze zwischen Cultur und Wildniß hinging und auf der einen Seite die graue, unabsehbare Haide und auf der andern die hübschen Wiesen und die freundlichen Bäume sah, da dachte ich, wie leicht es doch sei, sich eine solche friedliche Insel in dem stürmischen Weltmeer des Lebens zu schaffen. Ich glaubte auch einmal, auf immer in einer unfruchtbaren und freudelosen Haide wohnen zu müssen; aber ich fange doch jetzt schon an, mich recht hübsch darin anzubauen, und wenn Gott mir ferner seinen Segen und seine Kraft verleiht, so denke ich bald ein stilles bescheidenes Ruheplätzchen zu haben, worin ich mit meinen Wünschen und Träumen bequem hausen kann. Sonst hielt ich meine Liebe für eine schwüle Juliussonne, worunter mein Geist und mein Herz matt und krank hinwelken mußte; jetzt

wird sie mir allmälig zum lauen lieblichen Mailicht, das meine Schöpfungen gar schön gedeihen läßt. Wenn sie auch zuweilen Wasser an sich zieht und es mir bei den Frühlingsnachtfrösten in einem Hagelwetter zurückschickt, das mir, wie es neulich geschah, meine Blumen zerschlägt, so hat sie doch eine so frische und lebendige Kraft, daß sie den Verlust gleich wieder durch neue Knospen ersetzt.

Es gibt eine gewisse Summe von Schmerz in der Welt, die einmal ertragen werden muß. Wenn Gott allen Menschen gleich viel davon auflüde, so würde er ungerecht sein, weil er nicht Allen gleich viel Kraft oder gleich viel leichten Sinn gegeben hat. Wenn ich ein wenig ungeduldig werden will, so tröste ich mich damit, daß ich für Viele mittrage, und daß ich stärkere Schultern und behendere Füße habe, als Viele, die unter meiner Last zu Boden sinken würden. Manche zürnen, wenn ihre Liebe nicht erwidert wird, Andere hassen, Andere werden gleichgültig, Andere zerrütten sich durch Verzweiflung; ich suche mir den Mangel an Gegenliebe dadurch zu vergüten, daß ich liebe. Wenn es auch wahr wäre, was mir das Gerücht früher zutrug, als ich es selbst bemerkte oder nur zu denken

wagte, wenn Sie einst, vielleicht bald, einem Andern angehören sollten, so würde ich doch schweigen, dulden und lieben. Es hieße Gott versuchen, wenn ich schon jetzt kühn versprechen wollte, mich über das Glück des Andern ebenso zu freuen, als ob es mein eigenes wäre; aber Gott ist groß und gütig, er weiß, daß ich wünsche, mich darüber so freuen zu können, und er hat es in seiner Hand, mir die Kraft dazu zu geben. Auch das danke ich meinem Unglück, daß ich durch das Vertrauen auf ihn einen solchen unerschütterlichen Anker in jeder Noth gewonnen habe.

(Nachts 12 Uhr.)

Noch vor einer Stunde, als ich die Nacht recht ungestüm werden sah, wandelte mich die Lust an, mich draußen umherzutreiben. Ich habe oft diesen Hang, der Andern seltsam scheint; denn ich glaube, wer sich blos an der Lieblichkeit der Natur weiden und sich nicht auch zuweilen an ihrem Zorn und ihrer Kraft ermuthigen will, der begreift ihre ganze Größe und Herrlichkeit nicht. Ich nahm meinen Mantel und meinen Hirschfänger; denn wegen eines ungeheuern halbwilden Hundes, der selbst seinem Herrn nur nach Willkür gehorcht, für un=

sere Sicherheit aber bei der einsamen Lage des Guts unentbehrlich ist, darf man hier fast nie und am wenigsten des Nachts unbewaffnet das Haus verlassen. Der Wald rauschte im Sturm und der Mond sah durch rasch gejagte Regenwolken. Alles um mich her war wie ein zerrissenes, kaltes und doch leidenschaftliches Leben voll tiefen Schmerzes, aber auch voll stolzer, trotziger Kraft. Ich war in meinem Gedichte gerade an einer Stelle, wo sich Thorilde in einer solchen Lage befindet. Trotz ihrer kühnen Anstrengungen tritt ihr das unbezwingliche Schicksal immer drohender von allen Seiten entgegen. Alle Versuche des Widerstandes schlagen ihr fehl und scheinen nur Mittel zur Beförderung ihres Sturzes. Erst eben hat sie, während sie einen herrlichen Sieg zu erringen glaubte, eine fluchwürdige That vollbracht. Nur ihre Liebe hält sie noch aufrecht, und als sie jetzt das Aeußerste wagt, findet sie das einzige Heil in dem Verderben Dessen, den sie liebt. Jetzt ist ihr stolzes Herz gebrochen, zum ersten mal fühlt sie ganz menschlich, und je wilder und ungestümer die Natur um sie her wird, desto weicher wird sie.... Meine Umgebungen waren recht dazu gemacht, mich in

diese Situation zu versetzen und sie auszuführen. Ich setzte mich auf einen alten Baumstamm ans Wasser, um nachzusinnen, und das Bild, welches mir jetzt von meinem eignen Leben vorschwebte, nahm bald ganz die Gestalt dessen an, welches ich zu entwerfen hatte. Ich habe aus meinem Herzen gedichtet, deshalb ist es mir gelungen."

Lindhorst, den 16. October 1815.

„Ich habe Holm ungern verlassen, obgleich Lindhorst mir durch lebendigere und mannichfaltigere Jugenderinnerungen fast noch theurer ist als jenes. Leider werde ich nur eine Nacht hier bleiben, um morgen meine Mutter nach Harburg zu begleiten, von wo mein Vater, den seine Geschäfte hier noch länger halten, uns in einigen Tagen nach Hamburg abholen wird. Der jetzige Pachter, der nur zum Vergnügen hier wohnt, hat drei sehr hübsche und gebildete Töchter; aber ich zog den Umgang mit meinen Kinderträumen doch ihrer Unterhaltung vor und entfernte mich bald aus der Gesellschaft.

Dicht an das Haus stößt ein kleiner See, auf dem ich als Kind oft umherschiffte. Ich freute mich

immer, wenn ich ohne weibliche Aufsicht blos mit meinem Vater aufs Gut reiste; denn er erlaubt, mir Manches zu wagen, wobei meine Mutter oder Tante zitterten. Mitten im See ist eine kleine Insel mit einer Hütte, worin die Enten, die sehr zahlreich auf dem Wasser umherschwammen, des Nachts bleiben. Rings umher wachsen Sträucher und besonders viele wilde Rosen, welche die Hütte fast verstecken. Dort habe ich ganze Nachmittage gelegen und mir vorgestellt, ich sei der König dieser Insel, die sich in meiner Phantasie viel weiter ausdehnte, als sie war. Noch erinnere ich mich der unbeschreiblichen Freude, die ich hatte, als mein Vater mir einst feierlich die ganze Insel schenkte. Sie war vorher ebenso gut mein, denn ich konnte doch nichts weiter mit ihr machen, als auf ihr sitzen oder umhergehen; aber der Gedanke, daß sie nun wirklich mein sei, gab ihr einen viel größern Werth in meinen Augen. Ich fing damals an, sie mit Erbsen und Bohnen zu bepflanzen, um auch Einkünfte von meinem neuen Königreiche zu ziehen; aber die Enten, die ein älteres Recht darauf hatten, wollten sich aus ihrer Besitzung nicht vertreiben lassen und verzehrten als freie Seeräuber den gan-

zen Betrag des Bodens statt meiner. Heute schien mir die Insel so klein, und in die Hütte, die ich sonst ganz räumlich und wohnlich gefunden hatte, konnte ich kaum hineinkriechen. — Warum behalten wir nicht auch später die Genügsamkeit unserer Wünsche, die uns in frühern Zeiten so glücklich machte? Als ich Cäcilien liebte, war ich auch so genügsam. Für eine einzige Blume, die sie mir einst schenkte, diente ich ihr bis an ihren Tod, und bemühte mich nie, ihr ein Geständniß oder auch nur irgend eine Aeußerung abzulocken, die mir hätte Hoffnung machen können. Aber als ich sie auf immer verloren hatte, da wollte ich das einzige Glück, das ich nach ihr auf der Welt noch finden konnte, mir sichern. Ich eilte, mich Ihnen zu erklären, so schwer es mir auch wurde, und ward unglücklich."

Harburg, den 18. October 1815.

„Ich habe heute das Fest aller Deutschen in meinen alten Standquartieren Moorburg und Altenwerder gefeiert. Ich wußte keine schicklichern Orte, als die, wo auch ich mein Leben für die gute Sache darbot. Es war mir eine erfreuliche

Ueberraschung, daß ich nur mit Mühe den Platz wiederfand, wo unsere Schanze gestanden hatte, so war hier jede Spur des Kriegs verschwunden. Auch das abgebrannte Dorf Lauenbruch, dessen letzte Häuser am 4. April bei dem Angriff der Franzosen auf uns zerstört wurden, steht jetzt ganz neu und schöner als vorher wieder da. Ich war sehr bewegt, als ich den Ort wiedersah, wo Beaulieu und ich uns einander ganz gewonnen haben. Er saß im heftigsten Kugelregen oben auf dem Wall der Schanze so kühn und frei und fröhlich, wie er immer ist. Ich war sehr müde und durstig, weil ich den ganzen Tag nichts genossen hatte; da rief er mich zu sich, reichte mir ein Glas Wein und sagte: Auf unsere Freundschaft! Es wird wol nie eine treuere und innigere Verbindung geschlossen, als im Augenblicke der Gefahr. Wir konnten Beide in dieser Minute fallen, darum drückten wir uns viel fester die Hand, und liebten uns viel herzlicher, weil wir nicht wußten, wie lange wir uns noch lieben würden."

Hamburg, den 20. October 1815.

„In Hamburg ist ein recht regsames Leben und Treiben. Man drängt und stößt sich auf allen Gassen, um zu gewinnen und zu schaffen, und die Gedanken gehen freilich wol weit genug durch Land und Meer umher, aber nicht höher drüber als ein belasteter Fruchtwagen oder der volle Raum eines Schiffes. Unsereiner, dessen Geist wenigstens über den sieben Stockwerk hohen Häusern der engen Straßen sich zu ergehen gewohnt ist, läuft daher oft Gefahr, auf der Erde über den Haufen geworfen zu werden, während er in der Luft keinen Stein des Anstoßes zu finden fürchtet. Aber beide Arten des Lebens sind nothwendig, wenn das große Leben recht zusammengehalten werden soll; deshalb tröstet man sich über solche Stöße ebenso gern, als über die Erschütterung, wenn einem ein Apfel von einem recht reichen Fruchtbaume auf den Kopf fällt, während man unten im Schatten träumt und dichtet. Heute war ich zum Frühstück auf ein Schiff eingeladen, welches morgen nach Amerika absegelt. Wir wurden nach der gewöhnlichen Sitte anfangs mit Schiffszwieback und Branntwein, nachher aber mit einer sehr köstlichen Mahlzeit be-

schenkt. Jeder war so geschäftig, so lebendig, so hoffnungsvoll, daß auch mich die fröhliche Lust des Reisens und Wagens ergriff. Ich wäre in diesem Augenblick gern mitgegangen über das Meer und in ferne Länder; aber ich zweifle doch, daß ich mit großem Gewinn wiedergekommen sein würde, denn der Kaufmann von Venedig wird wol immer die einzige poetische Person unter dieser Menschenclasse bleiben, und es gehört auch Shakspeare's Genie dazu, um einen solchen Charakter zu erfinden."

Wir treten von hier an in eine neue, in die kurze letzte Periode des Dichters, in welcher er zwar nicht der Poesie, aber allmälig dem Leben abstarb. Der trostlose nüchterne Ausgang seiner zweiten Liebe ließ offenbar im Gemüthe des Dichters einen trübern Eindruck zurück als die erste, welche mit einer Katastrophe schloß, die zwar in der Seele des Dichters einen unvertilgbaren tief=schmerzlichen Riß verursachte, zugleich aber seinem ganzen Wesen einen höhern Schwung und seinem dichterischen Vermögen eine gehobenere Stimmung verlieh. Bouterwek versichert, daß die eine Liebe so wenig wie die

andere ein irdisches Ziel gehabt habe. Möglich, daß dies auch von der geliebten Gegenseite angenommen wurde. Man kannte ja das flüchtige Element des Dichters, man wußte, daß er bisher in Verhältnissen dieser Art mehr nur befruchtenden Stoff für seine Phantasie und poetische Anschauung gesucht hatte. Indeß scheint ihm, wie aus seinem Tagebuche und seinen Briefen hervorgeht, bei seiner zweiten Liebe allerdings noch ein anderes Ziel, ein Bündniß für das Leben vorgeschwebt zu haben. Bouterwek bemerkt: „Diese poetische Liebe, die an zwei Gegenständen, einem sichtbaren und einem unsichtbaren, mit schwärmerischer Beharrlichkeit und zunehmender Leidenschaft hing, wurde das Unglück des jungen Mannes, dessen rastlos arbeitende Phantasie ihn der wirklichen Welt immer mehr entfremdete. Den Misverhältnissen, die daraus entstanden, war sein sonst so starker und männlicher Charakter nicht gewachsen." In Bezug auf diese seltsame, phantastische Doppelliebe ist namentlich das dem „Poetischen Tagebuch" vorangestellte Gedicht „Erklärung" interessant, worin es heißt:

Mein Singen soll nur eine Herrin preisen,
Die doppelt stets mein zweifelnd Aug' erblickt:

Dort in des Grabes ewig stummen Kreisen,
Hier mit des Lebens frischem Reiz geschmückt;
Und wenn auch hier zwei Namen sie benennen,
Nie kann mein Herz die holden Bilder trennen.

Der Dichter begann nun von Göttingen, wo er so Schmerzliches, Bitteres und Niederdrückendes in kurz aufeinanderfolgenden Schlägen erlebt, selbst sich hinwegzusehnen; er fühlte, daß er andere Luft athmen müsse, um sich an Leib und Seele zu erholen. Seinem Bruder August, der ihn während seiner letzten Krankheit besuchte, erklärte er aufs entschiedenste, nie wieder nach Göttingen gehen zu wollen: so stark war die Abneigung, die er gegen diesen ihm einst so lieb gewesenen Ort empfand. Eine Zeit lang erhob und stärkte ihn das Project einer italienischen Reise. „Einige seiner Freunde“, erzählt Bouterwek, „die ein glückliches Zusammentreffen von Umständen nach Rom geführt, luden ihn zu sich ein. Italien wurde nun das nächste Ziel seiner Wünsche. Vieles in Beziehung auf sein bürgerliches Glück ließ sich gegen diese Reise einwenden; aber sein liberaler Vater, der ihm die nöthigen Vorstellungen darüber machte, trug zuletzt auch kein Bedenken, ihm die Reisekosten

zu bewilligen. Unterdessen arbeitete seine Phantasie schon an einem zweiten romantischen Gedichte, das nicht von kleinerm Umfange als «Cäcilie», aber durchaus heiter sein und mit Ariosto's «Roland» eine gewisse Aehnlichkeit haben sollte. Dieses Gedicht, meinte er, könne ihm nirgends besser als in Italien gelingen. Während des Sommers 1816 beschäftigte er sich mit Vorbereitungen für die Reise und mit fleißiger Fortsetzung seiner philologischen Studien."

Daß es dem Dichter gelang, in einzelnen Fällen und Augenblicken der über sein Gemüth sich immer mehr ausbreitenden düstern Stimmung Herr zu werden und seinen Empfindungen ein heiteres Colorit zu geben, beweisen zwei aus Hildesheim im Frühjahr 1816 an die Gräfin Karoline von Egloffstein gerichtete, für den liebenswürdigen Geist des Dichters bezeichnende Briefe. Ein Schreiben vom 13. April schließt mit den Worten: „Ich will mich gern begnügen, wenn ich nur zuweilen in dem reichen Blumenkranze Ihres Lebens wie ein kleiner Thautropfen erscheine, der auf Augenblicke nicht ungern bemerkt wird, wenn er auch bald wieder, von

der Sonne aufgesogen, in sein Nichts zerrinnt; nur wünsche ich, daß ich in jenem kurzen Dasein Allen, die ich liebe, auch ebenso klar und lauter vorkommen möge, als diese vergängliche Perle. Manches kann darin zu schwimmen scheinen, was sie nicht mit vom Himmel brachte, sondern was die Erde erst dazu mischte. Beides voneinander zu sondern, ist oft sehr schwer; aber ein rasches Urtheil ohne jene Sonderung kann unbeschreiblich kränkend sein. Ich wünsche nichts mehr, als daß Sie diese Zeilen ganz und gar nicht verstehen mögen."

Der andere, mit der Ueberschrift „Am Ostersonntage", beginnt: „In diesem Augenblick, da das Geläute der Osterglocken von Lissabon bis Petersburg eine große, unsichtbare Kette von Klängen bildet, fällt mir ein, wie hübsch es sein müßte, wenn man diesen luftigen Boten einen freundlichen Gruß an seine entfernten Lieben mitgeben könnte, der in einer Stunde über mehr als hundert Meilen hinüberklänge. Wenn auch die Posten dabei verlören, so gewänne das Herz dabei; denn die Gedanken werden kalt, sobald sie wie eine wohlangerichtete Mahlzeit auf dem weißen Tafeltuche des Brief-

papiers ausgestellt werden sollen, und von Ihnen, meine liebe Freundin, habe ich die feste Ueberzeugung, daß Sie, solange Sie auch am Hofe leben mögen, sich nie an die lauwarmen Speisen gewöhnen werden, die man dort körperlich und geistig aufzutischen pflegt. Am besten thäte man vielleicht, an seine Freunde sehr ernsthaft zu denken und sehr scherzhaft zu schreiben; denn die Feder ist ein zu spitzes Instrument, als daß sie sich nicht eher mit dem Geiste als mit dem Gefühle befreunden sollte. Zum Glück werden Sie indeß schon längst bemerkt haben, daß ich gewöhnlich mit den stumpfesten Federn schreibe."

Schulze's bald darauf, am 25. und 26. Mai 1816, an Adelheid geschriebener Brief, der uns in seinem Tagebuche aufbewahrt ist, drückt dagegen die trübste Seelenstimmung aus und mag, da es von besonderm Interesse sein dürfte zu erfahren, wie es in dieser Zeit um den Dichter stand, und dieser Brief ohne Zweifel sein letzter Brief an Adelheid ist, mit einer geringfügigen Auslassung hier mitgetheilt sein:

Göttingen, am 25. Mai 1816.

„Wenn diese Worte auch die letzten sind, die Sie von mir lesen, meine geliebte Adelheid, so werden sie Ihnen doch um so erwünschter sein, da sie die Zusicherung eines Verlangens enthalten, das Sie mir schon seit langer Zeit, wenn auch nicht mündlich, doch durch Ihr Betragen gegen mich ausgedrückt haben.

Ich wollte mir anfangs den Schmerz nicht machen, diesen Brief zu schreiben; aber ich traue Ihrer Freundschaft gegen mich so viel zu, daß ich fürchte, Sie zu betrüben, wenn ich ganz ohne Abschied von Ihnen schiede. Sie könnten dann vermuthen, es sei irgend ein Unwille gegen Sie in meinem Herzen, und wenn ich auch trotz aller meiner Bemühungen nicht im Stande gewesen bin, Ihnen angenehme Erinnerungen zurückzulassen, so möchte ich doch auch nicht gern unangenehme in Ihnen erwecken, wenn künftig einmal ein gefälliger Gedanke an mich, wie ein Schatten aus einer längst begrabenen Zeit, durch Ihr wolkenloses Leben streift.

Es sind nun drei Jahre, daß ich mich in trostloser Liebe um Sie verzehre. Wenn ich Ihnen alle die Wünsche, die Hoffnungen, die Täuschungen,

die Besorgnisse, die Zweifel, die Kränkungen, alle die gewaltsamen Bewegungen meines Innern darstellen könnte, die mich seit jener Zeit unaufhörlich spannten und zerrütteten, so würden Sie einsehen, daß mein Leben seit drei Jahren eine einzige Kette von Schmerz, eine langsame Vernichtung gewesen sei. Vielleicht würden Sie dann auch meine Treue, die mit so unaussprechlichen Leiden verbunden war, besser schätzen lernen. Es ist ein schwer zu ertragendes Bewußtsein, die ganze Kraft und Thätigkeit so mancher Jahre in nutzlosen Kämpfen, in einem ewig unbelohnten Ringen nach einem unerreichbaren Ziele verzehrt zu haben. Jetzt gilt es einen männlichen Entschluß, denn ich fühle, es darf nicht ferner so bleiben. Mein Leben gehört nicht mir allein; Viele haben Ansprüche auf Das, was ich künftig vermag, und gründeten Hoffnungen auf Das, was ich einst zu werden versprach. Ich darf sie nicht täuschen; ich muß jene Zeit wie ein leeres Blatt aus meinem Leben vertilgen, ich muß mit meiner ganzen Kraft diese unselige Leidenschaft aus meinem Herzen zu reißen und das Theuerste, was ich auf der Welt habe, Sie und meine Liebe zu vergessen suchen. Ob und wie dieses möglich sei, kann ich

jetzt nicht bedenken; vielleicht wird es die Zeit lehren. Daß ich die Möglichkeit noch nicht einsehe, fühle ich zu deutlich, da ich diese Worte mit den bittersten Thränen schreibe. Aber sollte es denn so ganz unmöglich sein, da Sie ja im Stande waren, einer solchen Liebe und Treue, so vielen Aufopferungen, einer so gänzlichen Hingebung, einem so ununterbrochenem Leben in Ihnen und für Sie so lange Zeit mit gleich festem und kaltem Sinne zu widerstehen? Schon länger regte sich dieser Entschluß dunkel in mir; aber ich konnte es nie über mich gewinnen, ihn mir klar zu machen. Es gehört auch zu viel Ueberwindung dazu, den Theil seines Lebens, worin die tiefsten Empfindungen Wurzel schlugen, und der die Heimat aller der Gedanken, Gefühle und Träume war, die man in seiner Erinnerung aufbewahren möchte, als gar nicht geschehen betrachten und ganz aus seinem Gedächtnisse vernichten zu wollen. Ich dachte, es gäbe vielleicht minder gewaltsame Mittel, wenigstens etwas von der geistigen Freiheit wieder zu erringen, die dem Manne nöthig ist, wenn er nicht wie ein Schatten auf kurze Zeit im Leben erscheinen und dann auf immer vergehen will.

Als ich nach dreijähriger Sorgfalt Das vollendet hatte, wodurch ich mir eine freundliche Stelle in Ihren Gedanken, und, da es ja meine unerschütterliche Liebe und Treue gegen Die, welche uns Allen so theuer ist, bewies, eine mehr heimatliche in Ihrem Kreise zu erwerben hoffte: da glaubte ich, es würde sich mein ungestümes und leidenschaftliches Herz, durch die Milde der Umgebungen besänftigt, endlich auch daran gewöhnen, seine ihm so theuern aber nichtigen Wünsche einer wenn auch kältern, doch ruhigern und festern Wirklichkeit aufzuopfern. Freilich bedurfte ich hierzu einer freundlichern Hülfe, als mir im vorigen Sommer vielleicht durch eigene Schuld, weil ich mich meiner Leidenschaft zu sehr willenlos hingab, widerfuhr. Aber bei dem festen Vorsatze mich so zu zeigen, wie man mich in Ihrem Hause zu sehen wünschte, glaubte ich auch Das zu erreichen, was ich nach meiner Ueberzeugung hoffen durfte.

Daß ich mich getäuscht hatte, zeigte mir schon der Sylvesterabend des vorigen Jahres und noch deutlicher der heutige Tag. Ich hätte schon längst durch frühere Erfahrungen der Art, deren ich in meinem Leben so viele gemacht habe, belehrt sein

sollen, daß nichts unheilbarer sei, als ein einmal verwundetes Verhältniß, welches auf keinem äußern Grunde ruht, und dessen Fäden mit den feinsten und tiefsten, aber auch verletzbarsten Empfindungen des Herzens verwebt sind. Gewiß sind auch solche Verhältnisse für den gewöhnlichen Gang des geselligen Lebens wegen ihrer Spannung und Reizbarkeit weniger wünschenswerth als andere, die, ohne eine gewisse moralische Verbindlichkeit in sich zu tragen, den bloßen Foderungen des Augenblicks genügen; und da der menschliche Sinn zu sehr auf das ihm Bequeme und Angenehme gerichtet ist, so würde ich mich vergebens bemühen, durch größere Treue und Innigkeit der größern Leichtigkeit und Wöhnlichkeit Anderer das Gleichgewicht zu halten. Aber um desto deutlicher fühle ich auch, daß ich jetzt ganz aus Ihrem Kreise scheiden muß, wenn ich mir das Wenige von Ruhe, das vielleicht noch meinem künftigen Leben beschieden ist, rette, und den bessern Sinn, den ich meiner Liebe zu Cäcilie und zu Ihnen verdanke, nicht wieder durch die zerrüttenden Folgen einer ewig gereizten Leidenschaft und einer oft gekränkten Empfindlichkeit verunstalten will. Sowie jetzt halb fremd in einem immer

schwankenden Verhältnisse mit Ihnen fortzuleben und mich nur kärglich gleichsam von den sparsamen und zufälligen Ueberbleibseln eines verschwundenen Glücks und einer verarmten Vertraulichkeit zu ernähren, ist mir unmöglich, theils weil ein verzeihliches Selbstgefühl mir sagt, daß ich nicht ganz eine solche Lage verdiene, theils weil die schmerzliche Vergleichung mit der Vergangenheit mich wie vorigen Sommer in einen Zustand versetzen würde, der, blos nach seiner äußerlichen Erscheinung betrachtet, den Wunsch und die Absicht, mich von sich zu entfernen, noch mehr rechtfertigen würde. Jetzt kann ich mich wenigstens mit der Beruhigung von Ihnen trennen, daß ich mit aller möglichen Kraft und Selbstbeherrschung den Rath, den Sie mir in Ihrem letzten Briefe gaben, befolgt und nicht mich, sondern die Natur der Verhältnisse anzuklagen habe, die einmal gelöst nicht wieder verknüpft werden können, ohne sichtliche und fühlbare Spuren der Veränderung zurückzulassen.

Ob noch besondere äußere Umstände Ihnen und den Ihrigen meine Entfernung wünschenswerth machen, habe ich nicht das Recht zu fragen. Aber es ist meine Pflicht zu bedenken, was in solchen

Fällen die Nothwendigkeit von mir fodern würde und mich gegen Das zu waffnen, was, wenn es unvermuthet nahte, mich wehrlos unterdrücken könnte. Es kann eine Zeit kommen, wo ich noch weiter von Ihnen getrennt sein werde als jetzt, meine geliebte Adelheid, wo die glühende Liebe, die ich jetzt für Sie empfinde, nach der gewöhnlichen Ansicht ein Verbrechen scheinen wird, wo Das, was seit langer Zeit das einzige Ziel meiner Wünsche und Gedanken war, woran ich das Leben meines Geistes knüpfte und woraus ich das meines Herzens schöpfte, kalt und fremd als das Eigenthum eines Andern und Glücklichern vor mir stehen wird. Ich habe mich früher über Das, was ich in einem solchen Falle thun und empfinden würde, getäuscht und der menschlichen Natur eine übermenschliche Kraft zugetraut. Jetzt, da mich schon der bloße Gedanke einer solchen Möglichkeit in Verzweiflung bringt, fühle ich, daß die Wirklichkeit selbst, wenn sie mich in meiner jetzigen unverwahrten Lage überraschte, mein Tod sein würde. Künftig, wenn ich durch eine längere Entfremdung und Entwöhnung von Ihrem Umgange und Anblicke dahin gekommen bin, Sie wie Cäcilien für gestorben zu halten und die

Erinnerung an Sie nur wie ein schönes, seliges Traumbild aus einer bessern Welt anzusehen, werde ich vielleicht im Stande sein auch in dieser Rücksicht, wie ich es immer in jeder andern that, Ihr Glück höher zu schätzen als meinen Schmerz, und Ihrenthalben selbst Den zu lieben, der vom Schicksale begünstigter war als ich, wenn ich ihm auch den Preis der Liebe und Treue über mich nie zugestehen werde.

Sie werden in der scheinbaren Ruhe, womit dieser Brief geschrieben ist, gewiß keine Kälte, noch weniger Unmuth sehen, meine liebe Adelheid! Es ist das letzte mal, daß ich mit Ihnen spreche; ich stehe an dem Grabe, worin ich selbst das Liebste und Einzige, was ich auf der Welt hatte, zu versenken gezwungen bin. In solchen Augenblicken nimmt der Schmerz oft die Farbe der Unempfindlichkeit an. Ich habe nichts weiter zu verlieren, deshalb kann ich so fest und sicher in die Zukunft hinaussehen. Daß ich keinen Unwillen gegen Sie hegte, muß Ihr eigenes Betragen gegen mich Ihnen zusichern. Seit ich in Ihrem Hause ein neues Leben zu beginnen suchte, haben Sie mir nur ein einziges mal Schmerz gemacht, und selbst dieser

Schmerz war mir theuer, weil seine Veranlassung ein Zeichen Ihres Vertrauens zu mir war, und mir bewies, es sei Ihnen drückend, mich für anders halten zu müssen, als ich Ihnen erschien. Die zarte Milde, womit Sie mich in manchen Augenblicken der letzten Zeit behandelten, macht es mir freilich doppelt schwer, Ihnen jetzt ein ewiges Lebewohl zu sagen; aber es ist besser mit den bittersten Schmerzen, aber versöhnt zu scheiden, als ruhig, aber mit Haß oder Unmuth. Gerade jetzt, da ich dieses schreibe, tönt Ihr Gesang durch die Dunkelheit zu mir herüber. Es macht mich unaussprechlich wehmüthig, Ihre geliebte Stimme, die mir die schönsten Erinnerungen meines Lebens wie Träume aus alter Zeit vorüberführt, eben in diesem Augenblicke noch einmal zu hören. Sie tönt mir wie aus dem Himmel oder wie aus dem Grabe, und es scheint mir, als ob Sie dasselbe mit mir fühlten und auch mir ein letztes freundliches Lebewohl zurufen wollten. Auch ist gerade heute der Tag, an dem ich vor drei Jahren, wenige Tage vor meiner ersten Erklärung, im unseligen Selbstbetruge ganz von Ihrer Liebe versichert, die Fülle meines Glücks und meine süßen Hoffnungen mir zum ersten male in meinem

Tagebuche zu gestehen wagte. So scheint es, als ob ich diese lange, verderbliche Täuschung gerade an demselben Tage durch ewige Entsagung und Entfernung abbüßen soll.

Sie selbst werden meinen Entschluß billigen und mich nicht davon abzubringen suchen, denn er steht fest und unerschütterlich. Die Liebe muß uns freilich über das Leben gehen, aber die Achtung unserer selbst, ohne die keine wahre Liebe gedacht werden kann, muß uns noch mehr sein als die Liebe. Sie sehen, daß die Verhältnisse mir in Ihrem Kreise nicht mehr die Stelle erlauben, deren ich einst für würdig gehalten wurde. Deshalb ist es meine Pflicht, solchen Verhältnissen auszuweichen, die, so nothwendig sie sein können, mein reines Bewußtsein kränken. Auch Ihnen werde ich durch diese freiwillige, von keiner innern Bitterkeit begleitete Entfernung manches unangenehme Gefühl ersparen, das ich bei Ihnen bemerkte, so oft ich mich verletzt fühlte. Ich habe wie eine schwere, dunkle Last an Ihrem leichten hellen Leben gehangen, und dieser Gedanke hat mich oft betrübt, ohne daß ich Kraft hatte, seinen Grund aufzuheben. Jetzt werde ich nicht ferner Ihre Ruhe stören, Ihre Heiterkeit

trüben, Ihre Freuden verkümmern, Ihren Neigungen, wenn auch nicht hemmend, doch verletzend entgegentreten. Vielleicht werden die wenigen angenehmen Augenblicke, die ich Ihnen verschaffen konnte, weil die Denkmäler davon in Ihren Händen bleiben, im Stande sein, die vielen unangenehmen Erinnerungen an mich, die ja schon als bloße Erinnerungen weniger verwundend und weniger dauernd sind, bald aus Ihrem Herzen ganz zu verdrängen.

Am 26. Mai.

Meine innere Bewegung hatte mich gestern so ermattet, daß ich meine letzten Worte auf diesen Morgen verschieben mußte. Heute schreibe ich Ihnen mit einem zwar sehr wehmüthigen, aber doch wunderbar gestärkten Gefühle, das aus einem ganz seltsamen Vorfalle entspringt. Als ich heute erwachte, fand ich die silberne Kette, woran ich seit mehrern Jahren eine Locke von Ihnen trage und die ich nie von mir ließ, an meinem Halse zerrissen, ohne eine gewaltsame Ursache muthmaßen zu können. Schon häufiger habe ich in meinem Leben bei Handlungen oder Entschlüssen, die auf meine Zukunft bedeutenden Einfluß hatten, solche

geheimnißvolle Auffoderungen und Zustimmungen bemerkt, und ohne auf solche Andeutungen viel zu bauen, bin ich doch heute durch dieses unerklärliche Zusammentreffen tief ergriffen worden, da mir schon gestern Ihr Gesang, den ich zum ersten mal deutlich über den Garten her tönen hörte und die Uebereinstimmung zweier Tage, die sich in zwei verschiedenen Extremen so ähnlich waren, verborgene Winke des Schicksals schienen.

So will denn vielleicht auch jetzt eine höhere Macht unsere Trennung, und ich folge nicht meinem Entschlusse, sondern der dunkeln Nothwendigkeit, die ihn leitet. Und wenn es wirklich ein Wink des Himmels ist, so wird er mich auch vor dem wilden Schmerze der erstickten Leidenschaft, vor der Kälte und dem Spott der Verzweiflung bewahren und uns Allen auf dem Wege, wohin er mich führte, Beruhigung, Versöhnung und Frieden geben. Schon zwei mal bin ich von Ihnen geschieden mit dem Glauben, Sie nicht wiederzusehen; aber nie stand mir die Nothwendigkeit so klar vor dem Geiste, nie wußte ich so bestimmt, daß es eine Trennung auf ewig sei, als jetzt, da ich Ihnen so nah bleiben und doch so fern sein werde. Ich darf Ihr Haus

nicht wieder betreten, das mir wegen schmerzlicher und süßer Erinnerungen so theuer geworden ist; ich muß die Kreise vermeiden, wo ich Sie so oft mit freudiger Erwartung zu finden hoffte, selbst den stillen Platz muß ich aufgeben, der mir ihrethalben so lieb zu werden anfing. Es wird eine schreckliche Oede in meinem Herzen entstehen; meine Gedanken, deren einziges Ziel Sie waren, werden verstört umherschweifen; mein Gefühl wird sich empören, wenn es das Einzige, Das, was ihm nicht fremd und gleichgültig war, verleugnen soll; die Erinnerung muß ganz aus meinem Geiste verschwinden und die Hoffnung über einer leeren bodenlosen Kluft einen neuen schwankenden Grund legen, um von dort noch einmal kärgliche Keime aus den zerstörten Wurzeln zu treiben. Mein Leben wird keinen Anfang, meine Zeit keinen Maßstab, mein Handeln keinen Zweck haben. Aber wenn ich die Kraft habe, meinen Entschluß auszuführen, sowie ich sie jetzt in mir fühle, so werde ich auch seine Folgen zu ertragen und zu besiegen wissen.

Leben Sie wohl, meine geliebte Adelheid! Tausend Dank für die schönen Augenblicke, die Sie mir zuweilen wie Sterne mitten in der Nacht er=

scheinen ließen, tausend Dank für die Liebe, die Sie mir einflößten, soviel Schmerz sie mir auch gab. Ach, von Ihnen war mir ja Alles theuer! Wenn Sie vielleicht einst finden, daß ich doch wol mehr werth war als mein Aeußeres verkündete, daß ich Sie treuer geliebt habe als Sie es glaubten und daß ich größere Schmerzen um Sie gelitten habe, als Ihre aller Leidenschaft fremde Brust ahnen und begreifen konnte, so erinnern Sie sich meiner zuweilen mit weichem Herzen. Sie darf ich darum bitten, weil Sie mich nicht liebten; o Gott, muß ich es mir nicht vielleicht verbieten, weil ich Sie liebe? Nein, ich kann und werde Sie nicht vergessen, ich will mein Leben nicht so arm machen, daß ich ihm auch noch seinen Glauben und seine Götter nehme. Aber diesen zerstörenden, herzzerschneidenden Schmerz Ihrer Nähe muß ich vermeiden, diese täglich und stündlich angeregte Erinnerung einer schönen Zeit, diese immer steigende Furcht vor einer baldigen noch schrecklichern Lage, die mich in einen schauerlichen Abgrund stürzen könnte. Sie müssen meinen Blicken und meiner Stimme ebenso unerreichbar sein, als meiner Liebe, und das Wenige, was ich von Ihnen besitze, muß

mir künftig die einzigen Zeichen Ihres Lebens geben. Was Sie mir einst versprachen, haben Sie wol längst vergessen; ich durfte Sie nicht daran erinnern und muß nun also auch Das entbehren, was mich um ein Glück reicher gemacht haben würde. Warum kann ich nie aufhören, die Freundschaft nach dem Maßstabe der Liebe zu messen und mich mit dem Gedanken zu quälen, wie schnell Sie etwas von mir erhalten würden, warum Sie mich gebeten hätten!

Leben Sie wohl zum letzten mal! Ich muß diesen Brief schließen und kann doch das Ende nicht finden, wenn ich bedenke, das er meine letzten Worte enthält. Noch einmal werde ich Sie sehen und mit Ihnen sprechen. Wie wird mir dann zu Muthe sein? Es ist schrecklich von einem lebenden über Alles geliebten Wesen so Abschied zu nehmen, als stände man an seinem Grabe, und dann den Schleier herunterzulassen vor dem theuern Bilde, um ihn nie wieder zu heben. Aber auch das muß ertragen werden, wie schon so Vieles ertragen ist, und ich will nicht mit vergeblichen Klagen auch Ihnen noch das Herz weich machen, da es mir vor Wehmuth fast brechen will. Und sollten wir uns

auch nie wieder sehen, einen Ort weiß ich, wo wenigstens unsere Gedanken so freundlich und vertraulich wie in vergangenen Tagen sich treffen werden — das ist Cäciliens Grab. Als ich Sie vorigen Michaelis verließ, brach ich dort einige Rosenknospen aus einem längst verwelkten Kranze, den gewiß Sie um das Kreuz gewunden hatten. Vielleicht finde ich auch künftig dort solche Zeichen Ihres Lebens und Ihrer Sorgfalt, und der theure Schatten wird mir gern die Gaben gönnen, die ich aus Ihrer Hand schon lange nicht mehr zu empfangen gewohnt war. Leben Sie wohl! Sie, mit der meine Liebe zu Ihnen begann, soll auch das letzte Wort meiner Liebe an Sie sein. Leben Sie wohl, meine einzige holde Geliebte. Zum letzten male nenne ich Sie mein! Wen werde ich je nach Ihnen mein nennen?"

Im Juli desselben Jahres (1816) berührte den Dichter aufs schmerzlichste ein plötzlicher Todesfall, der sich in seiner unmittelbaren Nähe ereignete und einen Kreis ihm liebgewordener Menschen in tiefste Trauer versenkte. Schon lange peinigte er sein Gemüth mit düstern Ahnungen und Todesgedanken, und auch

dieser Vorfall schien ihm eine dieser schlimmen Vorbedeutungen zu sein. Dieser Todesfall betraf eine Person, zu der ihn, welcher einmal ohne einen Gegenstand seiner Huldigung und Liebe nicht leben konnte, eine neu aufkeimende Neigung hingezogen zu haben scheint. Die Umstände, welche diesen Trauerfall begleiteten, und die Empfindungen, die er in ihm und den zunächst daran betheiligten Personen erweckte, malt Schulze in seinem Tagebuchblatt vom 17. Juli 1816 mit einer großen Kraft der Schilderung, aber auch mit einer fast peinlichen Genauigkeit aus. Das betreffende mit interessanten Selbstbekenntnissen schließende Tagebuchblatt beginnt:

„Noch nie habe ich den Tod so plötzlich in die Mitte des heitersten Lebens treten sehen, als in diesen Tagen. Die Begebenheiten, die sich äußerlich so wunderbar verketteten, scheinen auch auf mein Inneres eine tiefe Wirkung gehabt zu haben, deshalb will ich sie mir noch einmal klar vor Augen stellen."

Der Dichter erzählt nun, wie der Bauinspector S. aus Hildburghausen, ein Mann von den liebenswürdigsten Eigenschaften des Geistes und

Herzens, nach Göttingen gekommen sei, um hier eine Familienangelegenheit in Ordnung zu bringen. Er kam in Begleitung seiner Mutter, seiner Schwiegermutter und seiner Schwester Thekla, Letztere, wie Schulze sagt, „ein heiteres, argloses, gesprächiges und geschäftiges Wesen, mit einer hübschen Gestalt, einem frischen Geiste und einem warmen Herzen, das ohne Gefallsucht Jeden erfreute, ohne Absicht sich Jedem traulich näherte". Der Dichter fährt dann fort:

„Die heitere Gesellschaft fand bei ihrer Ankunft den Tod im Hause. Ein Herr v. Schwarzhof aus Kurland, ein junger liebenswürdiger Mensch und unser Hausgenosse, erhielt einen gefährlichen Stich im Duell und starb als sie kaum die Schwelle betreten hatten. Sonderbar ist eine Vorbedeutung dieses Antreffens, die indeß vielleicht weiter hinausdeutete. Als die Reisenden Mühlhausen, ihr letztes Nachtquartier vor Göttingen, verlassen wollten, und die Mutter und Thekla bei Anbruch des Tages, während sie die Pferde erwarteten, auf die stille, menschenleere Straße hinaussahen, war das erste menschliche Wesen, das sie bemerkten, ein Todtengräber mit einer Leichenbahre. Man hat den Glau-

ben, daß Der, dem zuerst am Morgen dergleichen aufstoße, im Verlauf des Tages eine Leiche antreffen werde, und diesmal bestätigte sich dieser Glaube. Auf die Bitte meines Freundes B. aus Kurland, der, wie man sagte, schon seit vorigem Sommer mit Thekla in einem mehr als freundschaftlichen Verhältnisse stand, flocht sie den Kranz aus Lorbern, Myrthen und Cypressen, der auf den Sarg gelegt und dann von den Verwandten oder Freunden des Verstorbenen aufbewahrt zu werden pflegt. Sie wußte nicht, daß sie ihren eigenen Leichenkranz geflochten hatte. Als sich das Düstere, das der Tod über jedes Haus verbreitet, worin er einen, wenn auch uns nicht Angehörigen traf, sich etwas zerstreut hatte, verband sich ein Theil der Hausbewohner mit der angekommenen Familie zu einem recht angenehmen, geselligen Kreise. Der kleine hübsche Garten hinter dem Hause bot uns die Gelegenheit zum fast beständigen und doch für keinen Theil lästigen Beisammensein und manche heitere Feste, die sich oft bis tief in die Nacht ausdehnten, schienen ein immer engeres Verhältniß zwischen B. und Thekla zu begünstigen und auch begünstigen zu sollen. Wir bildeten endlich nur eine Familie, und

auch ich, den man sehr lieb gewonnen hatte, erhielt gerade aus dieser Ursache die Gewalt über mich, die Nachwehen eines tief verletzten und weder freundlich noch völlig geheilten Herzens zu vergessen und mich einer lebensfrischen Fröhlichkeit zu überlassen. Ich war gern in Thekla's Gesellschaft, weil sie keinen großen Aufwand von Geist foderte und doch auf eine milde und angenehme Art den Geist befriedigte. Solche Verhältnisse sind wie laue, heilsame Bäder, die den Kranken nicht durch plötzlichen Reiz später erschlaffen, sondern ihn allmälig aber sicher kräftigen und wiederherstellen. Trotz des häufigen Regens benutzten wir doch mit fröhlicher Genügsamkeit jeden heitern Augenblick uns im Freien zu treffen, und ich hatte mich ganz daran gewöhnt, in jeder geschäftsfreien Stunde irgend Einen aus unserm Kreise, und am häufigsten Thekla, im Garten zu finden. Dieses gab ein angenehmes Gleichgewicht zwischen Arbeit und Zerstreuung, bei welchem ich anfing, mich sehr wohl zu befinden, sodaß ich, als die Trennung näher kam, fühlte, diese Zeit sei seit fünf Jahren für mich die erste ruhige, heitere und ganz leidenschaftslose gewesen.

Es war ein verderbliches Gewitter in dieser Stille

verborgen und ich fühle, daß ich kein Glück im Leben haben soll, wenn ich es nicht mit doppeltem Schmerz verzinsen will. Wie der menschliche Leichtsinn oft die hellen und leichten Umrisse freundlicher Verhältnisse mit den dunkelsten Farben interessant zu schattiren sucht und das Ernste zum Spiel macht, um dem Spiele den Ernst der Harmonie zu geben, mischten auch wir oft in der Unterhaltung Tod und Leben untereinander, wozu manche Beziehungen uns Veranlassung gaben. Eine Zigeunerin hatte schon vor langer Zeit Thekla in diesem Jahre den Tod verkündigt; auch sollte nach der Vorhersagung eines italienischen Astronomen am 18. dieses Monats — der Untergang der Welt eintreffen. Ueber diese und ähnliche Gegenstände scherzten wir im fröhlichen Gefühl der Gesundheit und des heitern Lebens; aber man sollte darüber nicht scherzen, da der Abend den folgenden Morgen nicht kennt. So wurde nicht einmal Das erfüllt, was ich neulich gegen Adelheid äußerte, als ich von meiner fröhlichen Stimmung und den Ursachen derselben sprach. Ich sagte, es würde mir lieb sein, am 18. mit der Welt unterzugehen, weil der Tod mich dann in voller Freude treffen würde. Nur anderthalb

Tage nachher und noch drei Tage vor dem bedingten Termin war alle diese Freude schon in den bittersten Schmerz verwandelt. So thöricht ist jede Hoffnung und so gerecht jede Furcht, selbst die des Traurigsten mitten im Freudigsten.

Seit einiger Zeit war unsere Gesellschaft durch eine neue interessante Erscheinung vermehrt und verschönert. Eine jüngere Schwester Thekla's, die mit dem geistreichen S. verheirathet ist, eine Frau, die durch Schönheit, Zartheit, Jungfräulichkeit und lebendiges Gefühl anzog und durch trauliche Unbefangenheit den sich Nahenden viele Stufen der Annäherung auf einmal überschreiten ließ, brachte jene anmuthige Lebendigkeit in unsern Kreis, wenn Jeder ohne Eifersucht zu gefallen, nicht blos eigennützig zu genießen sucht. Sie sollte unserer Heiterkeit den höchsten Glanz geben, damit uns die Nacht desto schwärzer scheinen möchte.

Am Montag Morgen um 7 Uhr war die Abreise bestimmt. Die ganze vorige Woche hatten wir uns fast gar nicht getrennt und besonders jeden Abend sehr vergnügt auf dem Zimmer miteinander gefeiert, da das veränderliche Wetter die vielen Landpartien und Spaziergänge hinderte, die wir

uns vorgesetzt hatten. Besonders beklagte sich Thekla, daß sie nicht einmal auf den Kirchhof gekommen wäre, um Schwarzhof's Grab zu sehen, da sie doch täglich hätte hingehen wollen. Hierzu konnte indeß nicht Rath werden, denn es war oft die Rede davon, daß sie hierbleiben sollte. Auch ich redete ihr zu und versicherte ihr scherzhaft feierlich, daß sie uns nicht verlassen würde. Sowol ihr Wunsch als auch meine Versicherung ist eingetroffen, anders als wir es meinten.

Am Freitage vertheilte ich Stammblätter, denn es ist ja möglich, sagte ich, daß wir uns niemals im Leben wiedersehen. Wir waren den Abend sehr fröhlich und ich suchte die Wehmuth, worin mich der Gedanke an die baldige Trennung versetzte, unter Scherz zu verbergen. Deshalb schlug ich vor, daß wir Alle, die zugegen wären, bei der Abreise der Freunde uns Wagen miethen und schwarzgekleidet, mit langen Trauerflören wie hinter unserm begrabenen Freunde hinterher fahren wollten. Alle, die zugegen waren, haben heute auf die Art, wie ich es bestimmte, Thekla's Sarg begleitet.

Am Sonnabend Nachmittag waren wir im Garten und pflückten Rosen. Ich rühmte ihre

Schönheit und die S. sagte: Schade, daß sie so kurz blühen. Sie blühten noch, als ihre Schwester verblüht war. Am Abend konnte die Fröhlichkeit anfangs nicht rechten Raum gewinnen, weil fremde Gesellschaft uns störte. Später wurden wir heiterer und endlich ausgelassen. Auch sang Thekla, und ihr letztes Lied war Schiller's „Thekla, eine Geisterstimme". Die Guitarre stand ebenso wie sie sie hingesetzt hatte und das Musikblatt lag noch daneben, als sie schon als eine Leiche auf dem Ruhebette lag. Als wir uns trennten versprachen wir, bei der Abreise keinen Abschied voneinander zu nehmen. Wir Alle haben ihr und sie uns dies Versprechen gehalten.

Am Sonntag kam ich gegen 1 Uhr in ihr Zimmer. Sie blühte wie eine Rose, klagte aber über Kopfschmerz und Uebelkeit. Das freut mich, sagte ich, denn dann können Sie morgen nicht reisen. Der Himmel hüte uns vor unglücklichen Worten, denn sie erinnern das schlummernde Schicksal oder sie reizen es zum Zorn, weil es ihm scheint, als wolle der Mensch mit ihm scherzen. B. verschrieb ihr einige Pulver und ich sagte: Wohlan, jetzt kannst du dein Meisterstück machen. Dann wollte

auch ich mein Heil in dieser Cur versuchen und dictirte ihr zum Recept einige Stunden Nachmittagsschlaf und einen starken Kaffee. Sie sollen sehen, daß ich Alles verschlafe, sagte sie. Ja wol, sie hat Alles längst verschlafen!

Als wir sie um 1 Uhr verließen, um zu Hrn. v. Humboldt zu gehen, der uns zum Mittagsessen eingeladen hatte, fand sie sich fast ganz wiederhergestellt, und B. rieth ihr deshalb, die Arznei gar nicht zu nehmen, oder wenn sie es doch wolle, nur den vierten Theil. Wir gingen fort und sie ermahnte uns, sobald wie möglich wiederzukommen, damit wir den Abend noch recht fröhlich miteinander genießen könnten. Ihr letztes Wort zu mir war: sie könne nicht glauben, daß ich jemals ernsthaft, viel weniger traurig aussehen könne. Sie hat es nicht gesehen, daß ich am andern Morgen bei ihrer Leiche weinte.

Nach 5 Uhr kam ich nach Hause. Man sagte mir, Thekla habe nach Mittag B.'s Arznei trotz seinen Verbots in kurzen Zwischenräumen ganz genommen und befinde sich vom häufigen Erbrechen, das darauf gefolgt sei, etwas ermattet. Man muthmaßte indeß nichts als eine kleine Unpäßlichkeit und

setzte die Anstalten zur Reise fort. Ich erhielt meine Stammblätter; die Mutter hatte auf das ihrige geschrieben: «Zur Erinnerung an so viele fröhliche Stunden im Kreise unserer hiesigen Freunde.» Es waren kaum zwölf Stunden vor dem Tode ihrer Tochter.

Oben bei dem Bruder waren die Freunde zum Abschiedsmahle versammelt; die Frauen kamen und gingen, weil noch Manches zu besorgen war. B. hielt sich meistens bei Thekla auf und hatte schon durch Gegenmittel ihre Uebelkeit gestillt, obgleich die Mattigkeit zurückblieb. Ich befand mich häufiger unten und half der Mutter und der S. beim Einpacken, weil ich traurig und für die Gesellschaft nicht gestimmt war. Die S. warf mir mehrmals mein stummes Wesen vor und bat mich recht freundlich, am letzten Abend doch noch vergnügt zu sein. Es war mir aber unmöglich, meinen Trübsinn zu erheitern.

Ich blieb bis um Mitternacht bei der S. und sah auch Thekla noch, die man aus einem andern Zimmer hereingebracht hatte. Sie war aus Ermattung ein wenig eingeschlummert, und ich konnte deshalb nicht mehr mit ihr sprechen. Wir trennten

uns indeß ohne alle Besorgniß, und als ich hinaufging klangen noch die Gläser ganz fröhlich auf dem Zimmer des Bruders. Ich mochte nicht mehr trinken und entfernte mich, um mich zur Ruhe zu legen. Mit mir ging auch die übrige Gesellschaft.

Als ich ungefähr um halb fünf Uhr erwachte, hörte ich ein durchdringendes Geschrei, konnte aber, da ich noch halb im Schlafe war, nicht unterscheiden, ob es Lachen oder Wehklagen war. Und doch kam mir wie ein Blitz vom Himmel, ungerufen und plötzlich erscheinend und ebenso schnell und fast vergessen wieder entschwindend der Gedanke: das ist ein Geschrei als ob Thekla todt wäre. Daß er ohne Reflexion, ohne Folgerung, ja fast ohne Bewußtsein entstanden war, zeigte sich auch darin, daß er ohne Wirkung, ohne den mindesten Eindruck von andern gleichgültigen verdrängt wurde, und mir erst später wieder wie ein Traum vor die Seele trat. Zugleich sah ich mit Wohlgefallen einen frühen, matten, aber milden Sonnenschein auf den Dächern ruhen, der sich allmälig und leise wieder verlor. Gleich darauf trat das Mädchen in meine Kammer und sagte: «Erschrecken Sie nicht, Fräulein Thekla ist eben gestorben!»

Mein erster Gedanke war nur ein verwirrtes, allgemeines Bild des ganzen Jammers, mein zweiter fiel auf B. Von seiner Hand hatte seine Geliebte den Tod empfangen! Ich sprang auf und warf mich in die Kleider, ungewiß, ob ich hinuntergehen oder bleiben sollte. Endlich ging ich und erfuhr die nähern Umstände. Sie hatte wenig schlafen können und über immer zunehmende Ermattung geklagt. Um 3 Uhr waren Hände und Füße kalt geworden, nach einem Fußbade hatte sie sich wieder wohler gefühlt. Bald darauf waren Beängstigungen und Verwirrung der Sinne eingetreten, ohne Verlust des Bewußtseins. Jetzt hatte man schnell B. heraufgerufen. Ihn hatte sie noch erkannt, mit ihm gesprochen und Arznei von ihm gefodert. Er hatte sie ihr gegeben und sie war gleich darauf in seinen Armen gestorben. Die übrigen Aerzte, die herzugerufen wurden, fanden sie schon todt. Es war ungefähr eine halbe Stunde nach ihrem Tode, als ich sie sah, und doch hatte sie sich schon so verändert, daß ich keinen Zug von ihr wiedererkannte. Ihre Farbe und die Form des Gesichts erregten in mir den fürchterlichen Verdacht eines Misgriffs bei der Mischung der Arzneien; denn nach B.'s Vor=

schrift war es nicht möglich, daß selbst die ganze Dosis auf einmal genommen von tödtlichen Wirkungen hätte sein können. Ich saß lange an ihrem Bette und betrachtete sie mit unverwandten Augen, und da konnte ich deutlich sehen, wie von Minute zu Minute ihr Gesicht sich immer mehr verwandelte und meinen Verdacht zu bestätigen schien. Es wird mir das Herz nicht weicher machen als es schon ist, wenn ich mir noch einmal alle die verschiedenen Gestalten dieses großen Schmerzes einzeln und deutlich vorüberführe, denn auch ich fühlte durch diesen Schlag meine alten Wunden geöffnet.

Die Verschiedenheit des ganzen Hergangs bei Cäciliens und Thekla's Tode konnte die Aehnlichkeit mancher Verhältnisse nicht aufheben, ja, sie diente noch dazu, meinen Kummer vielfacher und unausweichbarer zu machen. Cäcilie starb langsam und schon lange vorher beweint, Thekla schnell und so unerwartet, daß unsere Thränen sie nicht mehr im Leben erreichten. Bei jener, die im trüben Winter nach vielen Schmerzen allmälig hinwelkte, schien der Tod das Werk einer grausamen, aber berechnenden Nothwendigkeit, bei dieser, die er mitten im fröhlichen Sommer aus dem Kreise einer stillen, aber gemüth-

lichen Heiterkeit plötzlich fortraffte, das unbesonnene Spiel eines gesetzlosen Zufalls. Die Eine berechnete vorausahnend nach den zersprungenen Saiten ihrer Harfe die Tage, die ihr übrigblieben; aus der Andern sang die Stimme des Schicksals, ihr selbst unbewußt, wenige Stunden vor ihrem Tode das bedeutungsvolle Grablied. Cäciliens Grab ist mitten unter den Ihrigen, die ihr vorangingen oder folgten, und die Zurückgebliebenen pflegen es mit sorgfältiger Liebe; Thekla hat dort, wo sie ruht, keinen Freund, keinen Bekannten außer Dem, den sie erst dann sah, als sie den Kranz für seinen Sarg schon geflochten hatte. Aber Beide starben von Vielen geliebt und am meisten von einem Einzigen, dessen ganze Hoffnung mit ihnen unterging. Beide glichen sich im Alter, denn Cäcilie, wenn sie lebte, würde so alt sein als Thekla war, wie sie starb. So wurde ich doppelt, hier durch die Uebereinstimmung, dort durch den Contrast an mein eigenes Unglück erinnert.

Wenn uns Jemand plötzlich entrissen wird, ohne vorbereitende Furcht, ohne genügende Ursache, dann entsteht ein schrecklicher Kampf von Zweifel, Hoffnung und Verzweiflung, der in wenigen Stunden

nicht minder zerrüttet als ein allmälig zunehmender langsam verzehrender Schmerz. Wir konnten kaum den gewissesten Zeichen des Todes Glauben beimessen. Die Mutter war um das geliebte Kind ängstlich besorgt, sie deckte es warm zu, sie lauschte, ob der Athem nicht wiederkehren würde, sie kämpfte mit ohnmächtigen Mitteln gegen den Frieden des Todes. So starb ihr bei jeder vergeblichen neuen Bemühung auch die Tochter von neuem, und der durch die Beschäftigung gehemmte Schmerz brach wieder frisch und lebendig hervor, bitter durch die getäuschte Hoffnung, mannichfaltiger durch mancherlei erst allmälig sich ordnende traurige Beziehungen und Verknüpfungen, furchtbarer durch gerechte Besorgnisse nicht minder schrecklicher Folgen. Der Bruder, der seine Schwester sehr geliebt hatte, war wild und leidenschaftlich selbst in erzwungener Stille und Ergebung; so oft er das bleiche Gesicht der Todten ansah, wich alle seine Gewalt über sich selbst; er warf sich laut weinend über sie, küßte und umarmte den kalten Körper und rief laut den Namen der Geliebten, die ihn nicht mehr hörte. Die Schwester zeigte sich still und mild, sie weinte viel, aber selten laut, sie saß oft lange sinnend und

schweigend vor der Gestorbenen, als wolle sie die verschwindenden Züge sich noch zuletzt tief in die Seele drücken; dann schmückte sie fast freundlich, wie uns jeder schöne und milde Gedanke selbst im tiefsten Schmerz macht, den Körper mit Blumen und foderte mit zartem Gefühle mich und B. auf, das Gleiche zu thun, als wüßte sie, es würde ihrer Schwester lieb sein, von Denen die letzten Gaben zu empfangen, die sie im Leben lieb hatten.

Es gibt kein gewisseres Zeichen eines schönen Gemüths, als wenn der Schmerz verschönert. B. war verstört und betäubt; er weinte und schwieg und zeigte seinen Schmerz mehr in stiller Sorgfalt für die Todte als in nutzlosen Klagen. Vor dem Schrecklichsten, welches ich für ihn fürchtete, vor ungerechten Vorwürfen, die in einer solchen Lage, wo Jeder sich selbst anklagt, so leicht den Unschuldigen treffen, bewahrte ihn das Zartgefühl der Familie, die selbst neben ihrem eigenen Schmerz noch genug Mitleiden in sich fand, um auch ihn zu bedauern.

Das Unglück verbindet noch schneller und enger als das Glück, weil in einer Theilnahme an unerfreulichen Dingen jeder Egoismus verschwindet,

und wenn auch Freude und Gram Das miteinander gemein haben, daß sie offen und vertraulich machen, so fühlt sich doch zugleich bei jener das Herz frei und in sich fest, da es bei diesem weich und hülfsbedürftig wird. So konnten nun auch wir, die früher die Annehmlichkeiten des heitern Kreises getheilt hatten, uns jedes Recht anmaßen, das einem Familiengliede gebührt, und wir mußten es umsomehr, da uns allein bei wirklichem Mitgefühl dennoch die Besonnenheit geblieben war. Ich setzte mich bei der Leiche und suchte die Mutter und den Bruder zurückzuhalten, die alle Augenblicke kamen, um ihrem Schmerze an dem Anblicke der geliebten Gestalt neue Nahrung zu geben. Die Schwester hinderte ich nicht, denn ihr stiller, sie innerlich verzehrender Gram suchte eine Befriedigung, und so konnte das lange wehmüthige Anschauen der ihr so theuern Züge nur wohlthätig auf sie wirken.

So verging der Montag. Gestern hatte sich die erste Heftigkeit des Schmerzes schon etwas abgestumpft und die vielen Zurüstungen, die erfoderlich waren, da man dennoch heute reisen wollte, zertheilten den Geist auf eine heilsame Weise in mannichfaltige Richtungen.

Nach manchem Widerspruch erlaubte die Familie die Section, theils um sich selbst, theils um B. und die übrigen Aerzte zu beruhigen. B. unterzog sich in Verbindung mit dem Hofrath Stromeyer diesem für ihn fürchterlichen Geschäfte, da es ihm nicht minder fürchterlich schien, den Körper einer geliebten Person fremden Händen anzuvertrauen. Sie hatte die Augen halb offen, und als dieser erloschene Blick, der fast immer so lebendig und freundlich war, ihn starr angesehen hatte, war er bei seiner traurigen Beschäftigung in Ohnmacht gefallen. Man erhielt wenigstens den Trost, daß sich durchaus keine Spuren der Vergiftung zeigten, obgleich sich ebenso wenig andere genügende Ursachen des plötzlichen Todes fanden. Man hatte nur bemerkt, daß die deutlichen Keime einer von Erkältung entstandenen Krankheit früher oder später hätten ausbrechen müssen.

Diese Nachricht beruhigte uns Alle etwas, noch mehr aber die sonderbare Veränderung, die schon seit gestern Abend dem Gesichte der Leiche seine ganze Aehnlichkeit und einstige Freundlichkeit wiedergegeben hatte. Jetzt wurde sie geschmückt und mit frischen Rosen bestreut. Manche von denen, die

wir ihr gestern brachten, hatte sie selbst gepflückt. Heute begruben wir sie. Herzzerschneidend war der Anblick, als die Familie sich von der Leiche trennen sollte; denn erst dann tritt der ganze Gedanke des Todes ohne alle Täuschung und Schonung vor unsere Seele, wenn mit dem sichtbaren Bilde die körperliche Nähe verschwindet, und den Zurückgebliebenen nichts bleibt als die geistige ohne fühlbare Erwiderung. Die Mutter war gefaßter, aber die Schwester brach fast zum ersten male in laute Klagen aus. Sie lehnte sich an B.'s Brust und ergriff mich krampfhaft bei der Hand, als wolle sie wenigstens uns festhalten, die wir jene lieb gehabt hatten. Wir konnten sie nicht trösten. Als wir ans Grab gekommen waren, warfen wir die erste Erde auf den Sarg und kehrten schweigend zurück. Sie ruht zwischen Schwarzhof und Cäcilie, nur durch wenige Gräber von Beiden getrennt. Den Kranz, den sie selbst für Schwarzhof geflochten, gaben wir ihr in das Grab mit. Er war schon welk, aber wo hätten wir einen schönern finden können?

Nach dem Begräbnisse, während man unten die letzten Zurüstungen machte, hatte ich mich auf meinem Zimmer verschlossen, als ich leise klopfen

hörte. Ein wunderbares Ahnungsvermögen, das ich besonders in diesen Tagen sehr oft und sehr deutlich erprobt habe, sagte mir sogleich, es sei die S. Ich öffnete, und die schöne Frau, noch schöner durch ihre Trauer, stand halb jungfräulich schüchtern, halb offenherzig vertrauend in meiner Thür. Warum kommen Sie nicht ein wenig zu uns herüber, sagte sie, indem sie meine Hand ergriff, warum sind Sie so traurig? Sie weinen ja mehr als wir. Ach, ich habe viel verloren, antwortete ich wehmüthig. Das weiß ich, sagte sie sehr gerührt, deshalb können Sie auch unsern Verlust ganz empfinden. Dann umarmte und küßte sie mich und legte ihr Haupt weinend lange an meine Brust. Wollen Sie zu uns kommen? fragte sie endlich. Ich versprach es und sie ging. Das Mitleiden mit meinem eigenen Unglück, dessen Schmerz durch das ihrige erneuert wurde, hatte die herrliche Frau so zu mir hingezogen. Wie kann sich ein schönes und reiches Gemüth besser bewähren, als durch Mitgefühl am fremden Schmerze im eigenen? Schon gestern Abend näherte sie sich mir sehr freundlich und sie, der ich keinen Trost anzubieten wagte, wollte mich trösten. Sie versprach, sie

wolle mir ein Andenken von Thekla schicken und bat mich, für den Schmuck und die Pflege des Grabes zu sorgen. Auch heute vor ihrer Abreise wiederholte sie diese Bitte mehrmals, und sie kann versichert sein, daß, solange ich in Göttingen lebe, es dem Grabhügel nie an Blumen fehlen wird. Dann gab sie mir zwei Vasen voll Blumen, die Thekla noch selbst gepflückt und geordnet hatte. Erst die wenigsten waren verblüht, und doch war es schon der dritte Tag nach ihrem Tode. Auch sie werde ich unter so vielen andern verwelkten Zeichen eines verschwundenen Glücks sorgfältig aufbewahren.

Die Wirkung dieser ganzen Zeit auf mein Gemüth wage ich kaum mir selbst zu gestehen, weil eine klare Anschauung derselben das Ziel, worauf sich solange Zeit alle Gedanken und Handlungen meines Lebens richteten, zu verrücken und meiner ganzen Existenz ein neues Wesen und einen neuen Zweck zu geben droht. Und doch muß ich zuerst aufrichtig gegen mich selbst sein, wenn ich nicht Gefahr laufen will, Die zu täuschen, die ich so viele Jahre mit so uneigennütziger Treue, so unsaglichem Schmerz und so rücksichtsloser Aufopferung liebte. Zuerst nehme ich den Himmel zum Zeugen, daß

ich in jener ganzen Zeit die kälteste Gleichgültigkeit mit freundschaftlicher Wärme, die bittersten Kränkungen mit biegsamer Geduld, den grausamsten Undank mit neuen Bemühungen und Aufopferungen vergolten, den reizendsten Lockungen schönerer Verhältnisse auf eine fast beleidigende Weise widerstanden habe, um mich unverändert und ungetheilt Verhältnissen hinzugeben, die mir für Belohnung Schmerz, für Anhänglichkeit Zurückstoßung, für Ehre Verachtung, für Hoffnung Verzweiflung anboten. Aber wenn ich sehe, daß Andere mich lieben, mich achten, und die Ansprüche erkennen, die Charakter und Talente mir auf eine freundliche Auszeichnung geben, während dort mein gerechtes und nie unbescheidenes Selbstgefühl ungerecht und unzart gedemüthigt, meine Anhänglichkeit zur Erleichterung einer schonungslosen Vernachlässigung gemisbraucht wird; wenn ich fühle, daß in einem theilnehmenden Kreise mein Wille frei, meine Kraft gehoben, mein Geist heiter, meine Seele ruhig wird, während dort in dem Streite vielfacher Leidenschaften, Zweifel, Furcht, Hoffnung und Kränkung alle Fähigkeiten meines Innern fesseln, trüben, verwirren und zerrütten: dann erkenne ich, daß ich lieblos gegen mich

selbst, ungerecht gegen Andere und undankbar gegen Gott handeln würde, wenn ich für einen Wahn, für einen Wunsch, für eine Täuschung, so fest sie auch in den Tiefen meines Herzens gewurzelt ist, ferner solche Verhältnisse verschmähen wollte, die mich fähig machen, was mir erlaubt ist zu genießen, was man von mir hofft zu erfüllen, was ich vermag zu beweisen. Wie kann man je seines Lebens froh werden, wenn man selbst mitten in der Freude gezwungen ist, ängstlich zu untersuchen, ob Dieses oder Jenes nicht vielleicht, nicht dem innern sittlichen Gefühle, sondern jener kleinlichen und oft lächerlichen Norm zuwider sei, welche die engherzige Geselligkeit unserer Zeit nur für Solche erfand, bei welchen jene moralische Zartheit des Geistes entweder von jeher fehlte oder später verloren ging! Warum freuen wir uns, wenn selbst die Freude uns zur Arbeit werden soll? Gerade in der Vergessenheit der engen Schranken, womit die moderne Weichlichkeit und Verzärtelung des Gefühls den freien und kräftigen Geist umgeben hat, liegt der größte Reiz der Freude, weil sie sich dann als eine reine Blüte aus dem Schönsten am Menschen, aus seiner Individualität, ungezwungen, ungeziert und vielfarbig

entfaltet. Mein Charakter ist zu frei, zu offen, an Liebe zu reich und ihrer zu bedürftig, als daß es mir lange möglich wäre, in Verhältnissen zu leben, die jenen äußern Zwang nicht einmal durch innere Herzlichkeit vergüten.

Ich habe Alles für jenes Haus hingegeben, mein inneres und äußeres Glück, meine ganze Liebe und die ganze Kraft und Thätigkeit meines Geistes, ich habe allen Hoffnungen entsagt, die den Entwürfen der Familie hindernd oder lästig sein konnten, und doch war es nur eine kurze Zeit, wo sie fühlte, ich sei ihr etwas näher als ein ganz Fremder. Hier, wo ich mehr empfing als gab, ward ich gleich anfangs ungeprüft und unbewährt mit der freundschaftlichsten Aufmerksamkeit empfangen und in die engste Vertraulichkeit aufgenommen, da man mir doch billig wegen früherer Vernachlässigung hätte zürnen können. Wann hat man mir dort seit den zwei letzten Jahren die geringste Theilnahme an meinen Verhältnissen bewiesen, wann sich über meine Freude gefreut oder meinen Schmerz mitempfunden, wann mich nur mit der äußerlichen Achtung behandelt, die selbst jene Gesetze der Convenienz, denen man sonst so unbedingt dort huldigt, verlangen?

Hier wo man mir gar keine Rücksicht schuldig war, weil meine Verhältnisse Keinen auch nur entfernt berührten, hat man mir anfangs die größte Schonung und Zartheit, später das innigste Mitgefühl gezeigt und mich dadurch, daß man mich in seinem Kreise als etwas gelten ließ, fähig gemacht, auch wirklich darin etwas zu sein. Diese Gedanken drängten sich mir schon unwillkürlich während unsers fröhlichen Zusammenlebens auf und gaben mir mehr Stärke, den Entschluß durchzusetzen, den ich Adelheid in meinem letzten Briefe eröffnet hatte."

Mit diesen Worten schließt des Dichters Tagebuch, das uns für die bedeutsamste Periode seines Lebens ein an Kunde so reicher Führer war. Für die Zeit vom 17. Juli 1816, welchen Datum das Schlußblatt seines Tagebuchs trägt, bis zu seinem Todestage (29. Juni 1817), sehen wir uns, wenn wir einige Briefmittheilungen an Beaulieu-Marconnay und eine Anzahl in diese Zeit fallender Gedichte im „Poetischen Tagebuch" (Band 3 der Werke) ausnehmen, fast ausschließlich auf Mittheilungen von der Hand ihm nah verwandter oder befreundeter Personen angewiesen.

Im Herbst 1816 machte der Dichter eine Fußwanderung durch die Rhein= und Maingauen, und obschon sein Gemüth und Geist durch die auf dieser Reise gewonnenen Eindrücke in wohlthuender Weise belebt und erfrischt worden zu sein scheint, hatte er sich doch, wie immer um seine schon sehr angegriffene Gesundheit wenig bekümmert, mehrfach Erkältungen zugezogen, deren Folgen nur zu bald und in sehr bedenklicher Weise sich fühlbar machten. Der letzte Brief, den wir in seinem Nachlasse antreffen, ist aus Göttingen vom 20. Januar 1817 und an Beaulieu in Hildesheim gerichtet. Er bezieht sich zum Theil auf diesen Ausflug, wie auf das Project der italienischen Reise. Die bezügliche Stelle lautet: „Von meinem Leben kann ich Ihnen wenig sagen, weil Alles zu sehr den alten Gang geht. Die Reise, wovon ich in dem Briefe an A. geschrieben habe, hat mir eine Zeit lang Freude und innere Frischheit gegeben. Es war mir recht lieb, daß auch Sie im Sommer in denselben Gegenden gewesen waren, und ich habe Ihrer oft gedacht. Noch angenehmer würde es mir gewesen sein, zu erfahren, ob diese Reise Ihrer und J*** Gesundheit den Nutzen gewährt hat, den Sie sich davon verspra=

chen. Mich hat sie für den Augenblick recht stark und gesund gemacht; aber ich glaube doch, daß die rheumatischen Zufälle, wovon ich jetzt wieder geplagt werde, Nachwehen mancher zu großen Anstrengung oder vielleicht der Sorglosigkeit gegen Wind und Wetter sein mögen. Die plötzliche Veränderung der Lebensart trägt freilich auch dazu bei und besonders die unselige auf den Körper wirkende Spannung, die sich wol nie heben lassen wird, solange ich nicht auch die Ursachen derselben durch eine immerwährende Entfernung von Göttingen zu heben suche. Meine Hoffnung, hier einmal angestellt zu werden, ist ohnedem jetzt gänzlich verschwunden, und ich habe deshalb schon lange darauf gesonnen, mich in eine andere Lage zu versetzen. Das Nöthigste zu meiner einstweiligen Herstellung scheint mir eine langdauernde und mannichfaltige Reise zu sein, und ich habe mich deshalb entschlossen, künftigen Sommer nach Italien zu gehen, um dort vielleicht mehre Jahre zu bleiben. Ich fürchte nicht, daß der Plan, den ich dazu gemacht habe, fehlschlagen werde, so wenig ich es auch sonst gewohnt bin, daß es mir nach Wunsche geht. Freilich werde ich durch eine solche Entfernung viel verlieren, beson-

ders die Nähe meiner Aeltern und die Ihrige, die mir nicht minder werth ist; aber es trifft sich doch noch glücklich, daß ich gerade jetzt in Rom einige meiner vertrautesten Freunde finde, die mich das Heimweh weniger empfinden lassen werden. Wenn ich nur für mein ganzes künftiges Leben Ruhe dadurch erkaufen kann, so glaube ich meinem Vaterlande einst nützlicher werden zu können, wenn ich ihm eine Zeit lang entsage. Gott gebe, daß ich mich in meinen Hoffnungen nicht täusche."

Man sieht hieraus, wie wenig der Dichter die Ahnung davon hatte, daß er schon den Keim des bereits unabwendbaren Todes in sich trug. In den Gedichten, welche die Abschiedsklänge seiner Muse waren und den Schluß seines „Poetischen Tagebuch" bilden, drücken sich zwar zum Theil sehr ernste, selbst trübe und düstere Stimmungen aus, wie in den am 17. und 24. Januar und am 10. Februar 1817 niedergeschriebenen Liedern; aber doch sucht er sich immer wieder zur Mannheit und zur That emporzuraffen und eine eigentliche Todesahnung, eine Verzichtleistung auf ein künftiges Wirken und der Wunsch, daß der Tod seinem Leben und seinem Schmerze ein rasches Ende mache, sprechen sich

darin nirgends, und selbst nicht in dem Gedicht am Grabe Cäciliens (vom 17. Januar) in bestimmter Weise aus. Noch in dem am 10. Februar 1817 verfaßten Gedichte ruft er sich zu:

Was soll das junge Herz erkranken,
So lang es stark und muthig schlägt?

Und am Schlusse des Gedichts:

Im dunkeln Busen stürmt das Leiden,
Doch hell im Auge lacht die That.

Indessen sollte der Plan seiner Reise, auf die er so viele Hoffnungen setzte, nicht in Erfüllung gehen. Statt nach Italien, trat er im Sommer desselben Jahres jene letzte Reise an, von der keine Wiederkehr mehr ist.

Eine Freude sollte Schulze noch am Rande des Grabes werden. Im April 1816 hatte der Buchhändler Friedrich Arnold Brockhaus in Leipzig für sein Taschenbuch „Urania" außer andern Preisen auch einen für die beste poetische Erzählung ausgeschrieben. Als das schönste unter den eingesandten Concurrenzgedichten wurde von den Preisrichtern schnell und einstimmig „Die bezauberte Rose" erkannt, und als man die Devise eröffnete, fanden die

Preisrichter als Verfasser den ihnen noch wenig bekannten Namen: Ernst Schulze in Göttingen.*) Der Verleger beeilte sich, dem Dichter, welcher unter Brustleiden und Beschwerden mannichfacher Art diese in einem glücklichen Augenblicke erfaßte Dichtung in verhältnißmäßig kurzer Zeit wie mit einem Wurfe vollendet hatte, zu seinem Siege Glück zu wünschen. Aber je größer — um uns der eigenen Worte des Preisausschreibers zu bedienen — „seine (des Preisausschreibers) eigene Freude über diese zarte und duftige Blume, die in der deutschen Poesie unverwelklich bleiben wird, gewesen war, um so niederschlagender und wahrhaft schmerzlich war ihm die Nachricht, die ihm schnell darauf wurde, daß der Dichter — nicht mehr lebe und ihm nur wenige Tage vor seinem Tode die Nachricht von seinem Triumphe und der Anerkennung seines Talents zugekommen sei." Es war Ernst Schulze's Vater, welcher dem Verleger auf sein Schreiben mit dieser betrübenden Todesnachricht antwortete. In dem von

*) Das von Adolf Wagner, dem im Jahre 1835 verstorbenen bekannten Aesthetiker und Linguisten, verfaßte motivirte Urtheil der Preisvertheiler ist den frühern Auflagen der „Bezauberten Rose" beigedruckt.

dem Preisausschreiber unterzeichneten Vorworte zu dem Jahrgang 1818 der „Urania", in welchem die Dichtung zuerst abgedruckt wurde, heißt es: „Als unser Dichter die Nachricht von dem ihm zuerkannten Preise erhielt, war seine Empfänglichkeit zur Freude schon sehr gesunken, indessen erregte die Anerkennung seines poetischen Talents doch seine lebendigste Theilnahme." — „Den Hauch", bemerkt sein treuer Freund Bergmann, „der so süß durch seine Stanzen weht, hätte er jetzt lieber für einen freien Hauch aus seiner Brust vertauscht."

Ueber seine letzten Lebenstage berichtet derselbe Freund: „Bei einer von der Mutter ererbten Anlage zur Lungenschwindsucht begann diese nun (nach der Rheinreise) sich auszubilden. Von Göttingen kam die traurige Botschaft, daß sein Leiden bedenklicher werde. Er sehnte sich nach seiner Familie und diese nach ihm; mit allen Zeichen eines schon weit fortgeschrittenen Lungenübels kam er in Celle an. Ohne Hausarzt zu sein, war ich doch täglich um ihn. Seine Stimmung war niedergedrückt, aber immer mild und sanft; sein Geist war zwar noch frei und klar, aber der Flügel seiner Phan-

tasie war auf einmal gelähmt. Er war wie ein im Käfig zurückgehaltener Vogel, wenn zur Zeit der Wanderung seine Gefährten nach der wärmern Zone eilen. Und nur Ein starkes Verlangen, nur Ein warmer Wunsch hielt ihn wach in seinem beginnenden Geistesschlummer: die Sehnsucht nach Italien und die Freude an diesem Gedanken. Der geheime Trieb in seiner Brust, in der verstockten Lunge, freier athmen zu können, schuf den Gedanken und malte ihn aus zur Morgenröthe schönerer Tage. Die Ahnung des nahenden Todes kam nicht in seine immer ruhige Seele, er litt wenig, er seufzte kaum, er hoffte immer — doch hatte der Engel des Todes mit einem Finger längst seine Stirn berührt. Er, der wärmste Dichter unserer nördlichen Zone, mit seinem Alles in Liebe zerschmelzenden Gemüth, der in den Blumen der Erde die Sterne des Himmels und in den Sternen des Himmels die Blumen der Erde sah und fühlte, ward nun ganz kühl, kühl in dem poetisch warmen Element, das die Atmosphäre seiner Seele war."

Auf seine letzten Lebenstage bezieht sich auch folgende Mittheilung des Freiherrn von Schleinitz:

„Schulze schien bei seiner Rückkehr von der Wanderung in die Rhein- und Maingegenden im Herbste 1816 sehr gestärkt, seine Gesichtsfarbe war blühender und sein Gesicht stärker geworden. Allein diese Täuschung dauerte nur sehr kurze Zeit. Wenn ich nicht irre, schon Ende November hatte er in der Nacht einen heftigen Blutsturz, wahrscheinlich infolge eines sich öffnenden Lungengeschwürs. Die Krankheit trat gleich mit solcher Heftigkeit auf, daß man sich der Besorgniß nicht erwehren konnte, die sonst kräftige Natur Schulze's werde ihr erliegen, trotz der Sorgfalt und Erfahrenheit seines Arztes, des würdigen alten Stromeyer. Von diesem Zeitpunkt übernahmen Reck und ich seine Pflege, deren er sehr bedurfte und die ihm nur von Freundeshand werth und nützlich war. Einer von uns war stets um ihn. Ich verließ ihn kurz vor Ostern 1817, nachdem seine Stiefmutter, eine vortreffliche Frau, die Schulze als Mutter ehrte und liebte, in Göttingen angekommen war, um ihn mit sich nach Celle zu nehmen. Ich wollte ohne Abschied von ihm zu nehmen abreisen, da ich die feste Ueberzeugung hatte, daß ich ihn nie wiedersehen würde, und fürchtete, meiner innern Bewegung nicht Herr

zu sein und ihn zu beunruhigen. Indeß eine Auffoderung seiner Mutter, ihn noch zu sehen, und der Gedanke, daß meine Abreise ohne Abschied ihn doch auch aufregen werde, bewogen mich, ihm Lebewohl zu sagen. Auch ging die Abschiedsscene besser vor sich als ich besorgte. Er hatte so wenig Ahnung von seiner nahen Auflösung, daß ihm meine nicht ganz zu beherrschende Aufregung nicht auffiel und er mir zuletzt noch sagte: Du weißt, wie dankbar ich dir bin, ich werde dich bald von Celle aus in Braunschweig besuchen. Seinen Muth und seine Hoffnung konnte sein Siechthum nicht beugen; er zeigte sich auch während seiner letzten Krankheit meist heiter und gesprächig."

Schulze erlag seiner Krankheit in Celle, wohin er im Mai gebracht worden war, am 29. Juni 1817.

Ein paar Tage nach des Dichters Beerdigung — erzählt Bergmann — erschienen in der Dunkelheit des späten Abends zwei verschleierte weibliche Gestalten beim Todtengräber, ließen sich das Grab öffnen, legten in feierlicher Stille zwei Kränze darauf und verschwanden. Man hat niemals er-

fahren, welche Freundinnen des Dichters sein Grab geschmückt hatten.

Sein Bruder August schließt die kurze biographische Skizze über ihn mit den Worten: „Folgende Zeilen, welche er für den Grabstein seiner Cäcilie dichtete, finden auf ihn volle Anwendung:

Welkst du, liebliche Blume, zu zart für die Stürme der Erde,
Ach, so früh! dich nahm, der dich uns schenkte, zurück.
Doch uns lebt dein heiliges Bild im sehnenden Herzen,
Bis wir in Edens Flur himmlisch erblühend dich schau'n." *)

Zur Vervollständigung der Charakteristik des Dichters als Menschen werden nur noch wenige

*) „Durch eine seltsame Laune" — so erzählt J. W. Appell in einem vom «Bremer Sonntagsblatt» (1853, Nr. 52) mitgetheilten Aufsatze unter der Ueberschrift: «Gräber in Göttingen» — „liegt gerade neben Cäcilie ein «Ernst Schulze». Dies mag schon oft Irrungen veranlaßt haben, denn es wurde auf dem Grabstein nicht bemerkt, daß dieser Ernst Schulze der im Jahre 1761 geborene und im Jahre 1833 zu Göttingen gestorbene Professor der Philo-

Striche hinzuzufügen sein, die wir vorzugsweise aus seines vertrautesten Freundes Bergmann Mit-

---

sophie war, «Theophilus Ernestus Schulze de philosophia in Academia Georgia Augusta docenda meritissimus», und nicht der Dichter, der fern von seiner geliebten und gefeierten Cäcilie auf dem Friedhofe zu Celle ruht." Hierbei sei noch bemerkt, daß Cäciliens Grab durch einen einfachen aufrechten Stein bezeichnet ist, mit der Inschrift:

Cäcilie Tychsen,
geb. den 18. März 1794,
gest. den 3. December 1812.

Darunter befindet sich eine zerrissene Harfe, auf der Rückseite unter einer Rosenknospe die oben im Text mitgetheilten, von Ernst Schulze selbst gedichteten Verszeilen. Was Schulze's Grabstätte in Celle betrifft, so befindet sich diese in einem Zustande großer Verwahrlosung. Wie der Verfasser gegenwärtiger Biographie weiß, beabsichtigt der Verleger der Schulze'schen Werke, Heinrich Brockhaus — und hat bereits die nöthigen Anstalten dazu getroffen — sein Grab mit einem einfachen, aber des „Sängers der Liebe" würdigen Denksteine zu schmücken. Es möge hier an folgende bedeutungsvolle Stelle im dritten Gesange der „Bezauberten Rose" — seiner letzten Dichtung — erinnert sein:

Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes ist's, er gibt sein letztes gern,
Und wirst du einst, wer es gesungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur sein Grab zu sagen?

theilungen über ihn entlehnen. „Ein sinniges, gefühltes Mitdenken“, bemerkt Bergmann unter Anderm, „ein ruhiges, heiteres, mit Wenigem zufriedenes Mitleben war das Bedürfniß seines Herzens. Praktisch kannte er die Welt wenig. An irdischen Gütern hing seine Seele nicht. Die erste kleine baare Summe, die ihm die Muse schenkte, war der gewonnene Preis in der «Urania»; aber da stand schon der Genius mit der umgekehrten Fackel neben ihm. Ein süßer Kern war in seinem Wesen, ein heiterer Ernst; er konnte fröhlich sein, aber nicht ausgelassen. Scherz und Witz liebte er, aber keine Frivolität; sein Hang zur Satire war mehr epigrammatisch, aber ohne giftigen Stachel, mehr von der feinen Wieland'schen Art. Witz besaß er in einer ansprechenden Trockenheit. Alles Schöne und Süße, was das Farbenspiel der Seele hat und gibt, Alles, was darin opalisirt und perlmutterartig sich spiegelt, was aus den Facetten des Geistes strahlt und dann sich bricht, war ihm eigen und fühlte er durch. Er war nicht, was man gemeiniglich empfindsam nennt; er kokettirte weder mit sich noch mit seinem Talente, er war ungemein einfach, schlicht, im äußern Leben selbst nüchtern,

dabei brav und rein und keusch im Gemüth und Geist; eine kühle, saubere, reinliche Jungfräulichkeit der Seele war ihm eigen; er war gut, wahr und treu."

Bouterwek schildert ihn als einen Mann von edler Seele, voll männlichen Selbstgefühls, der nie sich selbst, am wenigstens seine Talente überschätzt habe; der verschlossen, aber unverstellt gewesen sei; kein philosophischer Geist, aber wahr in seinem Innersten, ein Todfeind der Lüge, des Trugs, der Schmeichelei und der Zweideutigkeit im Reden und Handeln; freigesinnt und ohne Furcht, fest und treu in der Freundschaft, standhaft bis zum Eigensinn in seinen Entschlüssen und verständig in allen gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens; sehr empfindlich gegen Beleidigungen, aber jede Rache in eigenen Angelegenheiten verschmähend; überhaupt wenig besorgt um sich selbst, zu wenig um sein äußeres Glück, desto bereitwilliger zu Aufopferungen und Entbehrungen, wo es galt ein Ziel zu erreichen, das ihm eines liberalen Mannes würdig schien.

Gegen solche Zeugnisse von Männern, welche diese Eigenschaften nicht hervorheben, weil sie des

Dichters Freunde waren, sondern Schulze's Freunde wurden, weil sie diese Eigenschaften in ihm erkannten, verlieren die mancherlei Selbstvorwürfe und Selbstanklagen des Dichters zum größten Theil ihre Beweiskraft, ja sie erhöhen noch seinen Werth. Auch sein Vater gibt ihm in einem an Friedrich Arnold Brockhaus gerichteten Brief das Zeugniß: „Sein moralischer Charakter war der liebenswürdigste, und Alle, die ihn kannten, liebten ihn von ganzer Seele." Die Schule der Selbsterkenntniß, welche der Dichter in sehr frühen Jahren durchmachte, ist auch die der Selbstreinigung. Seinen Charakter zu größerer Vollendung auszuarbeiten, dazu war ihm leider ein zu kurzes Dasein beschieden. Zudem hatte der Kreis der göttinger Verhältnisse, den er nur auf kurze Strecken durchbrach, um immer wieder dahin zurückzukehren, etwas zu Beschränktes und Einseitiges gerade für ein Gemüth wie Ernst Schulze's. Seine Natur war von Haus aus edel und rein angelegt. Jene Schwächen, die er sich in seinem Tagebuche und seinen Briefen so häufig selbst zum Vorwurfe macht, entsprangen zumeist wol aus der Art des damaligen Gesellschaftstons und aus der zu einseitig ästhetischen oder gelehrten, den praktischen Po-

stulaten und Verhältnissen des Lebens oft sehr zuwiderlaufenden Richtung der deutschen Universitätsbildung überhaupt. Schulze's Vorzüge waren sein eigen; seine Mängel, die er sich selbst vorrückt, theilte er mit den Meisten, welche die gleiche Bildungsschule durchzumachen in die Lage kommen. Seiner Hingabe an edle weibliche Naturen verdankt er das Süße, Edle und Reine, was seine Dichtungen wie sein Wesen kennzeichnet; doch erzeugte sie, im Bunde mit der damals herrschenden Romantik, auch eine vielleicht zu übermäßige Weichheit und Gefühlsschwärmerei in ihm.

Bei aller Selbstschätzung, dem gewöhnlichen Menschenschlage gegenüber, und bei aller oft überraschend scharfen und treffenden Auffassung und Beurtheilung oberflächlicher Naturen und gesellschaftlicher Gebrechen besaß Schulze eine ehrenwerthe, bei Dichtern nicht gewöhnliche Bescheidenheit. Er that sich nie genug und glaubte auch Andern nicht genug zu thun. Schulze gehörte nicht zu Denen, die sich einbilden, gleich mit dem ersten Wurfe Vollkommenes geleistet zu haben. Sein Vater bemerkt in dem oben erwähnten Briefe an Brockhaus: „Ueber seine Arbeiten äußerte er sich selten und

hielt mit selbigen sehr zurück, weil er noch immer daran viel zu erinnern hatte und auch den Schein der Prahlerei nicht leiden konnte." Aber gerade weil Schulze die größten Meisterwerke aller Nationen und Zeiten gründlich kannte, legte er auch einen strengen Maßstab an sich selbst. Ihnen eiferte er nach; mit der Mittelmäßigkeit zu concurriren, war nicht sein Ehrgeiz. Gerade die große Leichtigkeit, womit er producirte, und die ungemein geringe Mühe, die es ihm kostete, seine Gefühle in Verse zu bringen, machten ihn mistrauisch gegen sich selbst. Ihn beherrschte fortdauernd die Furcht, daß seine Werke bei der Nation keine Anerkennung finden würden, und dieser Gedanke (bemerkt Freiherr von Schleinitz) war für ihn und seine Freunde besonders schmerzlich. Sich durch von ihm beeinflußte Recensionen einen wohlfeilen ephemeren Ruf zu erwerben, daran dachte Ernst Schulze nicht. Schon einige Monate nach Vollendung der „Cäcilie", erzählt Freiherr von Schleinitz, war er mit diesem seinen Hauptwerke nicht mehr zufrieden. Seine Freunde wünschten, daß er sich zur Herausgabe seines Werks entschließen möchte, weil sie mit Recht davon einen günstigen Einfluß auf

alle seine Lebensverhältnisse erwarteten. Jedoch vergebens. In fester Consequenz der einmal von ihm verfolgten poetischen Anschauung sah er dieses Werk nicht sowol als sein Eigenthum, sondern als das der Tychsen'schen Familie an. Auch erwartete er wenig Erfolg davon, bei weitem nicht den, den die Dichtung wirklich gehabt hat. Der Applaus des großen Publicums kümmerte ihn nicht sehr. Ihm genügte der Beifall seiner nächsten Freunde. Und er hatte deren viele und treuergebene, wie auch er, was für sein edles Gemüth spricht, ihnen ein treuer aufrichtiger Freund war.

Schulze gehörte nicht zu den professionellen Dichtern, nicht zu denen, die ein literarisches Gewerbe aus der Dichterei machen. Es kostete ihm fast Ueberwindung, etwas drucken zu lassen, und als etwas sehr Verderbliches erschien es ihm, die Poesie zum Lebensberufe machen zu wollen. Freiherr von Schleinitz, der schon im Jahre 1811—13 während seiner ersten göttinger Studienzeit Schulze kennengelernt hatte, sich aber erst inniger an ihn anschloß, als er nach Beendigung des zweiten französischen Feldzugs zur Fortsetzung seiner Studien nach Göttingen zurückkehrte, theilt in dieser Hinsicht noch

Folgendes mit: „Als er einst, wie das häufig geschah, bei mir den Abend zubrachte, schlug er ein auf meinem Schreibtische liegendes Buch auf und fand darin den ersten Gesang eines von mir angefangenen Gedichts. Er war sichtlich betroffen und schloß das Buch wieder ohne irgend eine Aeußerung. Als wir indeß im Laufe des Abends meistens das Gespräch auf Dichter und Dichtkunst führten, hielt er eine förmliche Vorlesung darüber, wie gefährlich es sei, die Dichtkunst zu seinem Lebensberufe zu machen. Man werde — so meinte er —, indem man sein ganzes Wesen der Dichtung hingebe, nicht nur unwillkürlich, sondern selbst wider seinen Willen von einer fast dämonischen Macht fortgerissen; man werde verleitet, die Wirklichkeit poetisch zu gestalten und seine Ideale in dieselbe zu übertragen. Es erzeuge sich auf diese Weise eine äußere und, was noch schlimmer sei, eine innere Unwahrheit, und wie alles Unwahre nicht dauern könne, sondern den Keim des Unterganges in sich trage, entstehe bald zwischen Leben und Dichtung ein Zwiespalt, für den keine Versöhnung zu finden sei, der immer schneidender werde und das Individuum in einen Kampf mit sich selbst verwickele, in welchem

es untergehe oder doch den innern Frieden für immer oder auf längere Zeit einbüße. So nützlich und genußreich es daher sei, wenn Jeder, der Neigung und Talent zur Dichtung habe, sich seinen einzelnen poetischen Eingebungen überlasse und sich an seinen Erzeugnissen für sich erfreue, ebenso gefährlich sei es, die Dichtung zu seiner Lebensaufgabe zu machen. — Es ließ sich nicht verkennen, daß seine eigenen schmerzlichen Erfahrungen und der Wunsch seines treuen Herzens, einen Freund vor ähnlichen Leiden zu bewahren, Schulze zu dieser Auseinandersetzung bewogen."

Ernst Schulze entsprach vollkommen, und mehr vielleicht als irgend ein anderer deutscher Poet, der Foderung, die Goethe einmal an den Dichter stellt: daß der wahre Dichter im Grunde immer Gelegenheitsdichter (in edlerm Sinne) sein müsse. Er dichtete niemals ohne eine bestimmte Anregung, ohne ein Lebensobject vor sich zu haben. In seinen Liedern, Sonetten, Canzonen und Elegien besang er fast niemals imaginäre Lebensverhältnisse, sondern knüpfte stets an eine gegebene Situation an. Daher erklärt sich bei keinem andern Dichter seine Poesie so sehr aus seinem Leben, wie sein Leben aus

seiner Poesie. Zahlreich sind namentlich die Gedichte, die er an die beiden Tychsen'schen Schwestern richtete; dem „Brockenmädchen", ebenfalls einer Adelheid, gelten mehre seiner Elegien, andere Gedichte andern Personen aus seiner weiblichen Bekanntschaft. Mehr noch als von seiner schon 1813 herausgegebenen Sammlung gilt dieser Gelegenheitscharakter von seinem „Poetischen Tagebuch", das man in seinen nachgelassenen Papieren vorfand und das Bouterwek zuerst herausgab. Die Folge von Sonetten unter dem Titel „Reise durch das Weserthal" bildet nur eine Fortsetzung dieses Tagebuchs und fand sich, von dem Dichter selbst als ein Ganzes geordnet, ebenfalls unter seinem Nachlaß. Von dem „Poetischen Tagebuch", das auch sein letztes am 17. Febr. 1817 geschriebenes Gedicht enthält, bemerkt Bouterwek mit Recht: „Selbst den kalten Psychologen müßte, sollte ich glauben, ein solcher Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes interessiren. Und ist nicht schon die Menge dieser Gedichte eine psychologische Erscheinung, die sobald nicht wiederkehren wird, da sie alle binnen drei Jahren zu gleicher Zeit mit einem epischen Gedichte von mehr als zweitausend Stanzen entstanden und doch in Sprache und Stil so vollen-

det sind, als hätte sich der Dichter ein besonderes Geschäft daraus gemacht, an ihrer Form zu feilen? Oder kann Jemand eine ähnliche Erscheinung in der deutschen Literatur nachweisen? Welcher neuere deutsche Dichter kann mit mehrem Rechte ein Minnesänger im echt romantischem Sinne genannt werden als Schulze?"

In der That hat sich wol die eigenthümliche Süße des Minnegesangs, aber ohne dessen oft triviale Spielerei, an keinem neuern Lyriker in solchem Maße offenbart wie an Schulze. Weichheit und Innigkeit des Gefühls paaren sich in seinen Liebesliedern mit einem melodischen Flusse des Verses, der schon Musik an sich selbst ist. Dahin gehören aus seinem Tagebuche die Gedichte: „Was siehst du mich so hold und mild", „Wenn der junge Mai erwacht", „Alles wo ich weil' und gehe", „Kleine Lieder, geht nur immer", „Nimm mir Alles, falsches Glück", „Lächeln soll ich jetzt und scherzen", und so noch viele andere. An Milde, Zartheit und Sangbarkeit sind ihnen nur einzelne Lieder von Flemming, Hölty und namentlich Goethe gleich. Sein Freund Bergmann nennt ihn nicht mit Unrecht den „wärmsten Dichter unserer

nördlichen Zone". Von seiner außerordentlichen Formengewandtheit zeugen seine Gedichte im antiken Odenversmaß, seine Sonette und Canzonen. Seine Elegien, von allen spätern Versuchen den Goethe'schen am nächsten kommend, beweisen, daß es Empfindungen und Situationen gibt, zu deren Wiedergabe sich kein Versmaß besser eignet als das hexametrische. Seine Hexameter sind außerordentlich leicht und rund gebaut, ohne die Nachlässigkeiten, die sich Goethe zuweilen gestattete, aber auch ohne die zwangvolle Correctheit, welche z. B. die Voß'schen Hexameter nicht selten fast ungenießbar macht.

Von der „Cäcilie" wissen wir, daß auch diese im Grunde ein Gelegenheitsgedicht ist, insofern jedes Gedicht so genannt werden darf, welches auf äußere Veranlassung, wie dieses Epos durch den Tod der Cäcilie Tychsen und durch die Absicht, sie und ihre Schwester Adelheid zu verherrlichen, entstanden ist. Auch sonst nimmt der Dichter in diesem Epos Gelegenheit, geliebte Personen zu feiern, wie in der 27. Strophe des 14. Gesangs den Herrn von Egloffstein und seine drei Schwestern. Für andere ritterliche Gestalten wurden ihm andere Freunde und Gönner, z. B. Beaulieu-Marconnay, Vorbild.

Schulze sagt in einem oben mitgetheilten Briefe selbst, daß er diesem verehrten Freunde darin ein Denkmal zu stiften versucht habe. Auch andern ihm nahestehenden verehrten Personen hat der Dichter in diesem Epos Stanzen gewidmet. Auf der andern Seite schreitet diese Dichtung über den Kreis blos gelegentlicher Anregungen und Anknüpfungen auch weit hinaus, ja, sie ist in gewissem Sinne Schulze's objectivste Dichtung. Schulze verhehlte sich selbst nicht, wie sein Freund von Schleinitz erzählt, daß das Ganze etwas im Nebel verschwimme, daß die Gestalten kein rechtes Leben gewinnen könnten und „weder die Häupter bis in den Himmel zu erheben noch mit den Füßen die Erde zu berühren vermöchten". Aber in den Episoden und Einzelschilderungen gestaltet sich des Dichters Phantasie ganz objectiv, objectiver als man von ihm erwarten sollte. Bouterwek, der sonst mit der zu Grunde gelegten Erfindung nicht einverstanden war, bemerkt von dieser Dichtung: „In der Kunst der poetischen Beschreibung erreichte er bald die ersten Muster des Alterthums und der neuern Zeiten." Dies ist nicht zu viel gesagt. Die Schlachtscenen wie die landschaftlichen Hintergründe sind mit un-

vergleichlicher Lebendigkeit und plastischer Anschaulichkeit geschildert, und in einzelnen Episoden, wie in der von Swinwitha und Thorilde, in der Schilderung der wilden Jagd, der unterirdischen Zwergenwelt u. s. w., offenbart sich eine Macht glutvoller Phantasie, die alle spätern Versuche in diesem Genre in Schatten stellt. Es ist nichts Gekünsteltes darin, sondern Alles frischer und freier Erguß aus ursprünglichem Quell. Auch die durchgehende nebelhaft-düstere Stimmung und Färbung paßt vollkommen zu dem Gegenstande und dem Inhalt der Dichtung. Die graziöse Bewegung, die der Vers selbst bei der Schilderung der düstersten Vorgänge nicht verliert, trägt wesentlich zu der Anziehungskraft bei, welche die Dichtung auf alle für rhythmischen Reiz empfängliche Leser ausübt. Hillebrand rühmt in seinem Werk „Die deutsche Nationalliteratur" an dieser Dichtung namentlich die musikalische Klangfülle, die das Ganze durchweht, und meint, daß das Gedicht in sprachlich-rhythmischer Hinsicht vielen vorangestellt werden dürfe — man kann sagen den meisten, die in deutscher Sprache gedichtet worden sind. Als ein Werk ausdauernden Fleißes und der zärtlichsten Liebe zum Gegen-

stande steht diese umfangreiche Dichtung in der neuern Literatur fast einzig da. Die umständliche Detaillirung, die Manchem hier und da als ermüdende Breite erscheinen möchte, gehört eben zu den wesentlichen Eigenschaften epischer Dichtung.

Auch die „Bezauberte Rose", unter den Schulze'schen Dichtungen diejenige, welche am bekanntesten und beliebtesten geworden ist und die meisten Auflagen erlebt hat, ist nicht ohne persönliche Anregung entstanden; sie war, wie Freiherr von Schleinitz in seinen handschriftlichen Mittheilungen bemerkt, ein letzter Versuch, in sein Verhältniß zum Tychsen'schen Hause Klarheit zu bringen. Der Dichter wußte aber diese persönliche Tendenz mit solchem Geschick zu verdecken, daß der Leser sie unter dieser objectiv-künstlerischen Hülle kaum herausfühlt oder auch nur ahnt. Ernst Schulze ist in dieser reizenden Dichtung von der mehr freien Behandlung der achtzeiligen Stanze nach Wieland'schem Muster zu einer streng regelmäßigen technischen Handhabung derselben zurückgekehrt, und es gibt wol keine deutsche Dichtung von gleichem Umfange, in welcher die Stanze mit gleicher Musterhaftigkeit und gleichem durchgehenden Wohllaut behandelt wäre. Diese Verse

plätschern wie ein gleichmäßiger sanfter Wellenschlag, der in seiner Durchsichtigkeit jedes Steinchen, Hälmchen und Muschelchen auf dem Grunde erscheinen läßt. Lichte farbige Anmuth ist der Grundcharakter dieses Gedichts, das sich durch seine einheitliche Stimmung vor der „Cäcilie" auszeichnet, wie diese wieder vor der „Bezauberten Rose" durch energischere Farbengebung, tiefere und inhaltreichere Handlung, schwärmerische Innigkeit und stärkere Hervorhebung der Contraste. „Cäcilie" ist eine romantische Epopöe, die „Bezauberte Rose" eine romantische Idylle.

Ernst Schulze nimmt in der Geschichte der deutschen Poesie eine unzweifelhaft eigenthümliche Stellung ein. Er steht mit einem Fuße innerhalb, mit dem andern außerhalb der romantischen Schule. Er fußt auf der classischen Anmuth Wieland's, dessen Einflüsse namentlich das Gedicht „Psyche" verräth, das, merkwürdig als das Product eines erst achtzehnjährigen Jünglings, im letzten Buche Stellen enthält, welche, wie Bouterwek bemerkt, auch eines Meisters nicht unwürdig sind. Aber er näherte sich zugleich der Neuromantik in einer Weise, daß darüber der Wieland'sche Einfluß immer unmerk-

licher wurde. Bei seiner überwiegenden Phantasie und Empfindung konnte sich das Element Wieland'schen spielenden Sokratischen Scherzes, und noch weniger Wieland'scher Sinnlichkeit, bei ihm nicht festsetzen. Aber der Wieland'sche Einfluß schützte ihn auch andererseits vor der Regellosigkeit, Willkürlichkeit und Formlosigkeit, welcher sich die Romantiker häufig mit so großem Behagen hingaben. Auch verlor er sich nirgends in die literarisch-polemischen Tendenzen der romantischen Schule, noch in ihre katholisirende Richtung. Er feierte in der „Cäcilie" den Triumph des Christenthums über das dänische Heidenthum, aber nur in seiner allgemeinen Form oder vielmehr in der Form des deutschen Helden- und Ritterthums. Dies unterscheidet ihn auch von manchen Romantikern neuerer Zeit, den abgeblaßten Epigonen des ältern romantischen Kreises, die er ohnehin an Kenntnissen, ästhetischer Durchbildung und künstlerischer Beherrschung seiner Mittel weit übertraf. Wäre ihm ein längeres Leben beschieden und es ihm namentlich vergönnt gewesen, seinen göttinger engern Lebenskreis zu durchbrechen und den Plan seiner italienischen Reise auszuführen, so würde sich auch seine Dich-

terweise mehr mit Gedanken und in das objective Leben eingreifenden Ideen gesättigt haben; er würde, wie sein Freund von Schleinitz mit Recht bemerkt, der Schöpfer meisterhafter, seiner innersten Natur entsprechender Werke geworden sein. Poetische Mittel, namentlich was den anmuthigen, natürlichen Ausdruck und die leichte Bewegung des Verses betrifft, haben seit Goethe wol wenige andere Dichter in so reichem Maße besessen als Ernst Schulze.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Von den sämmtlichen Dichtungen Ernst Schulze's erschienen in demselben Verlage folgende elegante Ausgaben:

I. Die bezauberte Rose.

Romantisches Gedicht.

Miniatur-Ausgabe. [illegible] Auflage. Geb. 1 Thlr.

Octav-Ausgabe. [illegible] Auflage.

Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ausgabe mit Kupfern. geb. 2 Thlr.

Pracht-Ausgabe mit Kupfern. geb. 3 Thlr.

II. Cäcilie.

Romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen.

Miniatur-Ausgabe. [illegible] Auflage. [illegible]

Geb. 3 Thlr.

III. Gedichte.

Miniatur-Ausgabe. Dritte Auflage. Geh. 1 Thlr.

Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Marggraff, Hermann,

Ernst Schulze nach seinen Tagebüchern und Briefen sowie nach Mittheilungen seiner Freunde geschildert ; mit dem Bildnis Ernst Schulze's

Leipzig 1855